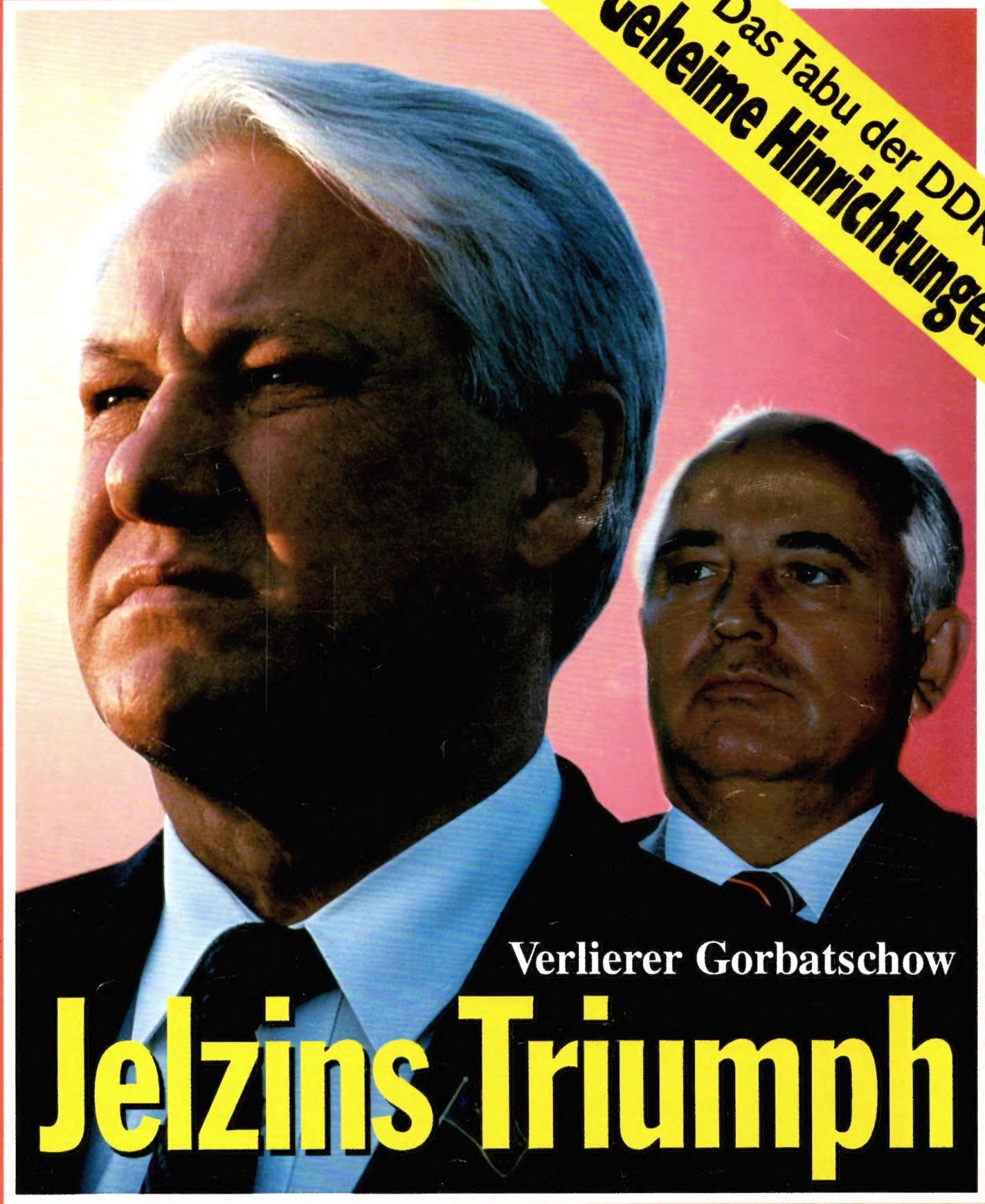
DER SPIEGEL

C 7007 C
Nr. 35 / 45. Jahrgang
26. August 1991
4,50 DM

Das Tabu der DDR

Geheime Hinrichtungen



Verlierer Gorbatschow

Jelzins Triumph

Warsteiner Brauerei, D-4788 Warstein im Sauerland, Telefon (0 29 02) 8 80.

DAS EINZIG WAHRE WARSTEINER

Spitzen-Pilsener der Premium-Klasse

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung Betr.: Jelzin, Gorbatschow

Noch im Juni fühlte sich der damalige Vize-, spätere Putsch-Präsident Gennadij Janajew zu Höherem nicht berufen. Im SPIEGEL 26/1991 findet sich die Interview-Passage:

SPIEGEL: Gennadij Iwanowitsch, wenn Michail Gorbatschow – aus welchen Gründen immer – seine Geschäfte nicht ausüben kann, dann sind Sie ...

JANAJEW: Halt, wir hoffen doch, daß das eine sehr hypothetische Frage ist ... Mächtigster Mann (zu sein), das paßt mir nicht.

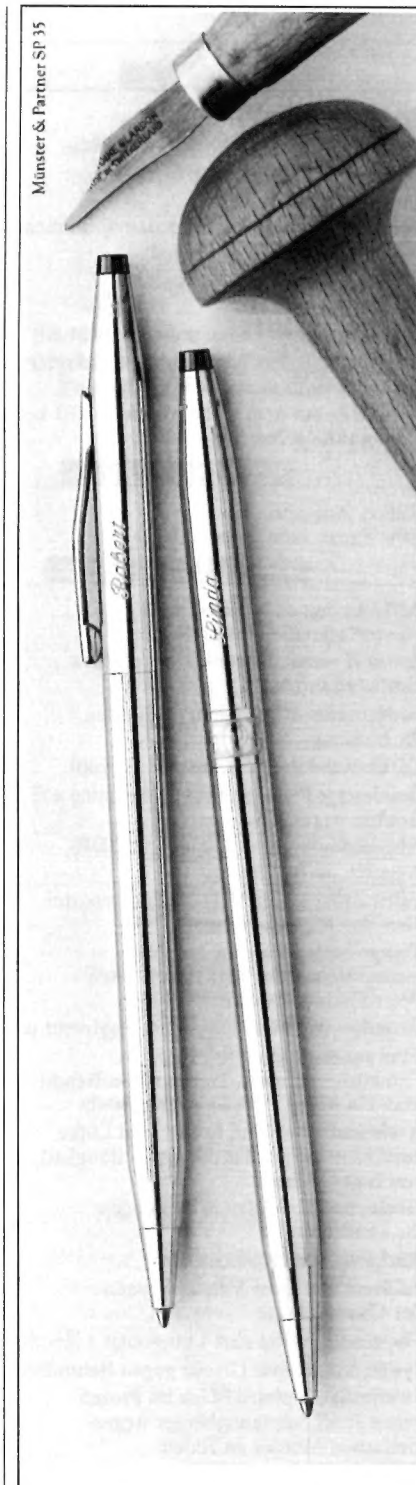
Meyer, Janajew

Recht hatte er. SPIEGEL-Redakteur Fritjof Meyer, Janajews Interview-Partner bei dessen Besuch in Bonn und Verfasser von 19 Titelgeschichten über Gorbatschow, analysiert im Titel dieser Woche den verzweifelten Coup der alten Apparatschiks, dessen Fehlschlag die demokratische Umwandlung des Sowjetsystems wohl erst recht unumkehrbar gemacht hat (Seite 132).

Vom Baltikum bis zum Amur war der SPIEGEL vorige Woche im Einsatz, um die dramatischen Tage im August nachzuzeichnen. Aus Moskau und aus Leningrad (wo Bürgermeister Anatolij Sobtschak die Truppen aus seiner Stadt fernhielt) berichten die Reporter Hans-Joachim Noack und Joachim Preuß. In Riga beobachtete Hermann Orth, wie Lettland die Stunde nutzte, um als letzter der drei baltischen Staaten seine endgültige Unabhängigkeit zu proklamieren und die KP für verfassungsfeindlich zu erklären. Am anderen Ende des Riesenreiches, 6000 Kilometer von Moskau entfernt, erlebte Asien-Korrespondent Tiziano Terzani die Gleichgültigkeit der Provinz gegenüber dem Umsturz in der Hauptstadt.

Die SPIEGEL-Redakteure Christian Neef und Dieter Wild befragten den ZK-Sekretär Walentin Falin nach der Position der Partei während des Putsches, und der einstige Moskau-Korrespondent Siegfried Kogelfranz beschreibt die Macht des unheimlichen Riesenkraken KGB, dessen Hausherr Krjutschkow als Verschwörer jämmerlich versagte.

Vor den ab- und wiedereingesetzten Staatschef Gorbatschow, 1988 und 1991 Gesprächspartner des SPIEGEL, tritt als Titel-Figur diesmal Russen-Präsident Boris Jelzin, Gorbatschows Retter und Widerpart.



Wer würde sich nicht darüber freuen.

CROSS®
SINCE 1846

A.T. CROSS
6500 Mainz 1

Exclusive Schreibgeräte

INHALT

TITEL

Revolution in Rußland 132
Die unbekannten Helden von Moskau 136
SPIEGEL-Umfrage über Gorbatschow und die Russen 142
Wie Leningrads Stadtchef Anatolij Sobtschak die Putschisten in Schach hielt 144
Baltikum – Hoffnung auf baldige Unabhängigkeit 145
Rußlands Ferner Osten putschte nicht mit 147
Interview mit dem Moskauer ZK-Sekretär Walentin Falin über den Putschversuch 148
Warum es mit dem Geheimdienst KGB keine Demokratie geben kann 150

KOMMENTAR

Rudolf Augstein: Eine Partei verschwindet 134

DEUTSCHLAND

Affären: Sagten Schäuble und Stavenhagen die Unwahrheit? 18
Bonn/Moskau: Einstellen auf die Ära Gorbatschow/Jelzin 20
Sowjetunion-Hilfe: Mehr Milliarden für Moskau 22
CDU: Rühe geht auf Distanz zu Kohl 24
Bundestag: Parlamentarierbestechung soll strafbar werden 25
Abgeordnete: Stasi-Spitzel und DDR-Agenten im Bundestag? 27
PDS: Zwist in der SED-Nachfolgepartei über den Moskauer Putsch 28
Tempolimit: Interview mit dem niedersächsischen Verkehrsminister Peter Fischer über Tempo 120 30
Grundgesetz: FDP denkt über Asylrecht nach 31
Einwanderer: Interview mit dem Frankfurter Stadtrat Daniel Cohn-Bendit über ein neues Einwanderungsgesetz 35
Rechtsradikale: Sind Lehrer und Linke mitverantwortlich für die Gewalttätigkeit von Jugendlichen? 42
Hochschulen: Schärfere Prüfungen für Mediziner 53
Bücherspiegel: Kurzkritiken 56
Affären: Die Stasi-Verstrickungen der Charité-Ärzte 60
Flugzeuge: Berlin ehrt Luftpionier Lilienthal 68
Justiz: Skandalöse Urteile gegen Behinderte 71
Strafjustiz: Gerhard Mauz im Prozeß gegen Josef Schwammberger wegen vielfachen Mordes an Juden 76
DDR-Justiz: Die legalen Hinrichtungen in Leipzig 84
Wohnungen: Wucherpreise im Osten 88
Abenteuer: Ist Todessehnsucht die Ursache für das Anwachsen der Risiko-Sportarten? 90
Weinbau: Sortenwechsel am Kaiserstuhl gefordert 96

WIRTSCHAFT

Unternehmen: Dunkle Geschäfte bei Thurn und Taxis 98
Handel: Konsum Dresden setzt sich gegen Asko durch 100
Kommentar: Armin Mahler über die abgeschottete deutsche Wirtschaft 101
Wall Street: Schlimme Sitten im Hause Salomon 102

Schalcks Helfer in Bonn

Seite 18

Innenminister Schäuble traf den Stasi-Oberst Schalck-Golodkowski einen Tag vor dessen Flucht in den Westen, verschwieg aber das Gespräch. Warum? Geheimdienst-Koordinator Stavenhagen gab erst jetzt zu, der BND habe Schalck nach der Flucht intensiv betreut und ihm einen Westpaß mit falschem Namen ausgestellt. Weshalb?

Schalck-Golodkowski

Auf Distanz zum Kanzler

Seite 24

Handlanger Helmut Kohls – diesen Vorwurf will CDU-Generalsekretär Volker Rühe nicht länger auf sich sitzen lassen. Wie ehedem Heiner Geißler verlangt er nun für die Partei mehr Mitsprache in der Regierung und geht zusehends, etwa in der Steuerpolitik, auf Distanz zum Kanzler. Dem mißfällt soviel Eigensinn, und deshalb straft Kohl seinen Generalsekretär durch Nichtachtung.

Rühe

Kohl

Stasi-Nest Charité

Seite 60

Wenn Ärzte der Ost-Berliner Charité Organspender brauchten, nahmen sie den Tod Schwerstkranker in Kauf. Mediziner der SED-Vorzeigeklinik beteiligten sich an Menschenversuchen, Doktoren bespitzelten Kollegen und Patienten – Stasi-Nest Charité.

Ausverkauf bei Thurn und Taxis

Seite 98

Fürstin Gloria von Thurn und Taxis muß aufräumen. Das von ihrem gestorbenen Mann hinterlassene Firmenimperium wirft nur wenig Rendite ab. Das Management hat offenbar in die eigene Tasche gewirtschaftet, Gewinne blieben aus. Die Fürstin hat sich bereits von einigen Firmen getrennt.

Fürstenpaar Thurn und Taxis (1990)

Geheim: Hinrichtungen in der DDR

Seite 84

Durch einen „unerwarteten Nahschuß in den Hinterkopf" starben die zum Tode verurteilten DDR-Bürger. Die „justizförmigen" Exekutionen waren streng geheim und sind es bis jetzt geblieben: Hingerichtet wurde in einem verborgenen Todestrakt des Leipziger Gefängnisses, die Opfer wurden verbrannt, ihre Asche wurde vermauert.

Kinder ohne Zukunft

Seite 116

Straßenkinder in Lateinamerika

Das Elend in der Dritten Welt trifft zuerst die Jüngsten: 80 Millionen Kinder haben ihr Zuhause auf der Straße. Sie betteln, stehlen, morden und prostituieren sich, um zu überleben. In Lateinamerika heuern die Opfer der Kinderkriminalität jetzt Killer gegen die Kleinen an.

„Nackte Freude am Gemeinen"

Seite 196

Er malte den Krieg grauenerregend, doch auch mit Faszination, das „göttliche Dreieck" der Frau wollte er kniend anbeten. Der Maler Otto Dix, dem die Nazis „nackte Freude am Gemeinen" unterstellten und der im geteilten Deutschland „zwischen den Stühlen" saß, wird zum 100. Geburtstag gefeiert. In Stuttgart, Berlin und London gibt es große Dix-Ausstellungen.

Dix-„Selbstbildnis mit Muse" (1924)

Verfällt die deutsche Sprache?

Seite 180

Der neue Duden ist der dickste, den es je gab. Deutschkurse im Ausland boomen. Doch Kritiker reden von Sprachverfall. Im SPIEGEL-Gespräch preist der Autor Georges-Arthur Goldschmidt das Deutsche.

Tiere als Arzneifabriken

Seite 214

Niemann, genmanipulierte Schafe

Krebsmittel, die mit der Kuhmilch gemolken werden, Blut-Ersatz von genmanipulierten Schweinen: Genforscher wollen Tiere als lebende Arzneifabriken nutzen. Der niedersächsische Tiermediziner Niemann schleust Gene für einen menschlichen Blutgerinnungsfaktor ins Erbgut von Schafen.

Silberpfeile in die Formel 1

Seite 175

240 Millionen Mark investierte Mercedes in zwei Weltmeistertitel bei den Sportwagen. Doch die erhoffte PR-Wirkung blieb aus. Von 1993 an sollen die Silberpfeile deshalb in der Formel 1 an den Start gehen.

Fernsehen: Neues Bildschirmformat täuscht die Verbraucher 104
Umwelt: SPIEGEL-Gespräch mit BASF-Chef Jürgen Strube über Chemie und Umwelt 106
Automobile: Teure Modelle werden billiger 114

AUSLAND

Dritte Welt: Generation aus der Gosse 116
Straßenkinder in Brasilien und Kolumbien 121
Geheimdienste: Die Pleite beim Putsch in Moskau 153
Surinam: Neues Kokain-Imperium 154
Frankreich: Paris lockt Ost-Touristen 160
Spanien: Piraten auf der Autobahn 161
Großbritannien: Die fleißigsten Leserbriefschreiber der Welt 164

SPORT

Fußball: Der Streit zwischen Sportdirektor Udo Lattek und Trainer Erich Rutemöller 168
Formel 1: Mercedes steigt 1993 ein 175

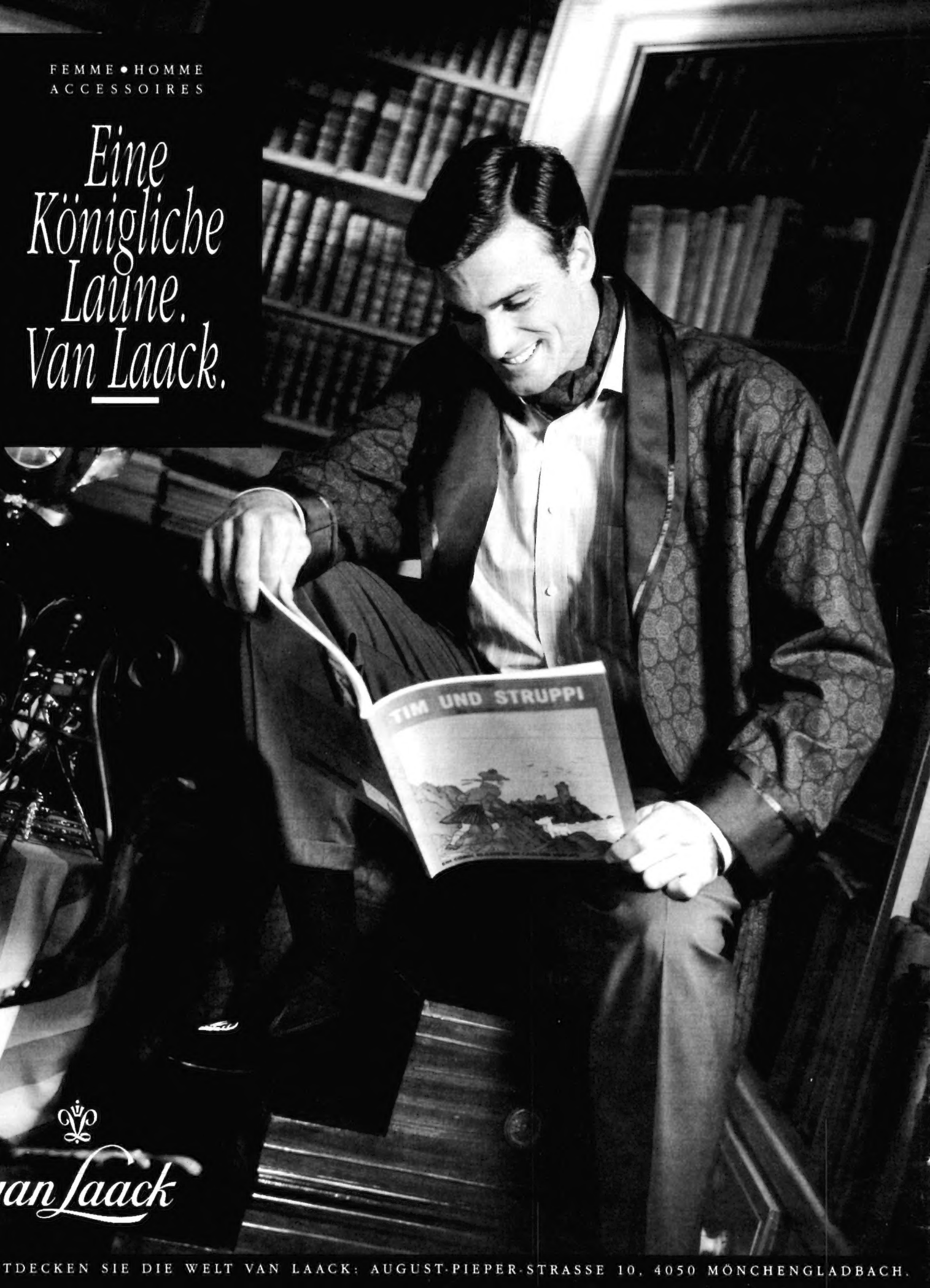
KULTUR

Sprache: Der erste gesamtdeutsche Duden nach dem Zweiten Weltkrieg 180
SPIEGEL-Gespräch mit dem Pariser Autor Georges-Arthur Goldschmidt über die deutsche und französische Sprache 182
Literatur: Neue Kleist-Ausgabe provoziert die Germanistik-Zunft 187
Evolution: Peter Brügge über „Zufall Mensch" von Stephen Jay Gould 190
Kunst: Feiern für Otto Dix 196
Autoren: Interview mit dem Schriftsteller Jewgenij Popow über den Staatsstreich und die Rolle der russischen Intellektuellen 203
Bücher: Ein französischer Thriller hat den Moskauer Putsch vorausgesagt 205
Zeitgeschichte: TV-Dokumentation und Spielfilm über die Wolga-Deutschen 208
Film: „New Jack City" von Mario Van Peebles 209
„Time of the Gypsies" von Emir Kusturica 209
Medizin: Schweine produzieren Menschenblut 214
Transgene Tiere liefern Medikamente 215
Computer: Ende der Sprachverwirrung 218
Maya-Kultur: Untergang durch Öko-Schäden? 222

RUBRIKEN

Briefe 7
Panorama 16
Trends 97
Panorama Ausland 131
Bestseller 193
Szene 195
Prisma 211
Personalien 226
Register 228
Fernsehen 230
Hohlspiegel/Rückspiegel 234
Impressum 14

DER SPIEGEL (USPS 154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $ 250,00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.


FEMME • HOMME
ACCESSOIRES
Eine
Königliche
Laune.
Van Laack.
TIM UND STRUPPI
an Laack
TDECKEN SIE DIE WELT VAN LAACK: AUGUST-PIEPER-STRASSE 10, 4050 MÖNCHENGLADBACH.

Nächtliche Grufti-Show

(Nr. 33/1991, SPIEGEL-Titel: Die Heimkehr König Friedrichs II. nach Potsdam)

Gut, daß Könige nicht wie andere Sterbliche verbuddelt werden. So kann man sie zu gegebener Zeit wieder hervorholen, und Bundeskanzler können sich bei mitternächtlicher Grufti-Show in königlichem Glanz sonnen beziehungsweise vom Mond bescheinen lassen.

Hannover HARTMUT HERBST

Wann ist Bundeskanzler Kohl eigentlich Privatmann? Gibt es da eine genaue Definition? Denn es ist mir folgendes in den Sinn gekommen: War Kohl schlicht und einfach Privatmann bei der Beisetzung des Königs, so mußte er doch die Kosten seiner Reisen und damit die Kosten seiner Unterbringung samt seiner Begleitung selber tragen. Reiste er als Bundeskanzler, so ist es klar: Der Steuerzahler trägt die Kosten. Aber er reiste ja nicht als Bundeskanzler. So betonen es jedenfalls alle Verantwortlichen. Aber wann ist Kohl denn nun Bundeskanzler, und wann ist er privat? Von den Ministern heißt es, sie sind rundum im Dienst. Das behaupten sogar unsere Senatoren hier in Berlin. Wenn aber der Bundeskanzler immer im Dienst ist und kraft seines Amtes das deutsche Volk immer repräsentiert, wie kann er dann Privatmann sein? Wer also bezahlt die Reisekosten? Das Haus Hohenzollern? Die Regierung von Brandenburg? Geht nicht, die hat ihn ja nicht eingeladen, wird behauptet. Also, verehrter SPIEGEL, wer bezahlt nun „Kohls Wahnsinns-Reise"? Egal wie ich es drehe, ich komme nicht darauf.

Berlin WERNER MOLKENBUR

Als große historische Figur durfte der „Alte Fritz" in Würde umgebettet werden. Ich gönne ihm das als Brite.

Bonn BRANGWYN JONES

Hätte Friedrich sich noch wehren können, er hätte wohl all jenen „Trauergästen" – und besonders unserem Bundeskanzler – das zugerufen, was er dem General Finck zurief, als dieser Friedrich kritisieren wollte: „Mach Er, daß Er fortkommt!"

Cölbe (Hessen) ANDREAS WAGNER

Wann kommt der Zeitpunkt, da der Generalfeldmarschall von Hindenburg mit militärischen Ehren von der Marburger Elisabethkirche in das wiederaufgebaute Tannenberg-Nationaldenkmal überführt wird?

Stuhr (Nieders.) HEINZ KORNEMANN

Es ist ja sehr interessant, daß unter Friedrich II. Katholiken weder Staatssekretäre noch Minister werden konnten. Noch interessanter ist jedoch, daß ein Katholik diesem Monarchen huldigt, unter dessen Regentschaft er es noch nicht einmal zum Staatssekretär gebracht hätte: unser ehrenwerter Bundeskanzler.

Mainz DETLEV WINKELMANN

Vielen Dank für Ihren umfangreichen Beitrag zum Preußenkönig Friedrich II. und zur Rolle Preußens bis in die Neuzeit. Man kann heute noch feststellen, daß die Propaganda der Nazis wirkt, der Glorienschein Preußens leuchtet hell und blendet (natürlich) auch unseren Bundeskanzler.

Wiesbaden PAUL-CHRISTIAN KOCH

Ist es der mediokre Hitler wirklich wert, daß sich die Deutschen immer wieder mit der geistigen Vaterschaft Friedrichs befassen? Zwischen uns und dem König liegen 250 Jahre. Da hätte er wohl auch

Prinz Louis-Ferdinand, Kanzler Kohl*
„Mach Er, daß Er fortkommt!"

* Beim Verlassen des Mausoleums auf Schloß Sanssouci in Potsdam.

Ein Verlag

„So Vieles und Vielfältiges (. . .) hat kein anderer deutscher Fachbuchverlag zu bieten." **(NDR)**

Geistes- und Kulturwissenschaften
Gesellschaftswissenschaften
Literatur- und Sprachwissenschaften
Naturwissenschaften

und mehr . . .

150 000 Mitglieder weltweit schätzen unser Programm. Urteilen Sie selbst:

Sie erhalten unsere Bücher zu günstigen Mitgliedspreisen.

Sie erhalten regelmäßig und kostenlos unser informatives „Magazin für Mitglieder".

Wir laden Sie zu Buchausstellungen in Ihrer Nähe ein.

Der Mitgliedsbeitrag von DM 14,– (Schüler/Studenten DM 7,–) belastet Ihren Geldbeutel nicht.

Sie beziehen nur einen Titel beliebigen Wertes pro Jahr.

Profitieren auch Sie von unserer Kompetenz.

✂ - - - - - - - - - - - - - - -

COUPON

Schicken Sie mir bitte kostenlos und unverbindlich Ihren aktuellen Jahreskatalog. (Bitte in Blockschrift ausfüllen.) SP1

Name .....

Beruf .....

Straße .....

Ort .....

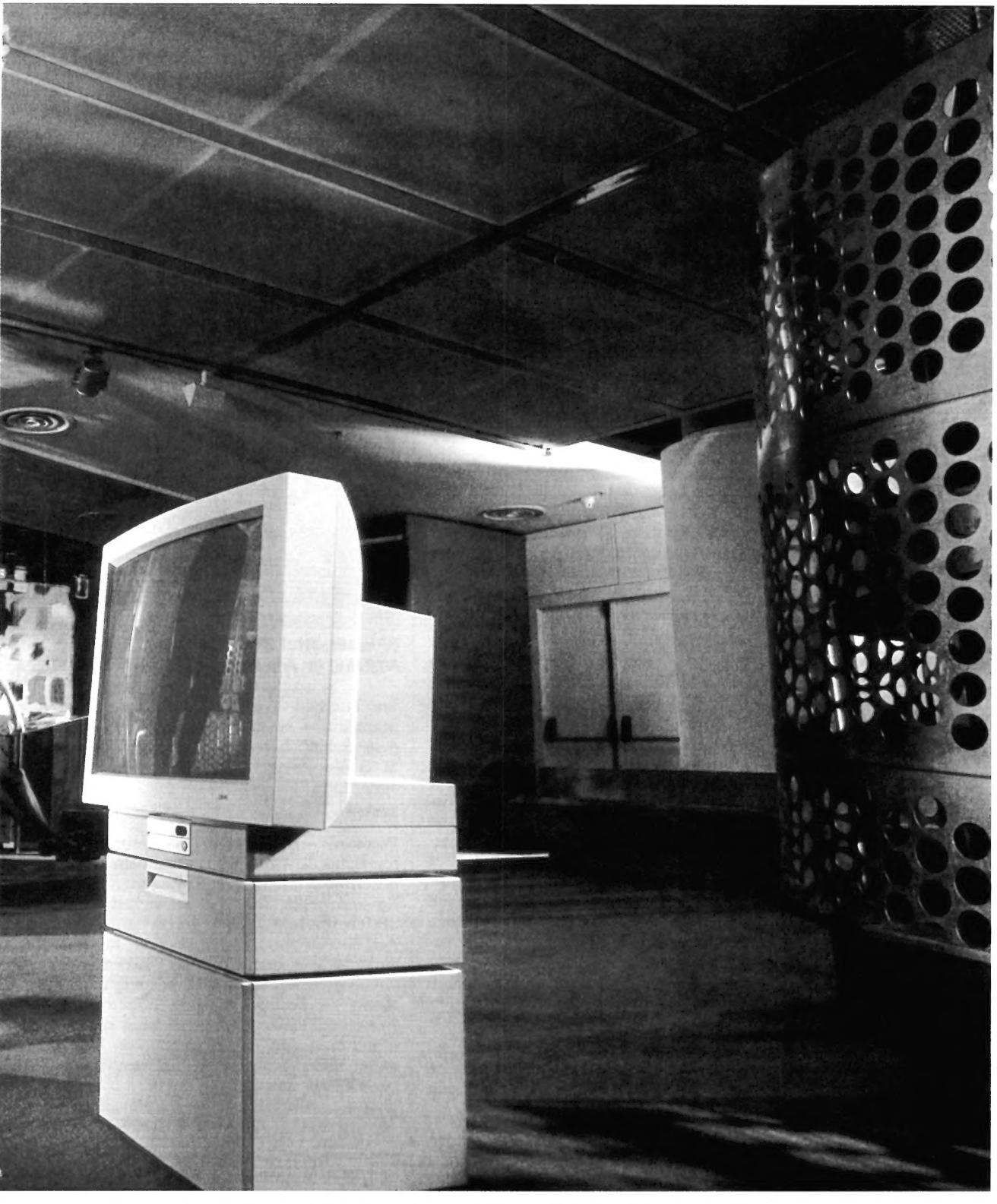
Wissenschaftliche Buchgesellschaft
Postfach 11 15 53
6100 Darmstadt

„Eine Million! Gestochen scharf kam es via Satellit von der New Yorker Börse: Wir sind eine Million reicher."

Loewe Concept Plus Sat
Auch wenn Sie keine Wertpapiere im Ausland haben, keine teuren Gemälde von einem der großen internationalen Auktionshäuser anbieten lassen, wenn Sie einfach nur Ihren Horizont erweitern wollen, ist ein Loewe mit integriertem Satellitenempfangsteil der entscheidende Fortschritt. Denn so können Sie heute schon mit Satellitenantenne über 90 Programme aus aller Welt empfangen.

Satelliten-Direktempfang
Von außen nicht sichtbar: der integrierte Satellitenempfänger. So kommen Europa und die ganze Welt in Ihr Haus. Alle Loewe Concept Plus-Fernseher sind mit oder ohne Satellitenempfänger zu haben.

THINK



D2 MAC

D2-MAC
Mit einem zusätzlichen Decoder empfangen Sie heute schon Sendungen in D2-MAC-Norm, ab 1992 HD-MAC-Sendungen.

IDC

Intelligent Dialog Control
Mit dieser intelligenten Bedienerführung beherrschen Sie den Loewe Concept Plus fast ohne Bedienungsanleitung.

S PAL

S PAL
Auf Knopfdruck erhalten Sie ein noch schärferes Bild, so werden auch feinste Strukturen sichtbar.

Loewe in Halle 1 auf der IFA
30.08.91 – 08.09.91

Loewe
D-8640 Kronach

LOEWE.

[Es gibt Leute, die haben einen Fernseher, und es gibt Leute, die haben einen Loewe.]

Die Marke

Das Zeichen erfolgreicher Individualisten

Der Unterschied

Selbstbewußt

Eigenständig

Dynamisch

B&M

Golden Head®

HANDMADE IN GERMANY

Die exclusiven Lederwaren-Set-Collectionen erhalten Sie im ausgewählten Fachhandel und in den Fachabteilungen der Warenhäuser. Weitere Informationen: Golden Head Schmidt GmbH · Postfach 27 · W-6570 Kirn.

inzwischen das Spießrutenlaufen abgeschafft. Zum Kaukasus wäre er sicher nicht marschiert, und auch Auschwitz wäre nicht passiert, das sagt auch Rudolf Augstein. Als Alibi für die Missetaten seines späten „Nachfolgers" sollte er zu schade sein.

Engelskirchen (Nrdrh.-Westf.) DR. RICHARD KAHLE

Dumme und Schlaue

(Nr. 32/1991, SPIEGEL-Titel: Bonn will Reformen – das Berufsbeamtentum hat keine Zukunft)

Weshalb bloß versehen Sie den Titel mit einem Fragezeichen? Hinter „Beamte weg" hätte ein dickes, fettes Ausrufezeichen gehört. Oder besser gleich zwei.

Lilienthal (Nieders.) HEINZ HOLTGREFE

Jeder Beamte weniger ist ein Schritt mehr in Richtung Demokratie, jeder Beamte mehr ist ein Schritt weiter in Richtung Obrigkeitsstaat!

Köln DIETER THOMASHOFF

Es gibt unter den Beamten dumme und schlaue. Ich gehörte zu den Dummen, denn ich bin mit etwa 3000 Überstunden in Pension gegangen. Von dieser dummen Kategorie wird auch in den vielen SPIEGEL-Artikeln nicht gesprochen.

Lauenburg (Schlesw.-Holst.) EGON SCHWINTOWSKY

Aus dem Schreiben der EG-Kommission an Bundesaußenminister Genscher geht eindeutig hervor, daß sowohl die EG-Kommission als auch der Europäische Gerichtshof lediglich eine Diskriminierung von EG-Ausländern verhindern wollen, die nicht im gleichen Status als Beamte angestellt werden sollen, obwohl sie nach Eignung, Leistung und Befähigung den Anforderungen entsprechen, die an deutsche Bewerber zu stellen sind. Merke: Nicht der Deutsche, der Franzose, der Portugiese soll die Beamtenstelle bekommen, sondern der Beste! Der Staatsangehörigkeitsvorbehalt ist entsprechend zu ändern.

München KLAUS NEUMANN
Stellvertretender Vorsitzender des Bayerischen Beamtenbundes e.V.

Vielleicht würde es die Rentabilität der Schule steigern, wenn sie sich stärker an der japanischen Pädagogik orientieren würde? Fehlende Arbeitsmoral scheint dort ja kein Thema zu sein.

Frankfurt ANDREAS POPPE

Daß die sozialdemokratische Opposition den Konservativen beim Schlußverkauf von Bahn und Post helfen soll, vermag ich nicht zu glauben. SPD-Abgeordneten, die voreilig Zustimmung zur Privatisierung von Bahn und Post signalisieren, empfehle ich das Studium des SPD-Grundsatzprogramms und die Überprüfung des eigenen Standorts, bevor sie weiter Stammwähler vergraulen.

Pöcking (Bayern) SIEGI DANNINGER

Zunächst einen herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Titelbild: recht unzweideutig und sehr amüsant zugleich. „Der Untertan" läßt grüßen. Sind seine Ohren etwa schamesgerötet, weil dieser deutsche Beamte unordentlicherweise kein Unterhemd trägt?

Marly (Schweiz) ANSELM KLATT

SPIEGEL-Titel 32/1991
Ausbund an Arbeitseifer

Ihr Titelbild – dieses verschrumpelte Männlein – ist eine Wucht; grad aus dem Schlaf haben Sie den gerissen. Mein Vorschlag: Abschaffung des Beamtentums!

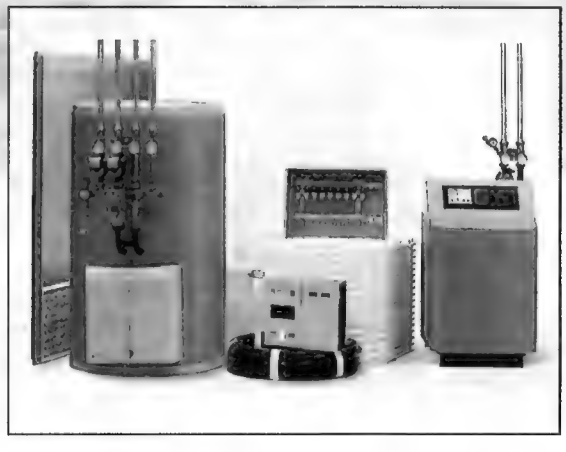
Karlsruhe NIKOLAUS MÜLLER

Wenn wir – Beamte einer nachgeordneten Behörde – zu unseren in einem Ministerium ansässigen Chef-Beamten eifrig und voller Hingabe aufblicken, so dürfen wir bewundernd feststellen: Sie sind ein Ausbund an Arbeitseifer, Innovationswillen, intellektueller Power und Kreativität, so daß man sie mit Fug und Recht als produktiven und effektiven Braintrust schlechthin bezeichnen muß – und ein jeder, der da behauptet, Beamte seien Sesselfurzer, ist ein unverschämter Lügner!

Wiesbaden WOLFGANG FOERSTER
BURKHART VON WEDEL

Sie haben nur einen kleinen Ausschnitt des Beamtenwildwuchses aufgezeigt. Durchleuchten Sie doch mal die Ministerien in Bund und Ländern, die Kommunalverwaltungen und die EG-Bürokratie. Dies brächte Stoff genug für viele Fortsetzungen, für eine Art „unendlicher Geschichte".

Offenbach LOTHAR SCHANZ



Die letzten Pinguine der Antarktis bitten Sie, die Temperatur dieses Planeten so zu lassen, wie sie ist.

In den letzten Jahrzehnten ist die Durchschnittstemperatur unseres Planeten um 0,5 Grad Celsius gestiegen. Noch 1,5 Grad mehr, und die Pole schmelzen. Die Folgen sind nicht auszudenken. Die Ursachen sind bekannt: CO_2, das bei der Verbrennung von Holz, Kohle oder Erdöl entsteht und den sogenannten Treibhauseffekt verursacht.

Aber nicht nur das: Unsere Abgase wandern Tausende von Kilometern und kondensieren am Nordpol. Dort sind Seehunde und Fische bereits derart belastet, daß die Eskimos mit importierten Grundnahrungsmitteln versorgt werden müssen.

Die neuen Herrmann Heizsysteme sind die beruhigende Antwort auf das Ultimatum der Natur. Sie reduzieren den Energieverbrauch und die Abgase in Ihrem Lebensbereich so drastisch, daß Sie auch in den nächsten Jahrzehnten mit bestem Gewissen höchsten Heizkomfort genießen können. Und mit besserem Gewissen Ihr Auto fahren.

Die neuen Herrmann Heizsysteme, empfohlen von allen Pinguinen der Antarktis, repräsentieren den neusten Stand umweltfreundlicher und zukunftssicherer Technologie.

Ihre Besitzer können mit höchstem Komfort, niedrigsten Energiekosten und dem Dank aller späteren Generationen rechnen. Fordern Sie unsere Broschüre an.

Wir kommen auf Empfehlung

H E R R M A N N

WÄRMESYSTEME

Postfach IM 1364 · 5840 Schwerte · Tel.: 02304/47900

Boris Jelzin:

»Die wahren Feinde der Perestroika sitzen in der Partei.«

»Mein Buch ist keine Autobiographie. Es ist der Versuch, das Bild der bewegten Zeiten nachzuzeichnen, in denen ich lebe und arbeite, und der Ideale, für die ich nicht aufhören werde zu kämpfen.«

»Kein sowjetischer Politiker versteht es, so klar die wunden Punkte der Reformpolitik Gorbatschows zu benennen wie Jelzin.« *Die Welt*

(4841) DM 12,80
Als Hardcover DM 36,–

Knaur
Taschenbücher

Überall im Buchhandel.

Überdrehte Tanzbären

(Nr. 33/1991, Frauen: Wenn Mütter ihre Söhne mißbrauchen)

Wenn die Eltern auf „ihre" Kinder als Beschützer, Tröster und Sexpartner angewiesen sind: Was ist dann mit dieser Gesellschaft los? Was sind dann die ganzen Freundschaften oder gar „Freundeskreise" wert?

Bonn INGRID HEYDEN

Kleine Kinder in die Rolle des Beschützers und Trösters zu drängen ist zwar kein sexueller, aber ein emotionaler Mißbrauch (ein weiteres Tabu), also durchaus nicht legitim, wie Sie schreiben. Mütter haben ihre Kinder zu beschützen und zu trösten, nicht umgekehrt.

Rahden (Nrdrh.-Westf.) RUDOLF MÜLLER-ELZE

Daß auch Väter die eigenen Söhne sexuell mißbrauchen, wird in Ihrem Artikel nicht erwähnt. Dieses Thema ist mindestens ebenso stark tabuisiert wie der sexuelle Mißbrauch durch Mütter.

Heidelberg ANDREA DUTTENHOFER

In Ihrem Artikel beziehen Sie sich auf Jahresberichte des Deutschen Kinderschutzbundes Frankfurt/Main: Wir legen Wert darauf, richtigzustellen, daß nicht „fast 25 Prozent" der Inzest-Delikte, die 1990 in Frankfurt bekannt wurden, „von Müttern verübt" worden sind, sondern 6,8 Prozent. 1988 waren es 2,6 Prozent.

Frankfurt JULIUS NIEBERGALL
Beratungsstelle des Deutschen Kinderschutzbundes

Wenn Väter ihre Töchter mißbrauchen, hat die Mutter schuld, weil sie nicht aufpaßt. Wenn Mütter ihre Söhne mißbrauchen, tauchen Väter nicht auf . . .

Göttingen ANNETTE GRAMSS

Dem SPIEGEL sei – ausnahmsweise! – Dank, daß über diesem wahrhaftig psychopathogenen Mechanismus ein Scheinwerfer aufgeht. Sexuell mißbrauchte Jungen versagen mit hoher Wahrscheinlichkeit in Beruf, Zweierbeziehung und als spätere Väter. Erst durch die Versprachlichung wird das Empfundene, Erlebte auch zur denkbaren Tatsache; Männer sollten also anerzogene Mannhaftigkeit überwinden und tief im Erinnerungsspeicher wühlen.

Bern ROGER BEAUD

Körperkontakt ist nicht gleich sexueller Mißbrauch! Der Mißbrauch hat viel mit Machtmißbrauch zu tun. Da, wo das Kind übergangen wird – und zur Lustbefriedigung Erwachsener fungieren muß. Noch etwas: Daß viele Söhne als Substitut für ihre Väter herhalten müssen, ist keine neue Erkenntnis. Aber die Mutter-Kind-Symbiose ist nicht sohnspezifisch – und auch nicht mit sexuellem Mißbrauch gleichzusetzen.

Bonn ELLEN ROSUE

Die echten Inzeste sind nur die Spitze des Eisbergs. Darunter verbirgt sich die große Masse der „platonischen" Mutter-Sohn-Inzeste, in denen die (nicht oder unglücklich verheirateten) Mütter alle emotionalen Aspekte von Beziehung außer der sexuellen mit ihrem Sohn realisieren wollen, was ihnen als Idealbeziehung erscheint, weswegen sie gar kein Interesse an anderen Männern mehr haben (zumal Söhne sich auch nicht scheiden lassen können). Weil dabei die Tabu-Schranke unangetastet bleibt, fällt die Unnatürlichkeit der Beziehung nicht sofort auf. Auffällig wird sie erst, wenn die Söhne später als überdrehte Tanzbären immer wieder gegen die Mauern der Realität laufen.

Mutter mit dreijährigem Sohn: Spitze des Eisbergs

Speyer MAXIMILIAN EBERL

Riskantes Schicksal

(Nr. 33/1991, SPIEGEL-Essay von Ulrich Beck: Die blaue Blume der Moderne)

Das Versicherungsprinzip für Forschung und Technologien einzuführen entspricht dem Gedanken, Triebtätern Handschellen verkaufen zu wollen, um sie bei Bedarf im Zaum zu halten. Nein, Becks Vorschlag beißt sich selbst.

Wachtendonk (Nrdrh.-Westf.) GÜNTER BENNINGSHOFF-KARSTEIN

Sosehr Beck zunächst Pragmatismus das Wort redet, er verfällt doch schließlich in eine recht typische Blauäugigkeit, die sich vor allem in der Vision einer „Antikisierung" der Technik manifestiert. Wer Modernisierung will, sollte die ökonomische Funktionalisierung

der Technik auch in letzter Konsequenz als Voraussetzung und Sachzwang begreifen.

Hilden (Nrdrh.-Westf.) CHRISTOPH ZYDOREK

Mit seiner Beschwörung von Untergangsperspektiven ist Beck wohl nicht auf der Höhe des Zeitgeistes. Ohne Risiken einzugehen, würden wir noch auf den Bäumen leben – oder aber (vermutlich!) überhaupt nicht mehr. Evolution ist unser Schicksal, das immer riskant ist. Dagegen will Beck uns nun mit Versicherungen sichern. Na ja!

Bonn MANFRED PETROLL

Goldrichtiger Vorschlag

(Nr. 32/1991, Union: Rita Süssmuths einsamer Kampf um die gesellschaftliche Besserstellung von homosexuellen Paaren)

Meine Sympathie für Frau Süssmuth.

Davensberg (Nrdrh.-Westf.) HEIKE BAIST

Weiter so, Rita!

Köln WOLFGANG OCKENFELS

Kanzler Kohl und andere Politiker sollten sich daran erinnern, daß sie das *ganze* Volk repräsentieren sollen.

Wiesbaden BARDO MICHAELIS

Wenn unser Kanzler nichts von Homosexualität versteht, sollte er sich vielleicht etwas mehr mit den Aufklärungsseiten der *Bravo* beschäftigen. Dort wird jenes Phänomen mitunter in einfachem Deutsch behandelt.

Frankfurt FELIX BRACHTHÄUSER

Dänisches Schwulen-Ehepaar*
Schritt in die richtige Richtung

Der Anteil homosexueller Menschen an der Bevölkerung Deutschlands beträgt zehn Prozent. Nach dem Vorstoß von Frau Süssmuth in Richtung Gleichstellung, auf den die CDU/CSU mit solch unglaublicher, bornierter Intoleranz gegenüber Lesben und Schwulen reagiert, erfüllt es mich wenigstens mit tiefer Genugtuung, daß der Partei dieses Wähler/innen-Potential verschlossen bleiben beziehungsweise verlorengehen wird.

Würzburg CHRISTA SPANNBAUER

Weder ängstlich, korrupt noch machtbesessen erfüllt Frau Süssmuth das „C" der CDU mit Leben. Und, liebe Christdemokraten und Kirchenfürsten, man höre: Auch Schwule und Lesben sind Menschen und gehören zu unserer Gesellschaft (zahlen oft sogar Steuern)!

Wunstorf (Nieders.)
CHRISTINE BÜLOW-SONNEMANN
Vorstandsmitglied des Ortsverbandes der CDU und der Frauen-Union

Richtig, Frau Süssmuth, goldrichtig. Ihr Vorschlag zeugt von Fortschrittlichkeit. Ein Schritt in die „richtige Richtung" in diesen restaurativen Zeiten.

Köln SEBASTIAN SCHÖTTES

Als schwuler Mann, der seit vier Jahren schon verheiratet wäre, wenn dies nicht durch bundesdeutsches Recht verhindert würde, arbeite ich seit vier Jahren im öffentlichen Dienst. Durch die Tatsache, daß ich meinen Mann nicht heiraten darf, hatte ich in dieser Zeit allein durch die unterschiedlichen Ortszuschläge Einkommensverluste in Höhe von ungefähr 4000 Mark netto. Durch meine Arbeit in einer Aids-Beratungsstelle habe ich oft mit ansehen müssen, was für ein unerträgliches Unrecht durch die derzeitige „Rechtslage" verursacht wird. Selbst ein Partner, der zuvor Jahrzehnte mit dem Verstorbenen zusammengelebt hat, hat nicht nur keinen Anspruch auf Hinterbliebenenrente, nein, auch ein Pflichtteil in der Erbmasse wird ihm verweigert.

Isernhagen (Nieders.) AXEL BLUMENTAHL

Ohne Pläne

(Nr. 34/1991, Verlage: Neuer Stil bei Springer)

In Ihrem Beitrag „Gründlich unterschätzt" über Strukturveränderungen im Axel Springer Verlag berichten Sie, es würde „zumindest überlegt, weitere Beteiligungen im Ausland, etwa die *Tiroler Tageszeitung*, abzustoßen". Damit sich dieses Gerücht gar nicht erst ausbreiten kann, möchte ich klarstellen: Es gibt keine solchen Denkspiele oder gar Pläne. Das gilt auch und gerade für die *Tiroler Tageszeitung*.

Berlin/Hamburg HEINER BREMER
Axel Springer Verlag AG

Fehlbuchungen mit Minus

(Nr. 33/1991, SPD: Streit um den Kurs)

Dem SPIEGEL ist eine Fehlbuchung unterlaufen. Die Steuermehreinnahmen von 17 Milliarden Mark fließen in die Kassen der neuen Länder, nicht in die der alten Länder. Bei den alten Ländern und ihren Kommunen ergibt sich viel-

* Bei der Heirat 1989.

mehr ein Minus von neun Milliarden Mark.

Düsseldorf NORBERT HÖFLER
Finanzministerium des Landes Nordrhein-Westfalen

Betriebliche Eskapaden

(Nr. 32/1991, Autoindustrie: Revolution am Fließband)

Ihre Feststellung, Gewerkschaften würden Gruppenarbeit zwar seit Jahrzehnten fordern, „aber nicht für sie kämpfen", ist leider irreführend. Die IG Metall gehört zu den Müttern des Programms „Humanisierung des Arbeitslebens", mit dem über eine entsprechende Förderung durch die Technologiepolitik des Bundes vielfältige Projekte im Zusammenhang mit Gruppenarbeit oder Inselfertigung erst ermöglicht wurden. Ohne die IG Metall wäre dieses Programm, besonders was die betriebliche Förderung humaner Arbeitsbedingungen angeht, durch die Eskapaden der Herren Möllemann und Waigel zerschlagen. Weniger als zwei Prozent des Forschungsetats beschäftigen sich mit der Humanisierung der Arbeitsbedingungen und der Entwicklung ganzheitlicher und damit humanzentrierter Arbeitsstrukturen.

Frankfurt SIEGFRIED BLEICHER
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall

Eine Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält eine Beilage der Hannoverschen Lebensversicherung, Hannover, sowie des SPIEGEL-Verlages/Abo., Hamburg.

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 11 04 20
Brandstwiete 19/Ost-West-Straße
Telefon (040) 3007-0
Telex 2 162 477
Telefax (040) 3007 247

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein
CHEFREDAKTION
Dr. Wolfgang Kaden, Hans Werner Kilz
REDAKTION
Karen Andresen, Ariane Barth, Dieter Bednarz, Wolfram Bickerich, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Dr. Hermann Bott, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Dr. Thomas Darnstädt, Bernd Dörler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Nikolaus von Festenberg, Uly Foerster, Klaus Franke, Gisela Friedrichsen, Bert Gamerschlag, Angela Gatterburg, Matthias Geyer, Henry Glass, Rudolf Glismann, Jens Glüsing, Johann Grolle, Wolfgang Gust, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Almut Hielscher, Hans Hielscher, Heinz Höfl, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Hans Hoyng, Thomas Hüetlin, Brigitta Huhnke, Dr. Olaf Ihlau, Ulrich Jaeger, Urs Jenny, Dr. Hellmuth Karasek, Klaus-Peter Kerbusk, Sebastian Knauer, Ansbert Kneip, Dr. Walter Knips, Susanne Koelbl, Siegfried Kogelfranz, Christiane Kohl, Dr. Joachim Kronsbein, Karl Heinz Krüger, Wulf Küster, Stephan Lebert, Dr. Romain Leick, Jürgen Leinemann, Heinz P. Lohfeldt, Udo Ludwig, Armin Mahler, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Matthias Matussek Gerhard Mauz, Walter Mayr, Gerd Meißner, Fritjof Meyer, Dr. Annette Meyhöfer, Manfred Müller, Rolf S. Müller, Bettina Musall, Hans-Georg Nachtweh, Irma Nelles, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Gunar Ortlepp, Rainer Paul, Jürgen Petermann, Dietmar Pieper, Joachim Preuß, Klaus Reinhardt, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Gerd Rockel, Dr. Fritz Rumler, Karl-Otto Saur, Marie-Luise Scherer, Heiner Schimmöller, Cordt Schnibben, Hans Joachim Schöps, Dr. Mathias Schreiber, Bruno Schrep, Matthias Schulz, Hajo Schumacher, Ulrich Schwarz, Claudius Seidl, Mareike Spiess-Hohnholz, Dr. Gerhard Spörl, Hans Gerhard Stephani, Günther Stockinger, Peter Stolle, Barbara Supp, Dr. Rainer Traub, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hans-Jörg Vehlewald, Hartmut Volz, Dr. Manfred Weber, Rainer Weber, Alfred Weinzierl, Marianne Wellershoff, Carlos Widmann, Erich Wiedemann, Dr. Dieter Wild, Dr. Peter Zolling, Helene Zuber
REDAKTIONSVERTRETUNG BONN
Winfried Didzoleit, Dr. Richard Kiessler, Dirk Koch, Ursula Kosser, Bernd Kühnl, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Olaf Petersen, Rainer Pörtner, Hans-Jürgen Schlamp, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 5300 Bonn, Tel. 26 70 3-0, Telefax 21 51 10

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
Berlin: Wolfgang Bayer, Christian Habbe, Axel Jeschke, Dieter Kampe, Claudia Pai, Hartmut Palmer, Norbert F. Pötzl, Michael Schmidt-Klingenberg, Diethelm Schröder (beurlaubt), Steffen Uhlmann, Kurfürstenstraße 72 – 74, 1000 Berlin 30, Tel. 25 40 91-0, Telefax 25 40 91 10; Kronenstraße 70, O-1080 Berlin, Tel. 208 2319, Telefax 200 2037 · Düsseldorf: Georg Bönisch, Hans Leyendecker, Richard Rickelmann, Rudolf Wallraf, Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf 1, Tel. 1 68 90-0, Telefax 35 83 44 · Erfurt: Ulrich Bieger, Anger 37 – 38, O-5010 Erfurt, Tel. 226 96 · Frankfurt a. M.: Peter Adam, Wolfgang Bittner, Rudolf Kahlen, Ulrich Manz, Jürgen Scherzer, Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 71 71 81, Telefax 72 17 02 · Hannover: Wolfgang Becker, Jürgen Hogrefe, Rathenaustraße 16, 3000 Hannover, Tel. 32 69 39, Telefax 32 85 92 · Karlsruhe: Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 7500 Karlsruhe 1, Tel. 225 14, Telefax 276 12 · Leipzig: Jan Fleischhauer, Clemens Höges, Gabor Steingart, Käthe-Kollwitz-Straße 115, O-7010 Leipzig, Tel. 47 54 44, Telefax 47 04 84 · Mainz: Felix Kurz, Wilfried Voigt, Rheinstraße 101, 6500 Mainz, Tel. 23 24 40, Telefax 23 47 68 · München: Dinah Deckstein, Dr. Joachim Reimann, Lutz Spenneberg, Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 41 80 04-0, Telefax 4180 0425 · Schwerin: Uwe Klußmann, Goethestraße 14, O-2755 Schwerin, Tel: 86 96 05 · Stuttgart: Dr. Hans-Ulrich Grimm, Sylvia Schreiber, Peter Stähle, Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telefax 29 77 65
REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Omirou 13, 10672 Athen, Tel. 363 6577, Telex 21 54 18 · Bangkok: Dr. Tiziano Terzani, 18 Soi Prommitr, Sukhumvit Soi 39, 10 110 Bangkok, Tel. 258 8410, Telefax 259 5980 · Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. 271 6363, Telefax 271 6344 · Belgrad: Renate Flottau, Koste Zivkovica 2, 11000 Belgrad, Tel. 46 73 09, Telefax 46 73 09 · Brüssel: Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1040 Brüssel, Tel. 230 61 08, Telefax 231 1436 · Budapest: Csalogány u 13-19/A VIII.35, 1027 Budapest, Tel. 202 1793, Telefax 201 8528 · Jerusalem: Dr. Stefan Simons, 1, Bet Eshel, Old Katamon, Jerusalem 93227, Tel. 61 09 36, Telefax 61 76 40 · Kairo: Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. 360 4944, Telefax 360 7655 · Kapstadt: Paul M. Schumacher, 4th Floor, Dumbarton House, 1 Church Street, Kapstadt 8001, Tel. 22 24 44, Telefax 22 11 55 · London: Lutz Krusche, 66 Great Russell Street, London WC1B 3BN, Tel. 430 0323, Telefax 430 0348 · Madrid: Walter Tauber, Marques de Cubas 12, 28 014 Madrid, Tel. 420 19 94, Telefax 420 0181 · Moskau: Jörg R. Mettke, Dr. Christian Neef, Krutizkij Wal 3, Korp. 2, Kw 36, 109 044 Moskau, Tel. 274 0009, Telefax 274 0003 · Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizamuddin East, Neu-Delhi 110 013, Tel. 462 97 33, Telex 3 162 469 · New York: Dr. Werner Meyer-Larsen, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. 221 7583, Telefax 302 6258 · Paris: Helmut Sorge, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. 4256 1211, Telefax 4256 1972 · Peking: Andreas Lorenz, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. 532 3541, Telefax 532 5453 · Prag: Gorkeho Namesti 1565/16, 11 000 Prag, Tel. 235 0667, Telefax 235 0667 · Rio de Janeiro: Dr. Hans-Peter Martin, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. 275 1204, Telefax 542 6583 · Rom: Valeska von Roques, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 679 7522, Telefax 679 7768 · Stockholm: Hermann Orth, Scheelegatan 4, 11 223 Stockholm, Tel. 650 82 41, Telefax 652 99 97 · Warschau: Ul. Polna 44/24, 00-635 Warschau, Tel. 25 49 96, Telefax 25 49 96 · Washington: Siegesmund von Ilsemann, Dr. Martin Kilian, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20 045, Tel. 347 5222, Telefax 347 3194 · Wien: Dr. Martin Pollack, Schönbrunner Straße 26/2, 1050 Wien, Tel. 587 4141, Telefax 587 4242
ILLUSTRATION
Renata Bleck, Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Manuela Cramer, Josef Csallos, Volker Fensky, Rüdiger Heinrich, Antje Klein, Eva-Maria von Maydell, Ingeborg Molle, Ursula Morschhäuser, Monika Rick, Jan Rieckhoff, Chris Riewerts, Julia Saur, Claus-Dieter Schmidt, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Karin Weinberg, Rainer Wörtmann, Jürgen Wulf, Monika Zucht
SCHLUSSREDAKTION
Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Sabine Bodenhagen, Jens Eggers, Horst Engel, Hermann Harms, Rolf Jochum, Karl-Heinz Körner, Inga Lembcke, Dr. Karen Lührs, Reimer Nagel, Andreas M. Peets, Wolfgang Polzin, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Wilhelm Schöttker, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Hans-Jürgen Vogt, Kirsten Wiedner, Holger Wolters, Peter Zobel
VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
dieser Ausgabe für Panorama, Affären (S. 18), Bonn/Moskau, Sowjetunion-Hilfe, CDU, Bundestag, Abgeordnete, Grundgesetz, Bücherspiegel: Wolfram Bickerich; für PDS, Fischer-Interview, Cohn-Bendit-Interview, Rechtsradikale, Hochschulen, Affären, Flugzeuge, Justiz, Wohnungen: Ulrich Schwarz; für Trends, Unternehmen, Handel, Wall Street, Fernsehen (S. 104), Strube-Gespräch, Automobile: Peter Bölke; für Dritte Welt, Panorama Ausland, Titelgeschichte (S. 144, 145, 147, 150), Falin-Interview, Geheimdienste, Surinam, Frankreich, Spanien, Großbritannien: Dr. Olaf Ihlau; für Titelgeschichte (S. 132): Fritjof Meyer; für SPIEGEL-Umfrage: Werner Harenberg; für Fußball, Formel 1: Heiner Schimmöller; für Weinbau, Prisma, Gentechnik, Software, Mayas: Klaus Franke; für Abenteuer, Sprache, Goldschmidt-Gespräch, Zeitgeschichte, Fernsehen (S. 230): Karl-Otto Saur; für Editionen, Bestseller, Szene, Kunst, Popow-Interview, Thriller, Kino: Dr. Mathias Schreiber; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Rainer Wörtmann; für Hausmitteilung: Dr. Romain Leick (sämtlich Brandstwiete 19/Ost-West-Straße, 2000 Hamburg 11)
DOKUMENTATION
Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Sigrid Behrend, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Wolfgang Fischer, André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Dr. Dieter Gessner, Hartmut Heidler, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Hauke Janssen, Günter Johannes, Petra Kleinau, Sonny Krauspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfhart Müller, Bernd Musa, Christel Nath, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Nora Peters, Anna Petersen, Peter Philipp, Axel Pult, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Dr. Mechthild Ripke, Hedwig Sander, Constanze Sanders, Karl-H. Schaper, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Stefan Storz, Monika Tänzer, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Karl-Henning Windelbandt, Georg Wöhner
BÜRO DES HERAUSGEBERS
Wolfgang Eisermann
NACHRICHTENDIENSTE
ADN, AP, dpa, Newsweek, New York Times, Reuters, Time

SPIEGEL-VERLAG
RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG
Verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 45 vom 1. Januar 1991
Verlagsgeschäftsstellen: Berlin: Kurfürstenstraße 72 – 74, 1000 Berlin 30, Tel. 25 40 91 25/26, Telefax 25 40 9130; Düsseldorf: Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf, Tel. 16 89 0-0, Telefax 168 9055; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 72 03 91, Telefax 72 43 32; Hamburg: Brandstwiete 19, 2000 Hamburg 11, Tel. 3007-0, Telefax 3007 247; München: Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 41 80 04-0, Telefax 4180 0425; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telefax 29 77 65
Abonnementspreise: Normalpost Inland: sechs Monate DM 117,00, zwölf Monate DM 234,00. Normalpost Europa: sechs Monate DM 156,00, zwölf Monate DM 312,00; Seepost Übersee: sechs Monate DM 163,80, zwölf Monate DM 327,60; Luftpostpreise auf Anfrage. Abonnement-Service: Tel. 0130-3006
Postgiro-Konto Hamburg Nr. 7137-200
BLZ 200 100 20
Druck: Gruner Druck, Itzehoe; maul belser, Nürnberg
VERLAGSLEITUNG
Fried von Bismarck, Burkhard Voges
GESCHÄFTSFÜHRUNG
Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

Kraftbrühe aus dem Untergrund

Das schwarze Gold hält unsere Industriegesellschaft am Leben. Vom Schmierstoff bis zur Sofagarnitur – ohne Erdöl geht nichts. Doch nicht nur die brennenden Ölquellen in Kuweit zeigen dramatisch, welche verheerenden Nebenwirkungen die Kraftbrühe aus dem Untergrund haben kann. Unablässig fließen Tausende von Litern Öl in die Weltmeere, die Ölverbrennung läßt Kohlendioxide in die Atmosphäre entweichen und unser Klima ins Wanken geraten. Selbst die ewige Suche nach neuen Ölreserven fügt der Umwelt schwere Schäden zu. GEO berichtet vom Kampf um das schwarze Gold und dokumentiert, wo die lebenswichtige Rolle des Erdöls von anderen Stoffen übernommen werden kann. Der Erdöl-Report. Jetzt im neuen GEO.

Außerdem lesen Sie:
Eicheln: In toten Früchten tobt das Leben
Lac Nokoué: Wo die Wassergeister herrschen
Wohnwagen: Amerikas rastlose Rentner

Jetzt bei Ihrem Zeitschriftenhändler

Paßkontrolleinheit nach der Maueröffnung

Basisdaten für Mielke

Der Bundesgrenzschutz (BGS) zögert, sich von ehemals hochrangigen Stasi-Bediensteten zu trennen.

Zwar sollen Ende des Monats die ersten Inoffiziellen Mitarbeiter der Staatssicherheit gefeuert werden – in der DDR arbeiteten sie für die Grenztruppen oder den Zoll, nach der Wende kamen sie beim BGS unter. Aber die hauptamtlichen Stasi-Leute der sogenannten Paßkontrolleinheiten (PKE) dürfen weiter in BGS-Uniform ihren Dienst verrichten. Rund 1000 ehemalige PKE-Angehörige hatte das zuständige Bundesinnenministerium bei der Vereinigung übernommen und ursprünglich im vergangenen Monat zu Beamten auf Probe ernennen wollen.

Nach dem massiven Protest von Bürgerkomitees hat Bonn vor der Übernahme in den Staatsdienst eine Einzelfallprüfung angekündigt, die klären soll, ob die Stasi-Kader als Beamte „zumutbar" sind. Die Prüfung wird ergeben, was das Innenministerium längst weiß, offiziell aber nicht zugeben mag: Beinahe alle PKE-Leute, die derzeit an der ostdeutschen Grenze Wache halten, waren Offiziere der Staatssicherheit, Hauptabteilung VI.

Das Bundesinnenministerium verharmlost die Stasi-Grenzer als „Paßkontrolleure". In Wahrheit bespitzelten sie Ost- und Westbürger, kopierten und fälschten West-Pässe und lieferten so Basisdaten für die Auslandsspionage-Abteilung von Stasi-Chef Erich Mielke.

Die Vergangenheit der neuen Kollegen ist auch dem Bundesgrenzschutz bekannt. Bei der Auswertung der Kaderakten sei deutlich geworden, heißt es in einem internen Aktenvermerk der Grenzschutzdirektion Koblenz, „daß die Paßkontrolltätigkeit in erster Linie der Unterdrückung der Reisefreiheit der DDR-Bewohner sowie der nachrichtendienstlichen Abschöpfung des Reiseverkehrs diente".

Grüne Stasi-Stütze

Die 1987 verstorbene Europa-Abgeordnete der Grünen, Brigitte Heinrich, soll Inoffizielle Mitarbeiterin (IM) der Stasi-Hauptabteilung XXII (Terrorabwehr) gewesen sein. Das behauptete der frühere Stasi-Major Eberhard Kind, 47, vor dem Ermittlungsrichter des Bundesgerichtshofs. Kind, der bis zur Wende in der Abteilung XXII das Referat 8/1 (Linksextremismus/Linksterrorismus in Westeuropa) leitete, hat für einen IM „B. Schäfer" – unter diesem Decknamen wurde die Grüne bei der Stasi geführt – Spesen abgerechnet. Brigitte Heinrich war in den siebziger Jahren mehrmals in Verdacht geraten, Hilfsdienste für terroristische und anarchistische Gruppen geleistet zu haben. In einem umstrittenen Prozeß verurteilten Karlsruher Richter sie 1980 zu 21 Monaten Gefängnis, weil sie vier Handgranaten und zehn Tretminen aus der Schweiz in die Bundesrepublik geschmuggelt haben soll. Der frühere Lebensgefährte von Brigitte Heinrich, der einstige RAF-Verteidiger und -Unterstützer Klaus Croissant, war vorübergehend von derselben Stasi-Abteilung umworben worden. Von dem Rechtsanwalt aber ließen die Agenten-Werber ab, weil dieser „zur militanten Szene keine Bezüge" und damit, so ein ehemaliger MfS-Oberst, „für uns keine operative Bedeutung" mehr hatte. Das Interesse der Abteilung Terrorabwehr an Kontakten zur RAF war weit über Spitzelhilfsdienste hinausgegangen: RAF-Aussteigern wurde jahrelang Quartier in der DDR geboten, aktive Terroristen wurden im Umgang mit Waffen und Sprengmitteln trainiert.

Heinrich

Riesenhuber geprellt

Aus dem ohnehin knappen Etat von Forschungsminister Heinz Riesenhuber (CDU) soll sich erneut eine Führungskraft privat bedient haben. Die Staatsanwaltschaften in Frankfurt und London ermitteln gegen Georg Peter Schröder, den Verwaltungsleiter des von Riesenhuber geförderten „Deutschen Historischen Instituts" in London. Er soll seine Geldgeber um 1,5 Millionen Mark geprellt haben. Schröder wird verdächtigt, ein Konto seines Instituts überzogen und ständig beachtliche Summen für private Zwecke abgezweigt zu haben. Die Fehlbeträge seien durch Falschbuchungen vertuscht worden. Das Ministerium wurde erst aufmerksam, als die Volkswagenstiftung, Eigentümer des Londoner Institutsgebäudes, über ausbleibende Mieten klagte. Schon vor drei Jahren war Riesenhuber Opfer einer Betrügerei zweier Oberamtsräte geworden, die seine Kasse um zehn Millionen Mark erleichtert hatten.

Teurer Jäger

Wegen dramatischer Kostensteigerungen muß die Bundesluftwaffe auf mindestens ein Drittel der umstrittenen Jäger-90-Maschinen verzichten. Statt der geforderten 200 bis 250 Maschinen seien allenfalls 150 finanzierbar, heißt es im Bonner Verteidigungsministerium. Die neueste von Daimler-Benz abgegebene Schätzung besagt, der Jäger 90 werde

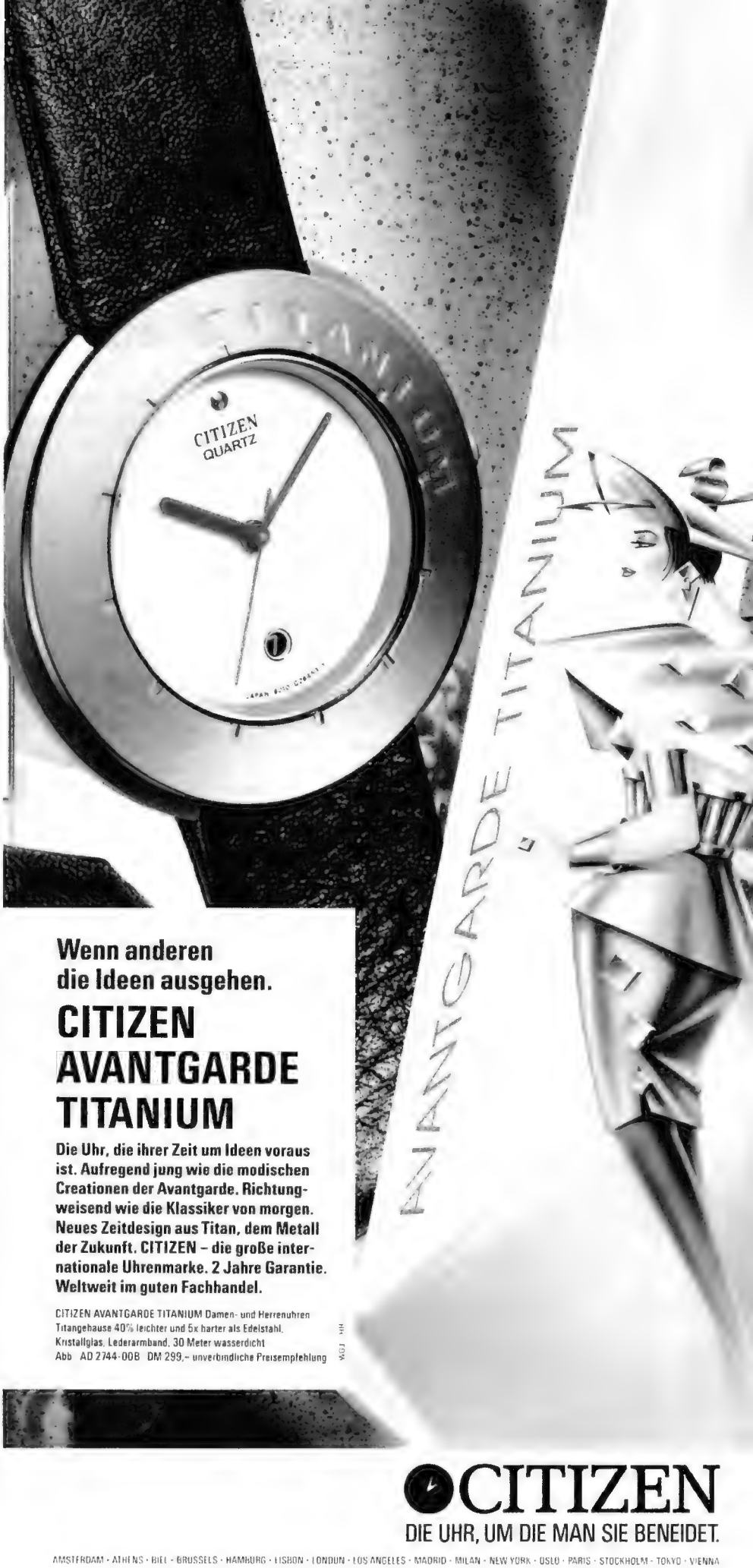
einschließlich der Ersatzteile 100 Millionen Mark pro Stück kosten. Das Verteidigungsministerium hingegen hat in den letzten Jahren immer wieder beteuert, der sogenannte Systempreis für den Jäger werde höchstens zwei Drittel des Preises für einen „Tornado"-Kampfbomber betragen – also weniger als 70 Millionen Mark. Wegen der Kostenexplosion erwägen nun auch die Briten, anstelle der ursprünglich geplanten 250 Maschinen für die Royal Air Force nur noch 150 anzuschaffen. Das würde bedeuten, daß die Kosten für Bonn und die anderen Partner – Italien und Spanien – weiter steigen. Die Ende Juli übermittelte Kostenschätzung der Rüstungsindustrie beruht auf der Annahme, daß rund 800 Maschinen an die beteiligten Nato-Länder verkauft werden können – plus etliche Dutzende in die Dritte Welt.

Später Vorstoß

Die Union will eine teure alte Forderung der Vertriebenen erfüllen. Zur Überraschung des freidemokratischen Koalitionspartners lud Innenstaatssekretär Franz Kroppenstedt die Vertreter

Schlesier

aller betroffenen Ressorts zu einem Treffen mit dem Bund der Vertriebenen des CDU-Rechten Herbert Czaja ein. Dabei sollen, laut Einladungsschreiben, „Entschädigungsleistungen an Vertriebene" behandelt werden, die sie auf jetzt polnischem Staatsgebiet erlitten haben. In dem von der sozial-liberalen Koalition ausgehandelten deutsch-polnischen Vertrag von 1970 war diese Frage bewußt ausgeklammert und damit negativ entschieden worden. Die FDP reagiert verärgert auf den plötzlichen Vorstoß. „Völlig ohne Not wird ein Faß aufgemacht", so ein FDP-Regierungsmitglied, „wo es wahrlich ganz andere Probleme gibt."



Wenn anderen
die Ideen ausgehen.

CITIZEN
AVANTGARDE
TITANIUM

Die Uhr, die ihrer Zeit um Ideen voraus ist. Aufregend jung wie die modischen Creationen der Avantgarde. Richtungweisend wie die Klassiker von morgen. Neues Zeitdesign aus Titan, dem Metall der Zukunft. CITIZEN – die große internationale Uhrenmarke. 2 Jahre Garantie. Weltweit im guten Fachhandel.

CITIZEN AVANTGARDE TITANIUM Damen- und Herrenuhren
Titangehäuse 40% leichter und 5x harter als Edelstahl.
Kristallglas, Lederarmband, 30 Meter wasserdicht
Abb AD 2744-008 DM 299,– unverbindliche Preisempfehlung

CITIZEN
DIE UHR, UM DIE MAN SIE BENEIDET.

AMSTERDAM · ATHENS · BIEL · BRUSSELS · HAMBURG · LISBON · LONDON · LOS ANGELES · MADRID · MILAN · NEW YORK · OSLO · PARIS · STOCKHOLM · TOKYO · VIENNA

Schäubles schwaches Gedächtnis

Auf einmal gibt Geheimdienst-Koordinator Stavenhagen zu, Stasi-Oberst Schalck-Golodkowski sei nach seiner Flucht vom BND doch „intensiv betreut" worden. Hat er das Parlament belogen? Jetzt erinnert sich Innenminister Schäuble an ein Gespräch mit Schalck am Tag vor dessen Flucht. Warum wollte er Schalck schützen?

Für Lutz Stavenhagen, Staatsminister im Bonner Kanzleramt und Aufsichtsführer des Bundesnachrichtendienstes (BND), gehören Dementis zum Tagesgeschäft.

In geübter Weise bestritt Stavenhagen in der vergangenen Woche Spekulationen, der SED-Devisenbeschaffer Alexander Schalck-Golodkowski sei nicht nur für die Stasi tätig, sondern auch BND-Agent gewesen. Schalck sei „zu keiner Zeit Agent oder Quelle des BND" gewesen, so der Geheimdienstkontrolleur, er sei lediglich „abgeschöpft" worden. Nach „als ernst eingestuften Hinweisen", dem Stasi-Oberst drohe Gefahr, habe der BND ihm allerdings samt Ehefrau für die Zeit von Anfang Februar bis zum 20. März 1990 falsche Ausweispapiere ausgestellt, auf den Mädchennamen der Schalck-Gattin, Gutmann.

Just danach hatte im letzten Frühjahr der SPD-Abgeordnete Peter Conradi die Bundesregierung befragt und am 13. März 1990 von Stavenhagen schriftlich die Antwort bekommen: BND-Hilfe für Schalck – „beispielsweise durch die Ausstellung eines Reisepasses" – sei „weder angeboten noch geleistet" worden.

Hat Kohls Staatsminister das Parlament vorsätzlich belogen?

Oder hat er, andere Möglichkeit, als Kontrolleur versagt, weil der BND eigenmächtig gegen Bonner Weisungen handelte? „Ein Skandal ist es in jedem Fall", so Ingrid Köppe, Vertreterin des Bündnis 90/Die Grünen im Bundestags-Untersuchungsausschuß zum Schalck-Komplex.

Es ist sicher nicht der einzige.

Noch ist das Ausmaß der Kungelei zwischen der Bundesregierung, den Geheimdiensten und dem Bundeskriminalamt (BKA) mit dem früheren Chef des DDR-Firmenimperiums „Kommerzielle Koordinierung" (KoKo) nicht exakt auszumachen. Nur in Bruchstücken ist erkennbar, wie intensiv der Top-Zoni umsorgt worden ist.

Zwar sind wichtige Briefe und Vermerke, im Kanzleramt etwa, verschwunden (Stavenhagen: „Wir suchen"), zwar werden aus Wortprotokollen der Schalck-Vernehmungen plötzlich bloße „Notizen", werden maßgebliche Politiker wieder einmal von Gedächtnisstörungen geplagt. Klar ist jedoch: Die amtliche Version, Schalck sei „befragt", aber „nicht betreut" worden (Stavenhagen), läßt sich nicht halten.

Amtliche Stellen versorgten den früheren DDR-Staatssekretär mit juristischem und publizistischem Beistand,

Schalck-Anwesen in Rottach-Egern, Ehepaar Schalck-Gutmann (1990): Arbeit für zwei Seiten?

Bonner Christdemokraten Stavenhagen, Schäuble: Intensive Fürsorge für den Stasi-Oberst

schützten ihn mit VIP-Service und falschen Papieren. Trotz aller Dementis ist der Verdacht stärker denn je: Schalck könnte auf beiden Seiten des einst eisernen Vorhangs für Stasi und BND gearbeitet haben.

Die besondere Betreuung, von Bonn vertuscht, begann schon vor Schalcks Umzug in den Westen. Eine wichtige Rolle könnte der CDU-Innenminister dabei gespielt haben.

Wolfgang Schäuble, vom Parlamentsausschuß aufgefordert, seine Kontakte zu Schalck zu offenbaren, zählte Anfang August acht Begegnungen im Jahre 1989 auf. Ein weiteres fiel ihm vorvorige Woche ein. Nur ein ganz bestimmtes Schalck-Treffen wollte dem sonst so präzisen Juristen partout nicht mehr in den Sinn kommen.

Vorigen Mittwoch, nachdem verfängliche Akten aus dem Untersuchungsausschuß auftauchten, erinnerte sich Schäuble ganz plötzlich: Ach ja, auch am 2. Dezember 1989 habe er mit Schalck in Bonn zusammengesessen und über dessen Fluchtabsichten gesprochen.

Am Abend des 3. Dezember verließ das Ehepaar Schalck die DDR, aus Angst vor Verfolgung dort – der SPIEGEL (47/1989) hatte kurz zuvor erstmals detailliert über dessen Machenschaften berichtet. Ermutigt habe ihn ein „Versprechen" Schäubles, gab Schalck später in Vernehmungen von BND und BKA an. Schäuble freilich erinnert sich an kein Versprechen – es könne höchstens sein, daß er und Schalck aus dem Gespräch verschiedene Vorstellungen mitgenommen hätten.

Schalck kam im Westen zunächst prima klar. Zwar wiesen die Bonner sein Ansinnen, gegen Geld richtig auszupakken, laut Stavenhagen nach kurzem Nachdenken zurück. Aber mit Rat und Tat standen BND und BKA ihm stets bei, wenn der Stasi-Oberst in Bedrängnis geriet.

So hebelte der Pullacher Nachrichtendienst den Auslieferungsantrag der DDR locker aus. Der BND-Präsident, damals Hans-Georg Wieck, teilte dem zuständigen Generalstaatsanwalt beim Berliner Kammergericht am 21. Dezember 1989 mit, „daß eine Gefährdung von Leib und Leben nicht ausgeschlossen werden kann", und erwähnte eine „zuverlässige Quelle", ohne sie näher zu beschreiben. Prompt war die Gefahr für Schalck, in Ost-Berlin vor Gericht gestellt zu werden, beseitigt.

Der Stasi-Offizier zeigte sich erkenntlich. 31mal wird „Schneewittchen", so sein Deckname im westdeutschen Geheimapparat, befragt, und er erzählt, so glauben jedenfalls die Ermittler zunächst, einfach alles:

- ▷ wie man MfS-Mitarbeiter schon an ihren Kontonummern (sie beginnen mit 6612) oder ihrem Sozialversicherungsnachweis erkennen kann (bei der Arbeitgeberadresse „MdI/Ministerium des Innern" fehlt die Straßenangabe);
- ▷ welche MfS-Offiziere zur Zusammenarbeit mit dem BND bereit sein könnten;
- ▷ was seine KoKo-Helfer heute machen, wo die Kinder Mielkes und die Nichte Breschnews wirken.

Um sein Auskommen mußte sich der wendegewandte Ex-Staatssekretär nicht sorgen. Er aktivierte alte Geschäftskontakte, von Strauß-Sohn Max bis zum Fleischhändler März, die ihn nach einem Vermerk des Kanzleramts „seit seinem Eintreffen im Raum München betreuten". Er bezog schon bald eine Villa am Tegernsee, erhielt ein paar hunderttausend Mark und einen Job beim alten Strauß-Spezi März.

Mit den westdeutschen Geheimdienstlern kam Schalck so gut klar, daß er – darauf deuten Aktenvermerke – Fragen, die er nicht auf Anhieb beantworten konnte, im BND-Auftrag bei anderen recherchierte. Einem früheren Helfer, dem Leiter des Handelsbereichs, Gerhard Ronneberger, der im alten KoKo-Reich für Mikroelektronik zuständig war, soll er 5000 Mark als Prämie für Informationen gezahlt haben.

Der BND versichert jetzt, das Geld komme nicht aus seinen Kassen. Selbst Stavenhagen findet das „sehr seltsam".

Seltsam auch, wen der BND Schalck als Beschützer und Betreuer zur Seite stellte. Oberst a. D. Joachim Philipp war lange Jahre beim BND, bevor er sich bei der privaten Münchner Personen- und Objektschutzfirma A. S. Agentur für Schutz und Sicherheit GmbH als Berater verdingte. Geheimdienstler munkeln, der Oberst sei vordem Führungsoffizier des BND-Agenten Schalck-Golodkowski gewesen und dann zum gleichen Zweck reaktiviert worden.

Denn Schalck, das dämmerte den Ermittlern nach und nach, ließ bei seinen freimütigen Plaudereien alles aus, was ihn belasten könnte. Von Waffen- und Embargogeschäften, die seine KoKo-Firmen auch für bundesdeutsche Firmen abgewickelt haben sollen, und von einem U-Boot-Deal mit Südafrika, wovon der Verfassungsschutzinformant mit dem Decknamen „Glasschüssel" berichtet (SPIEGEL 34/1991), will er nichts gewußt haben. Nur „ganz legal", „mit staatlicher Genehmigung" habe er Waf-

fen an die Dritte Welt verkauft, etwa über die zu seinem Reich gehörende Firma Imes.

Den Nachrichtendiensten schien damals die partielle Ahnungslosigkeit Schalcks glaubhaft. Sie könnten, so vermuten Aktenkundige heute, Philipp weniger zu Schalcks denn zu ihrem eigenen Nutzen eingesetzt haben, um noch mehr aus ihm herauszuholen.

Das würde erklären, warum Schalck über die Betreuung durch Philipp alles andere als glücklich war und ihn nur zu gern loswerden wollte. Es würde auch die intensiven Zuwendungen des BND erklären, die, so zürnt Stavenhagen, „im weiteren Sinne sicher als eine Betreuung aufzufassen" seien, obwohl er doch „klipp und klar" Order gegeben habe: „Befragen ja, betreuen nein."

Als SPD-Conradi vor Jahresfrist nach Schalck-Pässen fragte, ließ sich Stavenhagen vom BND einen Antwortentwurf fertigen. Der Geheimdienst beschränkte sich darauf, die unbequeme Frage formal abzuwimmeln, und erinnerte Stavenhagen „zum Stand der Sache" an einen mündlichen Vortrag am 28. Februar und ein Schreiben vom 5. März 1990.

Doch: Vom Vortrag fehlt der – sonst durchaus übliche – Aktenvermerk. Heute glaubt Stavenhagen, daß es damals nicht um Pässe ging, sondern um eine „völlig neue Identität, und mein Bescheid war negativ". Das Schreiben vom 5. März freilich war vorige Woche erst einmal nicht zu finden. Wer versteckt da was?

Telefonisch bestätigte der BND am Freitag seinem Kontrolleur im Bonner Kanzleramt wunschgemäß, daß er „von den Pässen damals nichts wissen konnte". Seine Antwort, es gebe keine Pässe, habe er jedenfalls „nicht aus dem hohlen Bauch gegeben", zürnt Kohls Geheimdienstaufpasser, und deswegen bat er den Ex-Nachrichtenchef Wieck, heute Botschafter in Neu-Delhi, sowie dessen Nachfolger Konrad Porzner (SPD) um Aufklärung.

Informationsbedarf gibt es nicht nur dort. Auch das Bundeskriminalamt und der Generalbundesanwalt sorgten sich rührend um den Prominenten-Flüchtling.

Woher die Fürsorge rührt und warum der für Geheimdienste zuständige Staatsminister und der für den Verfassungsschutz kompetente Innenminister lieber einen Stasi-Oberst in Schutz nehmen, als sich um offene Aufklärung bemühen – das muß im September der parlamentarische Untersuchungsausschuß klären.

Vielleicht kommt ihnen einer zuvor?

Entnervt von immer neuen Presseberichten über seine Verwicklung in Schiebergeschäfte und Waffenexporte dachte Schalck im Frühjahr 1990 daran, in einer Pressekonferenz seine Version der Wahrheit zu verbreiten. Flugs entsandte der Generalbundesanwalt am 14. März 1990 seinen Sprecher, den Staatsanwalt Hans-Jürgen Förster, zum früheren DDR-Top-Manager ins Arabella-Schliersee-Hotel nach Bayern. Der redete Schalck die Idee schnell wieder aus.

„Um der gegen ihn stattfindenden Kampagne entgegenzutreten, gebe es nur ein Medium, und das sei der SPIEGEL." Dieser „zwingenden Argumentation" Försters „schloß sich Schneewittchen an und plant, zu gegebener Zeit Kontakt zum SPIEGEL aufzunehmen".

Bis jetzt ist das nicht geschehen.

Bonn/Moskau

Hinterher klüger

In der Moskauer Krise brach Hektik und Hilflosigkeit in Bonn aus. Jetzt stellt sich die Regierung auf die Ära nach Gorbatschow ein.

Hans-Jochen Vogel, mit 65 Jahren einer der Senioren in der Bonner Politszene, zog den Kopf ganz tief ein, so intensiv geriet er ins Grübeln. „Als Bub habe ich mich bei der Lektüre von Geschichtsbüchern immer gefragt: ‚Wie war das eigentlich, beispielsweise an jenen zehn Tagen der russischen Oktoberrevolution?'"

Jetzt, am Donnerstag voriger Woche, der Putsch gegen Michail Gorbatschow war schon gescheitert (siehe Titel Seite 132), saß der SPD-Fraktionsvorsitzende mittendrin im hektischen Bonner Treiben. Am Morgen hatte er mit dem früheren sowjetischen Außenminister Eduard Schewardnadse telefoniert, war mit Bundeskanzler Kohl auf kurzem Draht verabredet.

Ist Vogel, der den Bürgern während der vergangenen Tage in unzähligen Interviews die Weltläufte zu erklären versuchte, klüger als damals? Die Antwort klingt resigniert: „Man ist zwar dabei. Aber die Berechenbarkeit geschichtlicher und politischer Entwicklungen hält sich verdammt im Rahmen – trotz aller Kommunikation."

Am politischen Establishment der drittgrößten Industrienation sind wieder einmal dramatische Ereignisse vorübergezogen wie ein Action-Film.

Einziger Trost: Der Putsch in der Sowjetunion und sein Scheitern hatte die Kollegen in den anderen Hauptstädten der westlichen Welt ebenso kalt erwischt wie die Bonner. Alle Kanäle blieben trocken, die diplomatischen wie die geheimdienstlichen (siehe Seite 153).

Hilflos mußten Profis vom Range des deutschen Außenministers Hans-Dietrich Genscher erkennen, was das Gedröhne von roten Telefonen, von Krisenkonferenzen und Konsultationsmechanismen wert ist: nichts.

Die Vision von der wirkungsvollen Außenpolitik auf Abruf, passend auch für außergewöhnliche Ereignisse – eine Schimäre, selbst im Zeitalter von Satelliten und superschnellen Computern.

Seit die Weltpolitik – auch ein Ergebnis Gorbatschowscher Reformen – auf

* Beim Besuch des Oberkommandierenden der sowjetischen Streitkräfte West im Februar in Bonn.

Minister Genscher, General Burlakow*: Nicht präpariert für den Ausnahmefall

der Straße entschieden wird und nicht mehr allein den Kabinetten vorbehalten bleibt, schrumpfen die großen Strategen in Washington und London, in Paris oder Bonn samt ihren allwissenden Stäben auf Normalmaß, kaum fähig zur Reaktion, geschweige denn zur Aktion.

So war es in Bonn, als die ungarische Regierung am 11. September 1989 für die geflüchteten DDR-Bürger die Grenzen nach Österreich öffnete. So war es auch, als zwei Monate später die Mauer fiel und die Vereinigung über Deutschland hereinbrach. Überraschung, Ungläubigkeit, Durcheinander: Niemand in Bonn war präpariert für den Ausnahmefall.

Oder die Golfkrise: Kanzler und Außenminister verfielen in Schweigen, warteten darauf, was der amerikanische Präsident tun würde. Dann stritten sich Deutsche mit Deutschen wochenlang über Sinn und Unsinn von Blauhelm-Einsätzen in Kuweit und im Irak. Genscher aber schwärmte einsam von neuem Krisenmanagement. Politische Führung – Fehlanzeige.

Als Gorbatschow auf der Krim unter Hausarrest gestellt wurde und die Junta in Moskau die Macht für sich reklamierte, verfielen die aus ihrer Ferienruhe aufgeschreckten Bonner in hilflose Hektik.

Montag morgen voriger Woche, fünf Minuten nach fünf Uhr, ging im Presseamt die erste Tass-Meldung („Erlaß des Vizepräsidenten der UdSSR") ein – aber keiner konnte den Text übersetzen. Um sieben Uhr las Intimus Eduard Ackermann seinem Kanzler die bis dahin eingelaufenen Berichte deutscher Agenturen vor. Nach einem weiteren Lage-Vortrag Ackermanns entschied Kohl: „Ich komme."

Der Bundesnachrichtendienst (BND) hatte in den vergangenen Wochen immer mal wieder auf die schwierige wirtschaftliche Lage in der Sowjetunion hingewiesen. Die Pullacher sagten auch politisch präzise voraus, Gorbatschow stehe mit der Unterzeichnung des Unionsvertrages eine „kritische Phase" bevor.

Doch „vom Zeitpunkt des Umsturzes waren wir genauso überrascht, wie die Partnerdienste auch", meldete BND-Chef Konrad Porzner kleinlaut nach Bonn. Er konnte am Dienstag morgen im Kanzleramt über die Hintermänner „herzlich wenig" sagen, meinte ein Teilnehmer hinterher.

Porzner mußte vielmehr bekennen: „Wenn die Moskauer Vorfälle nicht eingetreten wären, hätte ich Ihnen heute die Analyse eines Partnerdienstes vorgetragen." Die besagte, es gebe in der Sowjetunion zwar viele wirtschaftliche Schwierigkeiten, aber Gorbatschow drohe im Lauf des nächsten Jahres keine Gefahr.

Partner Gorbatschow, Kohl*: Alle Optionen wahren

Wie also sollte die Bundesregierung auf den Putsch reagieren – vor allem zu einem Zeitpunkt, als sich die Junta aus KGB, Militärs und Altstalinisten durchzusetzen schien?

Die Akteure befiel Angst vor dem Ende einer friedlichen Ära, vor der Unberechenbarkeit der neuen Machthaber in Moskau. Genugtuung empfanden sie allein bei dem Gedanken, daß sie die Chance der Wiedervereinigung beherzt ergriffen hatten. Jetzt war erst einmal, erster Bonner Gedanke, äußerste Vorsicht angebracht.

„Wir durften nicht irgendwelchen Leuten die Handhabe geben, irgendwas mit den Truppen zu machen", erklärte Außenminister Genscher hinterher die Stimmungslage.

Wie gebannt starrten die Bonner auf die sowjetischen Streitkräfte in Ostdeutschland. Stoppt die Armee den Abzug aus der Ex-DDR? Stützt sie die Putschisten? Werden die 273 000 noch in Deutschland stationierten Sowjetsoldaten aus ihren Kasernen ausrücken, um die „neuen Bundesländer" zu besetzen?

Lange mußten die Bonner nicht bangen. Montag morgen meldeten amtliche Späher im Verteidigungsministerium, es gebe „keine außerordentlichen Aktivitäten beim einstigen Gegner", auch „keine Truppenbewegungen".

Wenige Stunden nach Ausbruch des Putsches beteuerte zudem der Oberbefehlshaber der sowjetischen Truppen in der Ex-DDR, Matwej Burlakow, der Abzug seiner Soldaten werde „planmäßig" fortgesetzt – wie von Kohl und Gorbatschow verabredet. Ironie des Durcheinanders: Bei einem lange vereinbarten Besuch am Montag morgen im Bonner Wehrressort erkundigten sich hohe sowjetische Luftwaffenoffiziere nach den „neuesten Nachrichten aus der Heimat".

Nach zahlreichen Telefonaten mit den Regierenden der westlichen Welt, nach einigen erfolglosen Versuchen, mit den Gorbatschow-Leuten in der Sowjetunion Kontakt aufzunehmen, hieß die offizielle Maxime: Alle Optionen offenhalten. Kein Wort sollte fallen, das zur „Waffe gegen die Reformer" (Kohl) benutzt werden könne.

Gleichzeitig aber nahmen die Bonner den Umsturz als „echten Staatsstreich" (ein Kohl-Berater) hin, Genscher warnte vor Einmischung in „innere Angelegenheiten".

Kohl klang in seinen ersten Statements so, als habe er sich bereits mit den neuen Verhältnissen arrangiert. Er vermied es, die Putschisten Putschisten zu nennen, sprach vielmehr vom „Staatskomitee", von der „sowjetischen Führung". Er begnügte sich, auf Einhaltung der Verträge und der Bürgerrechte zu dringen, verlangte eine Garantie für die „Unversehrtheit" des auf der Krim unter Kuratel gestellten Gorbatschows.

Vom sowjetischen Botschafter Wladislaw Terechow ließ der Kanzler sich schnell beruhigen: Der bisherige Kurs werde fortgesetzt, Gorbatschow sei „nicht bedroht".

Genscher fragte den Botschafter spitz, ob Gorbatschow selber seinen angeblich angeschlagenen Gesundheitszustand so beurteile wie die Junta. Darauf Terechow: „Ich weiß das nicht."

Daß die Putschisten am Widerstand des Volkes scheitern würden, noch ehe sie sich etablieren konnten, hatten die Regierungskünstler in Bonn ebensowenig für möglich gehalten wie den Putsch.

Und daß ausgerechnet der russische Volkstribun Jelzin, dem sie als Gegner des Staatspräsidenten mißtrauten, die

* Im Juli 1990 in Stavropol.

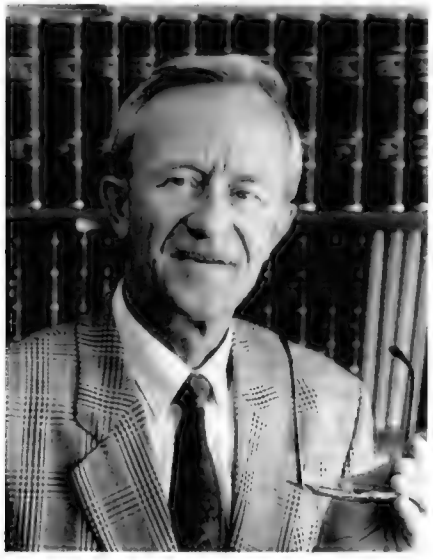
Rückkehr Gorbatschows in seine Ämter einklagte, hat sie überrascht.

Auch in der Union herrschte zunächst heilloser Wirrwarr. Sollte Helmut Kohl auf einen Verlierer oder gar auf einen Verräter gesetzt haben? Ausgerechnet der Senior und strenge Antikommunist verlor die Nerven:

Der Fraktionsvorsitzende Alfred Dregger, 70, telegrafierte flugs an den Juntachef Gennadij Janajew. Formvollendet die Anrede: „Sehr geehrter Herr Präsident". Dregger brachte sich ehrerbietig als Gesprächspartner in Erinnerung. Diese Peinlichkeit wollte der CDU-Veteran bald darauf am liebsten vergessen machen.

Nach dem kläglichen Ende des Putsches wollte sich das Bonner Establishment nicht gern an seine Hektik und Hilflosigkeit erinnern lassen.

Intern habe er immer gewarnt, beteuert Genscher im nachhinein: „Um Himmels Willen nicht den Eindruck vollendeter Tatsachen erwecken." Unverzüglich habe er sich schon in den ersten Stunden bei US-Außenminister James Baker für Gorbatschows Rückkehr an die Macht eingesetzt.



BND-Chef Porzner
Herzlich wenig zu sagen

Nach Gesprächen mit seinem einstigen Kollegen Eduard Schewardnadse und Gorbatschows Ex-Berater Alexander Jakowlew war der Außenminister noch klüger: Er räumte ein, im Osten wie im Westen seien viele einer „doppelten Fehleinschätzung" erlegen.

Zum einen sei die Erwartung falsch gewesen, die Reaktionäre um Vizepräsident Janajew und Innenminister Boris Pugo seien durch Beteiligung an der Macht einzubinden – eine gewaltige Fehlrechnung Gorbatschows. Zum anderen sei die „Verwurzelung von Freiheit und Demokratie" in der Sowjetunion schon sehr viel stärker, als viele

Putschist Janajew*: Doppelte Fehleinschätzung in Ost und West

geglaubt hatten – ein Debakel für die Umstürzler.

Jakowlew hatte Genscher gegenüber am Telefon bedauernd bemerkt, Gorbatschow habe sich „mit den falschen Leuten umgeben". Aber, so sagte er voraus, die „eigentliche Bewährungsprobe" stehe noch aus. Über eine Verwicklung Gorbatschows in den Putsch schwieg er sich aus: „Ich kann dazu nichts sagen."

Auch Schewardnadse wollte auf die Frage nach der Verschwörungstheorie nicht eingehen. Bei einem ersten Telefongespräch am Mittwoch voriger Woche schloß er „weitere Repressionen" nicht aus. Entscheidend für das glückliche Ende sei gewesen, daß die Armee die Staatsstreicher im Stich ließ.

Vom Ausgang des Moskauer Machtkampfs hatten die Außenminister auf ihrer Nato-Sitzung in Brüssel erfahren, als sie gerade dabei waren, einen Forderungskatalog an die Junta aufzustellen. Generalsekretär Manfred Wörner kam nach einem Telefonat mit der Botschaft von Boris Jelzin in die Runde zurück, die Sache sei entschieden, die Schuldigen würden verhaftet, dem Westen sei die Sowjetunion Dank schuldig, aber große Schwierigkeiten stünden noch bevor.

Nach 60 Stunden war die deprimierende Ungewißheit vorüber. Erschöpft begannen Außenminister und Kanzler, sich auf die neuen Gegebenheiten in Moskau mit dem neuen Volkshelden Boris Jelzin und dem ramponierten Staatsmann Michail Gorbatschow einzurichten.

Bei allem Dank für den Mann, der Kohl zum Kanzler der Wiedervereinigung machte – auch für die Bonner ist schon die Ära nach Gorbatschow angebrochen.

„Übergangsregierung": so lautet nun die Einschätzung im Kanzleramt.

Sowjetunion-Hilfe

Einen Schlag drauf

Nach dem Sieg der Reformer in Moskau will sich Bonn für schnelle und großzügige Hilfe einsetzen.

Aus seinem Urlaubsort St. Gilgen am Wolfgangsee gab Helmut Kohl persönlich Entwarnung. Er habe gerade mit Gorbatschow telefoniert, gab er vorigen Donnerstag aufgeräumt an seine engsten Mitarbeiter im Bonner Kanzleramt weiter. Der befreite Präsident habe ihm geschildert, wie es ihm ergangen sei während seiner Gefangenschaft auf der Krim, sogar von Seeseite her hätten ihn die Putschisten abgeriegelt.

Freude an den Börsen. Die Aktienkurse erholten sich, der Dollarkurs sackte auf Normalmaß. Doch schon

* Im Juni in der Villa Hammerschmidt.

bald mischten sich erste skeptische Fragen in den Jubel über Gorbatschows Rückkehr an die Macht.

„Schön, daß wir uns freuen", fiel Außenminister Hans-Dietrich Genscher in den Freudenchor ein und fügte hinzu: „Aber jetzt muß Hilfsbereitschaft kommen."

Ein Spitzenpolitiker nach dem anderen versprach noch mehr Unterstützung für die notleidende Sowjetunion. Man habe keine Zeit mehr, drängte Lutz Stavenhagen, mit der Hilfe auf die Vollendung der Reformen im Gorbatschow-Reich zu warten. „Die brauchen unsere Hilfe jetzt", so Kohls Staatsminister, „Hilfe, die Geld kostet."

Man müsse in der Lage sein, pflichtete Wirtschaftsminister Jürgen Möllemann bei, „noch einen Schlag draufzulegen".

Nicht nur die Politiker in Bonn, auch die in Washington und London, Paris und Tokio fragten: Hat der Westen genug getan, Gorbatschow und seine Reformpolitik zu stützen? Hätte der Putsch mit Geld verhindert werden können? Was kann geschehen, um nach überstandenem Umsturzversuch die ökonomische Lage des siechen Riesenreiches zu verbessern?

Nüchtern wiesen die Ökonomen die Politiker darauf hin, daß sich mit der Bewältigung der politischen Krise die Krise der Wirtschaft nicht erledigt habe. Den „fortschreitenden Niedergang" (Möllemann) der Wirtschaftsentwicklung in der Sowjetunion könne weder ein Erfolg noch ein mißlingender Putsch bremsen.

Im Vergleich zum ersten Halbjahr 1990 etwa nahm das Bruttosozialprodukt dieses Jahres um ein Zehntel ab. Die Arbeitsproduktivität sackte um 11 Prozent, die Inflation liegt bei 80 Prozent und wird bis zum Jahresende 100 Prozent erreichen. 70 Millionen Bürger der Sowjetunion, rund ein Viertel der Bevölkerung, leben unter dem Existenzminimum in absoluter Armut.

Derweil nehmen die Zahlungsnöte zu. Die öffentlichen Kassen sind leer. Im Laufe dieses Jahres, so die Bonner Schätzungen, addiert sich das Etat-Defizit der Union und der einzelnen Republiken auf 300 Milliarden Rubel, rund 20 Prozent des Bruttosozialprodukts.

Die Exporte fallen zurück. Es wird nicht mehr genug Öl gefördert, um fast die Hälfte sank die Ölausfuhr, die bisher die meisten Devisen brachte. Die Importe wurden im ersten Teil dieses Jahres um 45 Prozent zurückgeschraubt. Insgesamt blieb im ersten Halbjahr der Außenhandel um 37 Prozent hinter dem Ergebnis des Vorjahres zurück.

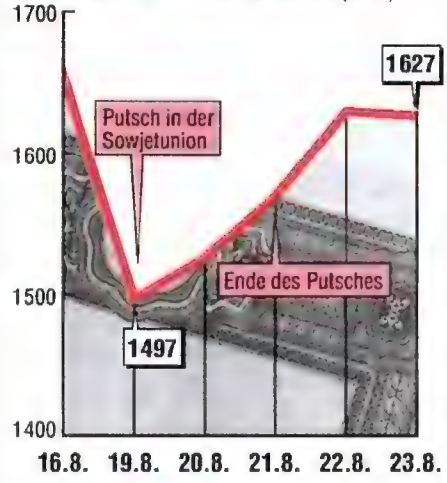
Hinzu kommen drängende Zahlungsverpflichtungen. Zwar ist die gesamte sowjetische Verschuldung im Ausland mit geschätzten 65 Milliarden Dollar angesichts der potentiellen Wirtschaftskraft der Sowjetunion nicht sonderlich erschreckend. Problematisch aber ist die Struktur dieser Schuld.

Fast die Hälfte, rund 30 Milliarden Dollar, sind kurz- und mittelfristige Kredite, die bald fällig werden. Allein in diesem Jahr braucht Moskau noch rund 15 Milliarden Dollar, nur um kurzfristige Verbindlichkeiten abzulösen.

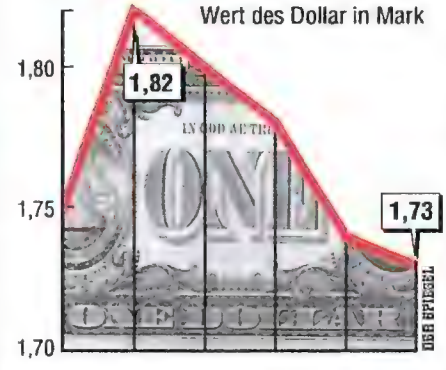
Dieses Schreckensszenarium hat sich auch in der Freude über den Sieg der Demokratie nicht aufgehellt. Allenfalls, so die Hoffnung, könnten die Ereignisse der vorigen Woche dazu beitragen,

UMSTURZ AN DER BÖRSE

Aktienindex der Frankfurter Börse (DAX)



Wert des Dollar in Mark



westliche Regierungen und auch die Privatwirtschaft zu großzügigerer Hilfe zu animieren.

Trotz aller politischen Wertschätzung hatten die Reichen aus dem Westen, vor allem Amerikaner und Japaner, Gorbatschow auf dem Londoner Weltwirtschaftsgipfel zu Recht vorgeworfen, sein Land nur halbherzig und langsam in die Marktwirtschaft zu führen. Mit Privateigentum an Grund und Boden und in der Großindustrie etwa tat sich der Reformer schwer. Kollektives Eigentum sollte in einer Mischwirtschaft zwischen Plan und Markt Vorrang behalten.

Ganz anders Rußlands neuer Held Boris Jelzin. Mit der zu erwartenden Dezentralisierung der Macht und dem Machtzuwachs der einzelnen Republiken, so die Erwartung, wird es jetzt nach dem Putsch schneller vorangehen in Richtung auf eine Marktwirtschaft nach westlichem Vorbild.

Die Deutschen, die schon in London ihre Partner vergebens zu mehr Tempo gedrängt hatten, wollen darauf nicht warten. Bonn sei mit Reformhilfen über 60 Milliarden Mark seit 1989 schon an der „Grenze der Leistungsfähigkeit", so Stavenhagen vorige Woche. Nun aber seien die anderen Reichen gefordert, die bisher zusammen weniger als die Deutschen allein geleistet hätten, verlangte auch Genscher.

Gleichwohl sind intern bereits kurz nach Ende des Putsches die Vorbereitungen für eine neue deutsche Hilfsinitiative angelaufen.

Der Außenminister etwa möchte ein internationales Konsortium von Unternehmen und Banken zusammenbringen, um den Sowjets bei der Ausbeutung ihrer Energievorräte zu helfen. Bei einer Rundreise durch die USA Ende September will Möllemann für eine solche multinationale Hilfsaktion energisch werben. Es sei doch absurd, so Genscher, die Menschen in der Sowjetunion „auf einem Goldklumpen sitzend verhungern zu lassen".

Beim Pariser Club, einem Zusammenschluß der Reichen für das internationale Schuldenmanagement, wollen die Deutschen darauf hinwirken, daß die Sowjetunion per Umschuldung von ihren kurzfristigen Verbindlichkeiten entlastet wird.

Wirtschaftsminister Jürgen Möllemann möchte es mit den internationalen Bemühungen nicht bewenden lassen. Er hat sich vorige Woche noch einmal einen Wunschkatalog Moskaus vom Frühjahr vorgenommen. Vielleicht könnte jetzt manches neu diskutiert werden, etwa ein ungebundener Finanzkredit von zwei Milliarden Mark, mit dem Moskau Schulden gegenüber deutschen Firmen begleichen will. Oder zusätzliche Leistungen für den Truppenabzug (Forderung aus Moskau: 7,5 Milliarden Mark). Auch könne man über die Bewertung der sowjetischen Immobilien in der ehemaligen DDR neu nachdenken.

Gorbatschow will 20 Milliarden Mark haben, Finanzminister Theo Waigel hat sich bisher geweigert, angesichts der Altlasten und des miserablen Zustands auch nur eine Mark zu zahlen.

Ungelöst ist weiter die Umrechnung des Transferrubel-Saldos. Aus dem Handel mit der Ex-DDR, der im inzwischen aufgelösten östlichen Handelsverbund Comecon über fiktive Transferrubel abgerechnet wurde, steht die Sowjetunion aus dem zweiten Halbjahr 1990 mit 6,5 Milliarden im Minus.

Würde diese Summe mit dem internen Kurs von 2,34 Mark je Rubel um-

gerechnet, so müßte Moskau 15 Milliarden Mark an Bonn überweisen. Über eine günstige Schuldenregelung bis hin zum völligen Erlaß wird im Bonner Wirtschaftsministerium geredet.

Eines ist für Regierung und Opposition in Bonn seit voriger Woche klar: So gemächlich und vorsichtig, wie auf dem Wirtschaftsgipfel in London vereinbart, kann ein Hilfsprogramm für die Sowjetunion nicht mehr ablaufen.

Was, fragte Helmut Kohl vorige Woche, wäre denn gewesen, wenn die Junta an der Macht geblieben wäre?

Der Kanzler gab selbst die Antwort. Man hätte in der Welt wieder über Rüstung anstatt über Abrüstung gesprochen. Kohl: „Das wäre sehr viel teurer geworden."

CDU

Eigene Wege

Neue Töne von Volker Rühe: Der CDU-Generalsekretär verlangt für seine Partei mehr Einfluß auf die Entscheidungen der Regierung.

Manchmal versteht CDU-Generalsekretär Volker Rühe die Welt nicht mehr. Früher sei er „der Revoluzzer" gewesen, von den einen bewundert, von anderen beschimpft, so erinnert er sich wehmütig. „Es ist schon pervers, sich plötzlich auf der anderen Seite wiederzufinden", resümiert des Kanzlers Mann in der Parteizentrale heute bitter.

Allerhand mußte der Hanseat in seiner knapp zweijährigen Amtszeit einstecken. Meist traf ihn der Unmut der Parteifreunde stellvertretend für den Kanzler und Parteivorsitzenden Helmut Kohl.

Kanzlerhörig sei er und glatt, ohne Sinn fürs Programmatische lasse er die Partei verkommen, so lauten die gängigen Vorwürfe gegen ihn. Zu Recht sehen viele in dem Nachfolger des kanzlerkritischen Querdenkers Heiner Geißler einen ergebenen Erfüllungsgehilfen Helmut Kohls, der die ehedem selbstbewußte Parteizentrale zum Handlanger der Regierung degradiert.

Unvergessen ist, daß Rühe kurz nach seinem Einzug in die CDU-Zentrale all jene Mitarbeiter rausschmiß, die im Kanzleramt als Seilschaft Geißlers galten, vom Pressesprecher bis zum Planungschef. Noch im Juni beschimpfte ihn der niedersächsische Landesvorsitzende Josef Stock als „zweiten Regierungssprecher". Der Hannoveraner Fraktionsvorsitzende und Geißler-Freund Jürgen Gansäuer beklagte Mitte August das Zerbrechen des Tandems

Christdemokraten Rühe, Kohl: „Plötzlich auf der anderen Seite"

Kohl/Geißler als „eine Tragödie" für die CDU.

Das war mal anders. Immer öfter denkt der Generalsekretär zurück an vergangene Zeiten, besonders an die sieben Jahre von 1982 bis 1989. Damals war er stellvertretender Vorsitzender der Bundestagsfraktion, durfte sich im Parlament als Experte für Außen- und Sicherheitspolitik profilieren und legte sich gelegentlich sogar mit seinen Oberen an – etwa, als er den Kanzler nach der Ernennung der Familienministerin Ursula Lehr gerüffelt hatte: „Es darf in Bonn nicht nur ein Entscheidungszentrum, das Kanzleramt, geben."

Rühe besinnt sich derzeit auf die Tugend kritischer Distanz zurück.

Das Jahr 1990 habe der Partei wegen der Vereinigung beider deutscher Staaten und wegen der zahlreichen Wahlkämpfe im Osten und Westen des Landes besondere Disziplin im Umgang mit der Regierung abverlangt, erläuterte Rühe Ende vorletzter Woche seinen Abteilungsleitern, die sich zu einer Klausur im Eifel-Kloster Maria Laach versammelt hatten.

„Diese Zeit ist jetzt vorbei", interpretierte ein Rühe-Vertrauter die neuen Vorgaben des Chefs.

Lange genug hat es ja gedauert, bis der CDU-Manager kapierte, daß seine Partei aus dem langen Schatten der Regierung treten muß und gut beraten ist, eigenes Profil zu entwickeln.

Als reiner Kanzler-Wahlverein machte die CDU ziemlich schlechte Erfahrungen. Die vernichtenden Niederlagen bei den Landtagswahlen in Hessen, Hamburg und Rheinland-Pfalz, dazu das demoskopische Tief knapp ein Jahr nach der Wiedervereinigung, legen Konsequenzen nahe.

Die Union rangiert derzeit bundesweit mit weniger als 40 Prozent hinter der SPD; in den neuen Bundesländern ist sie sogar unter 30 Prozent gerutscht.

Neue Landtagswahlen unter schlechten Vorzeichen stehen bevor. Auf die Bürgerschaftswahl in Bremen am 29. September folgen am 5. April Landtagswahlen in Schleswig-Holstein und in Baden-Württemberg, wo die CDU ihre letzte absolute Mehrheit zu verlieren hat.

Rühes Hoffnungen, den undankbaren Generalsekretärsjob vorzeitig – er ist gewählt bis 1994 – gegen das Amt als Verteidigungsminister zu tauschen, haben sich vorerst zerschlagen. Kohl wird, so behaupten Kanzler-Berater, frühestens Ende 1992 ein größeres Revirement wagen. Einiges spricht daher dafür, daß Rühe auch den nächsten Bundestagswahlkampf 1994 leiten muß. Kohl braucht ihn noch als Watschenmann.

Der Generalsekretär hat sich fürs erste vorgenommen, die Niederlagen der CDU nicht länger schönzureden. Soviel Offenheit allerdings paßt Helmut Kohl, der im 18. Jahr an der Spitze der Partei steht, nicht.

Als Rühe kürzlich die Lage der CDU, die rückläufigen Mitgliederzahlen und die fortschreitende Überalterung in der Führung „zum Teil katastrophal" (SPIEGEL 28/1991) nannte, hagelte es Proteste vom Kanzler und von dessen Beratern. Ihr Gegenargument: Die Mobilisierung von Partei

und Mitgliedern sei „in erster Linie eine Sache des Generalsekretärs".

Der Vorfall blieb jedoch nicht ohne Folgen für den Selbstkritiker. Hatte die Junge Union (JU) Baden-Württembergs noch im Juni den Rücktritt des „lendenlahmen Handlangers des Kanzlers" verlangt, so lobte der JU-Vorsitzende Hermann Gröhe diesmal den überraschenden Mut des Generalsekretärs: „Wir fordern ab sofort: Erneuerung der CDU *mit* Volker Rühe."

Der Kanzler dagegen konnte Rühes Katastrophen-Theorie nichts abgewinnen: „Ich halte den Befund für falsch", ließ der Urlauber vom Wolfgangsee wissen.

Zwischen dem Vorsitzenden und seinem Generalsekretär herrscht seit Rühes SPIEGEL-Interview Funkstille. Bis Mittwoch voriger Woche gab es weder Gespräch noch Telefonat, nicht einmal auf dem Höhepunkt der Krise um den sowjetischen Präsidenten Michail Gorbatschow, als Kohl nach Bonn eilte.

Auch in der Steuerpolitik geht Rühe mittlerweile eigene Wege. Die fatalen Folgen der letztjährigen Steuerlüge haben bei dem Parteimanager tiefe Spuren hinterlassen: „So etwas darf nie wieder passieren."

Im Widerspruch zum Kabinettsbeschluß vom Juli beharrt Rühe darauf, die Mehrwertsteuer nicht nur um einen Prozentpunkt anzuheben. Rücksicht auf den Koalitionspartner FDP lehnt er ab: „Was wir beschließen, trifft vor allem uns. Deswegen muß die Union beschließen, was trägt."

Auf seinem Spezialgebiet, der Außenpolitik, marschierte Rühe zuletzt häufig vor Kanzler und Außenminister: mit Statements gegen die politische Sprachlosigkeit in der Golfkrise, mit forschen Bekenntnissen zum Selbstbestimmungsrecht der Slowenen und Kroaten. Seit längerem schon warb er, im Gegensatz zum allein auf Michail Gorbatschow fixierten Kohl, für eine stärkere Hinwendung zu Boris Jelzin.

Bestätigt sieht Rühe zudem seine frühen Vorbehalte gegen eine allzu enge Partnerschaft der West-CDU mit der Ost-CDU, der alten SED-Blockpartei.

Die Malaise der CDU in den neuen Ländern führt Rühe auf die Altlasten zurück, die Ost-CDUler bis hin zu Lothar de Maizière, den Stellvertreter Kohls, mit sich herumschleppen.

Geht es nach dem General, werden die östlichen Landesverbände bald neue Führungen bekommen. Dabei erwartet er auch nicht den Widerspruch seines Vorsitzenden.

Schwieriger dürfte es werden, wenn Rühe für die CDU, wie beabsichtigt, Ansprüche an die Regierung stellt. Rechtzeitig vor den Haushaltsberatungen im September will der Generalsekretär seine Vorstellungen unterbreiten. Geladen hat er bereits Finanzminister Theo Waigel; gemeinsam mit dem sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf will er die Wünsche der CDU nach ausreichenden Finanzreserven vortragen. Die Entscheidung über höhere Steuern soll keinesfalls wieder allein in Kungelrunden der Koalition fallen.

Auch im Streit um die einzige Reform dieser Legislatur, die Pflegeversicherung, pocht Rühe auf Mitsprache. Ob das von Arbeitsminister Norbert Blüm vorgelegte umlagefinanzierte Pflichtversicherungsmodell, das sowohl FDP als auch der Wirtschafts- und Mittelstandsflügel der Union ablehnen, akzeptiert werde, sei „Sache der Partei, nicht nur der Fraktion", meint Rühe selbstbewußt.

Damit widerspricht er der These des künftigen Fraktionsvorsitzenden Schäuble, der „stärkeren Einfluß der Fraktion innerhalb und für die Partei" reklamiert.

Rühe möchte seinen Ruf als Erfüllungsgehilfe Kohls loswerden. Doch an Vorgänger Geißler, der in Konflikten mit Kanzler und Regierung das Profil der Partei schärfte, orientiert er sich nicht. Er sei „erfolgs-, nicht konfliktorientiert", verrät er ohne nähere Erläuterung.

Wo er im Ernstfall steht, vertraute er kürzlich seinem CSU-Pendant Erwin Huber bei einem gemeinsamen Besuch in Thüringen an. Die beiden bedauerten sich zuerst gegenseitig, weil sie ständig für ihre Vorsitzenden Kohl und Waigel den Kopf hinhalten müßten. Dann trösteten sie sich einsichtig: „Jeder von uns ist dennoch mehr in der Rolle des treuen Siegfried als in der des Hagen."

Bundestag

Bürger erster Klasse

Abgeordnete, die sich bestechen lassen, gehen straffrei aus – ein Mißstand, der behoben werden soll.

Ist bei der Hauptstadt-Entscheidung gemauschelt, getrickst oder gar bestochen worden? Etwa 100 Abgeordnete ließen sich mit Beträgen zwischen 1000 und 20 000 Mark schmieren; der Preis richtete sich nach der Wichtigkeit des Volksvertreters. Insgesamt flossen rund zwei Millionen Mark – damals, 1949, als sich Bonn im Bundestag gegen Frankfurt durchsetzte und zur Hauptstadt der Bundesrepublik wurde.

Lebendiger Parlamentarismus

tz, München

Die nie ganz geklärten Vorgänge aus dem Jahr 1949 sind beileibe kein Geheimnis. Sie wurden aktenkundig dank eines Gedächtnisprotokolls, das ein Gespräch des Vorsitzenden der Bayernpartei, Josef Baumgartner, mit dem Abgeordneten Hermann Aumer (SPIEGEL 39/1950) wiedergibt.

42 Jahre danach haben die Abgeordneten im Bundestag erneut über den Parlaments- und Regierungssitz entschieden – und wieder wird von Korruption gemunkelt. Allen voran behauptete der CSU-Abgeordnete Günther Müller, den Bonn-Befürwortern sei mit dem Ende ihrer politischen Karriere gedroht worden. Der einheimische *General-Anzeiger* verbreitete, umgedrehte Abge-

Musik macht kreativ.
Und QUART
macht die Musik.

Klang und Design in Harmonie. Die optische Vollendung einer neuen Dimension der Musikwiedergabe. Tonmobel vom Feinsten. QUART AERA und QUART AURA sind absolute Spitzenleistungen aus dem hochwertigen QUART Lautsprecherprogramm. QUART fur den Raum. Dazu QUART PHONE für den Kopf. Und QUART MOBIL für das Auto stehen für die Gesamtkompetenz von QUART. **Willkommen auf der Int. Funkausstellung Berlin, Halle 9 a, Stand 39. Oder Katalog anfordern. MB QUART, Postfach 60, D-6952 Obrigheim**

QUART

ordnete hätten sich mit Bau-Aufträgen in der boomenden Metropole Berlin ködern lassen.

Bonner Bürger glauben solche Gerüchte nur zu gern, auch ohne daß konkrete Beweise vorliegen. Aber es gibt ohnedies einen entscheidenden Unterschied zwischen den Bundestagsbeschlüssen von 1949 und 1991: Der Abgeordnete von heute darf sich kaufen lassen.

Selbst dann wenn bei der Berlin-Wahl am 20. Juni Geld geflossen sein sollte, wäre diese Bestechung kein Fall für den Staatsanwalt. Denn seit 1953 gilt für alle Volksvertreter: Wer sich korrumpieren läßt, geht straflos aus.

Beamte, Richter und Notare, Staatssekretäre oder Minister sind „Amtsträger", deren Karriere beschädigt wird, falls sie sich Bestechung zuschulden kommen lassen. Abgeordnete dagegen genießen ein Privileg. Nicht einmal ein Geständnis oder hinreichende Beweise bringen sie vor den Kadi.

Diese Gesetzeslücke verhindere ein „wirksames Einschreiten gegen unlautere Einflußnahme auf politische Entscheidungen", moniert Wolfgang Ullmann von Bündnis 90/Die Grünen. Im September will seine Fraktion einen Gesetzentwurf über Abgeordneten-Bestechung im Bundestag einbringen.

Das ist nicht etwa der erste Versuch, die Lücke zu schließen. Schon viermal – 1956, 1959, 1962 und 1974 – haben Abgeordnete einen Anlauf unternommen, das Problem ihrer eigenen Glaubwürdigkeit zu lösen. Sämtliche Vorschläge teilten das gleiche Schicksal: Sie sind nie Gesetz geworden. Regelmäßig verschwanden die Vorlagen in den Ausschüssen.

Im Jahr 1953 reformierte der Bundestag im Zuge des 3. Strafrechtsänderungsgesetzes das Wahl- und Stimmrecht. Seitdem darf sorgfältig differenziert werden: Wer im Wahlkampf Stimmen kauft, macht sich strafbar. Abgeordnete, die sich bei Abstimmungen im Parlament bestechen lassen, gehen dagegen straffrei aus.

Der Rechtsausschuß hatte 1953 befunden, daß eine Neuregelung der schwierigen Materie wegen des nahen Endes der Legislaturperiode nicht mehr in Frage komme. Dabei blieb es bis heute.

Noch immer gilt, was der frühere Ministerialdirektor im Bonner Justizministerium, Gerhard Erdsiek, schon 1959 schrieb: „Daß ein Bauunternehmer vor einer Auftragsvergabe straflos den Versuch machen kann, die Stimmen der Stadtväter zu kaufen, ist ein unerträglicher Gedanke. Eine baldige gesetzliche Neuregelung erscheint daher unerläßlich."

Im Bonner Parlament herrscht Stillschweigen über diese „gefährliche Strafbarkeitslücke" (Oberlandesgerichtsrat Herbert Tröndle in der Großen Strafrechtskommission 1960). Aus gutem Grund: Wer auch immer darauf aufmerksam macht, löst eine Debatte darüber aus, womit Korruption beginnt. Fallen die üblichen, hochdotierten Beraterverträge darunter? Darüber war immerhin 1984 der damalige Bundestagspräsident Rainer Barzel gestürzt.

„Ein klassischer Fall von Privilegierung in eigener Sache", kritisiert Hans Herbert von Arnim, Jura-Professor in Speyer, die Versuche der „Bürger erster Klasse", den Mißstand zu beheben.

Bestechung nachzuweisen ist schwierig. Abgeordnete sind nicht wie Richter an ein Gesetz gebunden, sie müssen nicht wie Beamte im Rahmen geltenden Rechts Entscheidungen treffen. Als freie Mandatsträger sind sie laut Grundgesetz nur ihrem Gewissen unterworfen; die Gründe für ihre Abstimmungsentscheidung sind nicht justitiabel.

Bei allen wichtigen Abstimmungen im Bundestag, die nicht unter Fraktionszwang standen, tauchte der Verdacht auf, Bestechung sei im Spiel gewesen – nicht immer grundlos, wie der Fall Julius Steiner zeigt. Der CDU-Bundestagsabgeordnete hatte zugegeben, daß er 1972 beim Mißtrauensvotum gegen den damaligen Bundeskanzler Willy Brandt 50 000 Mark erhielt, damit er nicht für den Unionskandidaten Rainer Barzel stimmte.

Korruption wird in anderen Ländern hart bestraft. In England gilt Abgeordneten-Bestechung als Kapitalverbrechen. In Frankreich wird sie scharf verfolgt. In den USA mußte der Sprecher

CDU-Abgeordneter Steiner
Bestechung nicht strafbar

des Repräsentantenhauses, Jim Wright, 1989 zurücktreten, weil ihm Korruption nachgewiesen worden war.

Nun liegt auch in Bonn wieder ein Gesetzentwurf vor. Allein der Bestechungsparagraph 108 b soll nach dem Willen von Bündnis 90/Die Grünen geändert werden. Ein Abgeordneter in spe macht sich künftig nicht nur strafbar, wenn er sich eine Stimme kauft, um ins Parlament zu kommen. Er macht sich auch strafbar, wenn er im Parlament sein Votum gegen gutes Geld verkauft. Das soll mit einer Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe geahndet werden.

Die kleine linke Gruppe darf immerhin auf eine ungewöhnliche Allianz hoffen. Denn ihr Gesetzentwurf orientiert sich an einem Modell, das auf die Christdemokraten zurückgeht. Der letzte Gesetzentwurf 1974 zum Thema Abgeordneten-Bestechung kam aus den Reihen der CDU/CSU. 80 Abgeordnete hatten sich damals dafür eingesetzt, darunter Richard von Weizsäcker, Norbert Blüm, Rudolf Seiters und Wolfgang Schäuble.

Arbeitsminister Blüm und Innenminister Schäuble sind bereit, diesmal mit der Linken zu stimmen – unter einer Voraussetzung, sagt Schäuble: „Wenn es dem Gesetzentwurf gelingt, solches Fehlverhalten wirklich rechtlich zu erfassen."

Stasi-Spitzel Schmidt-Wittmack*: Zermürbt vom Doppelleben

Abgeordnete

Reif zur Abwicklung

Werden demnächst sämtliche Bonner Parlamentarier darauf untersucht, ob sie für die Stasi gearbeitet haben?

Seine Karriere als Agent war kurz und endete abrupt. Am 20. August 1954 setzte sich der Hamburger Karlfranz Schmidt-Wittmack, damals 40 Jahre alt, in den Osten ab.

Zwei Jahre lang hatte der CDU-Politiker für die DDR-Staatssicherheit spioniert, zuerst in der Hamburger Bürgerschaft, danach im Bonner Bundestag. Das Doppelleben als Parlamentarier und Stasi-Spitzel zermürbte den Christdemokraten schneller als erwartet. Er wurde zum Spion, der in die Wärme floh.

Denn in der DDR machte Schmidt-Wittmack Karriere und stieg bis in den Vorstand der Ost-CDU auf. 1979, acht Jahre vor seinem Tod, dekorierten ihn die SED-Machthaber „in Würdigung außerordentlicher Verdienste um Aufbau und Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft" mit dem „Vaterländischen Verdienstorden in Gold".

Wer sind die letzten Nachfolger Schmidt-Wittmacks in Bonn? Findet sich unter den ostdeutschen Abgeordneten, die nach der deutsch-deutschen Vereinigung ins Wasserwerk am Rhein einzogen, der eine oder andere Stasi-Spitzel?

Derlei Fragen interessieren die Abgeordneten des Bundestages erstaunlich wenig. Die Landesparlamente im Osten durchforschen seit Monaten ihre Reihen systematisch nach Stasi-Informanten – die Bonner aber lassen die Aufarbeitung bedenklich schleifen.

Viele der Ost-Abgeordneten sind auf eventuelle Stasi-Vergangenheit gar nicht überprüft, kein einziger West-Abgeordneter ist auf Geheiß des Parlaments durchleuchtet worden. Die nötigen Auskünfte könnte die Berliner Behörde des Stasi-Sonderbeauftragten Joachim Gauck geben, wenn sie denn gewünscht würden. Von allen Seiten wird sie mit Anfragen überschüttet – nur nicht aus Bonn. Seit der Bundestagswahl im Dezember 1990 gingen weniger als zehn Aufträge des Bundestagspräsidiums bei der Gauck-Behörde ein.

Ein Antrag von Bündnis 90/Die Grünen, alle Abgeordneten und Mitglieder der Bundesregierung zu überprüfen, liegt seit Juni unerledigt in den Ausschüssen des Bundestages.

Vor allem in den neuen Bundesländern untergräbt das kollektive Nichtstun das Ansehen des Parlaments und nährt abstruse Theorien über Stasi-Seilschaften in Bonn. Schon werden einzelne Parlamentarier gerüchteweise mit der alten Mielke-Truppe in Verbindung gebracht.

Falls die Abgeordneten die Spekulationen durch Nichtstun weiter wuchern ließen, so warnte Ingrid Köppe vom Bündnis 90 im Juni ihre Kollegen im Parlament, „dann ist auch dieses Haus reif zur sofortigen Abwicklung".

Der Bundestag hatte ernsthaft gehofft, er könne sich mit einer vorläufigen Regelung behelfen. Das Präsidium des Parlaments, so eine Empfehlung des Ältestenrats im Oktober vorigen Jahres, solle bei Stasi-Vorwürfen ermitteln, allerdings unter zwei Bedingungen: Zum einen sollten die Vorwürfe öffentlich erhoben worden sein; zum anderen müsse der beschuldigte Abgeordnete der Überprüfung zustimmen.

Als die Ost-Berliner Abgeordnete Köppe aus den eigenen Reihen der KGB- und Stasi-Mitarbeit bezichtigt wurde, lehnte Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth (CDU) eine Anfrage bei der Gauck-Behörde mit dem Argument ab, die Anschuldigung sei nicht öffentlich vorgebracht worden. Daraufhin ließ sich Köppe freiwillig von Gauck überprüfen – und freisprechen.

Selbst der Fall des stellvertretenden CDU-Vorsitzenden Lothar de Maizière lief am Parlament vorbei.

De Maizière, jahrelanger Stasi-Mitarbeit beschuldigt, bat einen Parteifreund, den Bonner Innenminister Wolfgang Schäuble, um Hilfe; der legte einen Be-

* Auf einer Pressekonferenz in Ost-Berlin im August 1954.

richt vor, der den letzten Ministerpräsidenten der DDR eher belastete als entlastete. Als Rita Süssmuth anschließend auf Beschluß des Parlamentspräsidiums die Zustimmung zu einer eigenen Prüfung einholen wollte, lehnte der Abgeordnete de Maizière ab.

Die Prüfmechanik des Bundestages, räumt Manfred Richter (FDP) ein, habe „nicht so gegriffen, wie es eigentlich notwendig wäre". Vor allem die Ost-Abgeordneten, die zu Hause unter starkem Erklärungsdruck stehen, drängten vorige Woche, nach den neuerlichen Stasi-Enthüllungen in Sachsen-Anhalt, auf eine zügige Reaktion des Bundestages.

„Wir können nicht ausschließen, daß auch im Bundestag Stasi-belastete Abgeordnete sitzen", sagte Bruno Menzel, stellvertretender FDP-Bundesvorsitzender aus Dessau. Deshalb sei „eine generelle Überprüfung aller Bundestagsabgeordneten" erforderlich.

Auch Innenminister Schäuble verlangt inzwischen, da die Säuberungsaktionen in den Ost-Ländern Wirkung zeigen, nach einer Stasi-Reihenuntersuchung für Bonner Parlamentarier: „je schneller, desto besser".

Wie schwer eine taugliche Lösung allerdings zu finden ist, haben die Abgeordneten des Berliner Abgeordnetenhauses – in ihrer Ost-West-Mischung mit dem Bundestag vergleichbar – in den vergangenen Wochen vorgeführt. Noch im April hatten fast alle Parlamentarier einträchtig für zügige Überprüfung plädiert. Über die Details zerstritten sich Regierung und Opposition bis zur Sommerpause jedoch vollständig.

Die regierenden Christ- und Sozialdemokraten installierten mit ihrer Mehrheit einen vertraulich tagenden Ehrenrat, der die inkriminierten Abgeordneten – soweit sie einverstanden sind – per Anfrage bei der Gauck-Behörde überprüfen soll.

Die Opposition, vom Bündnis 90/Grüne bis zur FDP, dagegen forderte einen öffentlich tagenden Untersuchungsausschuß, der die Abgeordneten auch gegen ihren Willen mit nahezu staatsanwaltlichen Möglichkeiten durchleuchten kann.

Einig war man sich nur darüber, daß Ost- wie West-Abgeordnete unterschiedslos behandelt werden sollen.

Weiter reicht auch im Bundestag der Konsens nicht.

Der interfraktionelle Entwurf für ein Stasi-Unterlagen-Gesetz, das allgemeine Regeln für den Umgang mit den MfS-Archiven aufstellt, sieht zum Beispiel vor, daß alle Abgeordneten im Auftrag des Bundestages überprüft werden dürfen – ohne daß ein konkreter Verdacht vorliegen muß und auch ohne Einverständnis der Betroffenen.

Doch die Gegner allzu forschen Begutachtens üben hinhaltenden Widerstand.

Abgeordnete Köppe
Vom Stasi-Verdacht freigesprochen

Sie befürchten, eine Regelanfrage bei der Gauck-Behörde beeinträchtige das freie, im Grundgesetz ausdrücklich geschützte Mandat der Abgeordneten zu stark.

Zudem werde bei Veröffentlichung der Stasi-Recherchen Schmutz aus dem politischen oder privaten Leben der Parlamentarier hochgeschleudert, der mit Stasi-Verbindungen nichts zu tun haben müsse, gleichwohl aber dem Abgeordneten politisch schaden könne.

„Man wird sicher versuchen, die Aufarbeitung in irgendeinen Geheimkreis abzuschieben", prognostiziert Ingrid Köppe. Doch gegen die Stasi-Verifikation selbst würden sich auch die Gegner aufgrund des öffentlichen Drucks „kaum noch sträuben können".

Vor allem bei den westdeutschen Abgeordneten „wird es Widerstand geben", vermutet der Magdeburger Uwe Küster, Parlamentarischer Geschäftsführer der SPD-Fraktion, der für schonende Verfahren eintritt. Vor Ende des Jahres sei daher nicht mit einem Beschluß des Parlaments zu rechnen.

Die Kritiker der parlamentarischen Selbstprüfung sagen voraus, daß auch nach einer Überprüfung aller Abgeordneten im Bundestag Unbehagen herrschen und ein neues Ost-West-Problem auftauchen werde. Denn während die Akten über die ostdeutschen Stasi-Spitzel inzwischen ziemlich vollständig vorlägen, seien fast alle Unterlagen der Stasi-Hauptverwaltung Aufklärung, zuständig für Spionage, vernichtet worden.

Sollte es also noch überständige DDR-Agenten aus Westdeutschland im Bundestag geben, hätten sie bei einer Anfrage in der Gauck-Behörde kaum etwas zu befürchten.

PDS

So nicht, Herr W.

Sympathie-Bekundungen für die Moskauer Putschisten haben die PDS entzweit. Der Partei droht die Spaltung.

Im Ernst-Thälmann-Saal des Karl-Liebknecht-Hauses, der PDS-Zentrale im Berliner Osten, wurde hart gestritten. „Verkooft hat er uns", schimpfte ein Altgenosse über den gestürzten Michail Gorbatschow, ein anderer widersprach sofort energisch: „Nicht verkauft, verschenkt hat er uns, für 'nen Appel und 'n Ei." Bei einer „Hausversammlung" von etwa 50 Mitarbeitern des PDS-Parteivorstandes am Tag des Putsches in Moskau machten Altstalinisten ihrem lange angestauten Groll auf Gorbatschow Luft. Da wurde, so ein Teilnehmer, „reichlich die Sau rausgelassen".

Das Präsidium des Parteivorstandes kam – in Abwesenheit von Parteichef Gregor Gysi – der Stimmung entgegen. In einer Erklärung bekundeten die Spitzenfunktionäre unverhohlen Sympathie für die Moskauer Putschisten. Die PDS-Führung forderte – Ton in Ton mit Juntachef Janajew – „diejenigen, die jetzt in ihren Händen die Macht konzentrieren", auf, „die Staatsmacht einzig einzusetzen, um das Versinken des Landes in Gewalt, Chaos, Hunger und Rechtlosigkeit zu verhindern".

Die gewendeten Einheitssozialisten verloren kein Wort über das Schicksal Gorbatschows und ergingen sich statt dessen im klassischen SED-Stil über die Machenschaften der Nato und die „autoritären Tendenzen des BRD-Staates".

PDS-Funktionäre Willerding, Mahlow:

Bruno Mahlow, Mitarbeiter des PDS-Vorstandes für internationale Politik, unter Honecker stellvertretender Abteilungsleiter des ZK der SED, hatte für die Präsidiumssitzung eine noch schärfere Solidaritätsadresse an die Umstürzler entworfen. Die allerdings ging der Parteispitze zu weit.

Viel Verständnis für die Verschwörer bekundete auch das Parteiblatt *Neues Deutschland*. In einem Leitartikel verbreitete das PDS-Organ den frommen Wunsch, es möge dem „Notstandskomitee, das jetzt das Sagen hat", nur darum gehen, „den unleugbaren Zerfall jeglicher Staatsmacht und den Exitus der Wirtschaft, der heute unausweichlich scheint, aufzuhalten".

Sympathien für den Kopf des Staatsstreiches bekannte PDS-Präsidiumsmitglied Jochen Willerding, 39. Der langjährige Funktionär des FDJ-Zentralrates, der nach dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens mit Egon Krenz im September 1989 den Pekinger Panzerkommunisten die unverbrüchliche Treue der SED übermittelt hatte, dozierte, in der UdSSR müsse man eben „bestimmte Dinge ordnen". Willerding orakelte, „daß Janajew bessere Voraussetzungen für die Demokratisierung schaffen wollte".

Noch eins drauf setzte die „Kommunistische Plattform" in der PDS, ein Lenin-Revival-Klub von einigen tausend DDR-Nostalgikern. Die orthodoxen Genossen verkündeten, der Ausnahmezustand in der UdSSR habe „dann eine Berechtigung", wenn er „den Weg für die Erneuerung des Sozialismus frei macht". Die Plattformer wünschten „den Bürgerinnen und Bürgern der Sowjetunion" – ganz im realsozialistischen Jargon – „Erfolg im Kampf für die Stabilisierung der Volkswirtschaft" und „gegen opportunistische Entartungen".

„Bestimmte Dinge ordnen"

Gegen die stalinistischen Schwadroneure in der PDS regt sich eine innerparteiliche Opposition, die sich selbst „PDS-Strömung" nennt. Eine Erklärung, unterzeichnet unter anderem von Präsidiumsmitglied Helga Adler, Parteivorständler Michail Nelken und der PDS-Bundestagsabgeordneten Petra Bläss, verurteilte den Staatsstreich als „Restauration autoritärer Machtstrukturen". Die innerparteiliche PDS-Opposition verlangte schon am Tag des Putsches den „Rücktritt des selbsternannten Notstandskomitees in Moskau" und solidarisierte sich „mit dem Widerstand aller demokratischen Bewegungen in der Sowjetunion".

PDS-Bundesgeschäftsführer Wolfgang Gehrcke, 47, früherer Hamburger DKP-Chef und Gorbatschow-Anhänger, hatte den Genossen in der PDS-Zentrale auf der Hausversammlung nach dem Moskauer Putsch bereits schwere Zeiten prognostiziert. Zu erwarten, so Gehrcke, sei „eine weitere Polarisierung" in der Partei.

Die ist bereits in vollem Gange. In Wandzeitungen giften sich PDS-Funktionäre im Karl-Liebknecht-Haus gegenseitig an und verzichten dabei („So nicht, Herr W.") schon mal auf die vertraute Anrede „Genosse". Jüngere Parteimitglieder, sagt Jan Bloch, 30, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Junger Genossen, seien empört darüber, daß Mitglieder der Parteispitze „für die offen reaktionären Teile des alten Machtapparates in der UdSSR Partei ergreifen". Bloch: „Die Präsidiumserklärung ist ein Hohn."

Die Anhänger der „PDS-Strömung" wollen in Berlin am 14. September über Konsequenzen beraten – selbst die Spaltung der Partei ist nicht mehr tabu.

PDS-Chef Gregor Gysi bemühte sich, nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub, den Streit wieder zu schlichten. Die Ereignisse in der Sowjetunion, so Gysi auf einer Pressekonferenz am Dienstag voriger Woche, „könnten der Beginn einer reaktionären, stalinistischen Entwicklung sein", was den Widerspruch der PDS herausfordern müsse.

Der gewitzte Advokat kündigte am Tag vor dem Zusammenbruch des Staatsstreiches an, er wolle Gorbatschow suchen, und fand Mitschuldige am Putsch sogleich in der Bonner Politik. Die deutsche Einigung als „Abrechnungsprozeß" statt als „Integrationsprozeß", so der PDS-Chef, habe die Moskauer Militärs möglicherweise nervös gemacht.

PDS-Kritiker Adler, Bloch: Protest gegen stalinistische Schwadroneure

In einer Flucht nach vorn rief das PDS-Präsidium unter Gysis Führung rasch zu einer Kundgebung auf: am 21. August in Berlin vor der früheren Sowjetbotschaft Unter den Linden „gegen die Unterdrückung demokratischer Sozialistinnen und Sozialisten, anderer Demokraten und Gorbatschow-Anhänger in der UdSSR". Doch als sich um 17 Uhr rund 500 PDS-Anhänger zum Protest vor der Sowjetvertretung einfanden, war die Revolte längst gescheitert.

Am Tag danach sorgte sich das Parteiblatt *Neues Deutschland* bereits um „ein Verbot der KPdSU". Selbstkritische Genossen ziehen aus den Ereignissen in der Sowjetunion für die PDS einen ganz anderen Schluß. „Es ist doch ein Glück", so Dirk Schade, 24, aus dem Berliner Osten, „daß diese Partei nicht mehr die Macht hat." ◄

„Die politische Bereitschaft ist da“

SPIEGEL-Interview mit dem niedersächsischen Verkehrsminister Peter Fischer (SPD) über Tempo 120

SPIEGEL: Herr Minister, Sie wollen sich mit den deutschen Autofahrern anlegen und sie zwingen, künftig auf den Autobahnen nur noch Tempo 120 zu fahren. Warum?

FISCHER: Es gibt dafür drei ins Auge springende Gründe. Der eine ist die Verkehrssicherheit. Die Bundesanstalt für Straßenwesen hat jüngst festgestellt, daß trotz zunehmender Verkehrsbelastung immer schneller gefahren wird. Die Folge ist eine drastische Erhöhung der Verkehrsunfälle auf den Autobahnen. In den alten Bundesländern stieg die Zahl der Unfälle mit Personenschäden zwischen 1989 und 1990 um 15 Prozent; bei Unfällen mit Toten waren es sogar 20 Prozent mehr. Deshalb muß dringend etwas geschehen, und alle neueren Untersuchungen bestätigen, daß ein Tempolimit die Verkehrssicherheit erheblich erhöhen kann.

SPIEGEL: Bundesverkehrsminister Krause ist da ganz anderer Meinung. Er sagt, ein Tempolimit würde die Autofahrer nur aggressiver machen und damit die Unfallgefahr erhöhen.

FISCHER: Das ist Unsinn. Es gibt Untersuchungen, die besagen, daß ein Tempolimit ein insgesamt gelasseneres Verkehrsumfeld bewirkt. Dafür sprechen auch die Beispiele aus anderen Ländern. Jeder, der in Amerika mal auf den Highways gefahren ist, weiß, wie angenehm dort das Reisen mit dem Auto ist im Vergleich mit unseren Autobahnen.

SPIEGEL: Sie haben ja auch in Niedersachsen Erfahrungen mit dem Tempolimit.

FISCHER: Die haben uns auch bestärkt. Seit der Öffnung der Grenzen nach Osten gibt es eine sprunghafte Zunahme der Verkehrsbelastung auf der A 2 zwischen Hannover und Sachsen-Anhalt. Wir haben dort Anfang des Jahres Tempo 100 eingeführt und Überholverbot für Lkw. Dies hat zunächst Proteste hervorgerufen; aber inzwischen sind sich fast alle einig, daß die Maßnahme richtig war.

Ein zweiter Grund, der für mich bei der Frage Tempolimit eine Rolle spielt, hat sich dort bewahrheitet: Der Verkehrsfluß ist besser geworden. Das heißt: Die Aufnahmefähigkeit der Autobahn hat sich gesteigert.

SPIEGEL: Und Ihr dritter Grund?

FISCHER: Der dritte Grund ist natürlich der Umweltschutz. Auch darüber gibt es neuere Untersuchungen. Danach reduziert ein Tempolimit von 120 den

Tempolimit-Befürworter Fischer
„Der Verkehrsfluß ist besser“

Ausstoß von Schadstoffen spürbar – beim Kohlenmonoxid um 21 Prozent.

SPIEGEL: Warum Tempo 120 und nicht Tempo 100, wie Umweltschützer und auch Ihr grüner Koalitionspartner in Niedersachsen fordern?

FISCHER: Aus Umweltgründen spricht natürlich viel für Tempo 100. Die Schadstoff-Emissionen wären noch geringer. Aber die Autofahrer müssen das Tempolimit auch annehmen; sonst bringt die Regelung nichts. Ich bin der Auffassung, daß 120 gerade noch akzeptiert wird. In den Niederlanden ist man aus eben diesem Grund von 100 auf 120 hochgegangen.

SPIEGEL: Wer bisher 180 fuhr, der wird sich auch für Tempo 120 nicht erwärmen.

FISCHER: Er kann ja bei der heutigen Verkehrsdichte kaum noch 180 fahren. Ich glaube – und Umfragen zeigen das auch –, daß sich die Meinung der Bevölkerung in den letzten Jahren erheblich zugunsten des Tempolimits verändert hat. Das heißt: Auch der Bürger hat auf die veränderten Verhältnisse reagiert.

SPIEGEL: Ihre Kollegin, Umweltministerin Monika Griefahn, hat eine Vorlage zum Tempo 100 angekündigt. Machen Sie beide da so eine Art Wettrennen miteinander?

FISCHER: Es gibt beim Tempolimit unterschiedliche Ansätze, weil es unterschiedliche Interessen gibt. Ich sage noch einmal: Ich halte es aus umweltpolitischen Gründen für akzeptabel, noch weiter runterzugehen. Aber ein Limit macht keinen Sinn, wenn es massenhaft übertreten wird.

SPIEGEL: Sie wollen es für einen besseren Umweltschutz nicht ganz mit den deutschen Autofahrern verderben?

FISCHER: Nein.

SPIEGEL: Das heißt, Niedersachsen fährt jetzt zweigleisig. Die Umweltministerin ist für Tempo 100 und der Verkehrsminister für Tempo 120.

FISCHER: Nein. Das ist bisher nur eine interne Diskussion. Ich habe jetzt dem Kabinett vorgeschlagen, eine Initiative in Richtung 120 zu machen.

SPIEGEL: Ist der Vorschlag mit Frau Griefahn abgesprochen?

FISCHER: Wir haben darüber diskutiert, und sie hat das im Grunde akzeptiert. Sie will aber noch mal die umweltpolitischen Aspekte prüfen und möglicherweise Varianten vorschlagen. Aber das wird dann im Kabinett noch diskutiert werden müssen.

SPIEGEL: Wenn Sie schon die Umweltministerin nicht vollständig überzeugt

Karambolage auf der Autobahn: „20

haben – haben Sie denn alle SPD-geführten Länder im Bundesrat auf Ihrer Seite?

FISCHER: Das ist eigentlich der springende Punkt. Die SPD-geführten Länder sind für ein solches Tempolimit. Wir haben – dank der Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat – jetzt die Chance, dieses Thema nicht nur deklaratorisch zu besetzen, sondern das Limit durchzubringen, da die Länderkammer über eine solche Verordnung mitentscheidet. Das war für mich eigentlich auch der wesentliche Punkt zu sagen: Jetzt müssen wir's einmal ernsthaft versuchen.

SPIEGEL: Sind tatsächlich alle Sozialdemokraten dafür – auch Rheinland-Pfalz?

FISCHER: In Rheinland-Pfalz ist man sich noch nicht ganz sicher.

SPIEGEL: Was hat die dortige SPD/FDP-Koalition dagegen?

FISCHER: Ich denke, in der dortigen Regierung ist diese Frage noch nicht abschließend diskutiert worden. Ich gehe aber davon aus, daß wir auch Rheinland-Pfalz überzeugen können.

SPIEGEL: Wenn Sie die Mehrheit im Bundesrat haben, dann ist damit noch nicht sichergestellt, daß der Bundesverkehrsminister, der sich ja bisher immer vehement gegen ein Tempolimit ausgesprochen hat, das auch in die Straßenverkehrsordnung übernimmt. Wie wollen Sie ihn denn da zu einem Sinneswandel bringen?

FISCHER: Wenn die Länder das im Bundesrat mit Mehrheit beschließen, was selbst bei Enthaltung von Rheinland-Pfalz der Fall ist, dann wäre der Bundesverkehrsminister gezwungen, die Geschwindigkeitsbegrenzung in seine Nebel-Verordnung aufzunehmen. Wir nehmen ja seine Initiative, die Höchstgeschwindigkeit bei schlechter Sicht auf 50 Stundenkilometer zu begrenzen, zum Anlaß, das Tempolimit durchzubringen. Er muß das akzeptieren oder aber seine Nebel-Verordnung zurückziehen.

SPIEGEL: Ein Tempolimit wird inzwischen auch in der Union gefordert. Bekommen Sie von dort ebenfalls Unterstützung?

FISCHER: Meines Wissens hat sich der Bundesumweltminister Töpfer bereits für ein Tempolimit ausgesprochen. Es gibt auch innerhalb der CSU entsprechende Appelle. Der baden-württembergische Ministerpräsident Teufel hat vor kurzem gefordert, daß man über diese Frage jetzt ernsthaft und ehrlich diskutieren müsse. Also: Die politische Bereitschaft, dieses Thema jetzt anzupacken, ist da.

Prozent mehr Tote"

Grundgesetz

Allmählich mürbe

Die FDP will am Grundrecht auf Asyl nicht rütteln lassen – jedenfalls vorerst nicht. Doch der Druck nimmt zu.

Die Damen und Herren im FDP-Präsidium gaben sich standhaft. Am Grundrecht auf Asyl „wird nix geändert", verkündete Justizminister Klaus Kinkel, sonst gerate die Partei in eine „Zerreißprobe".

Allein Georg Gallus, Parlamentarischer Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium, meinte vorsichtig, die Partei könne diese liberale Position nicht länger halten – und erntete damit Widerspruch von Parteifreund Jürgen Möllemann: „Man macht sich nicht das Markenzeichen kaputt", belehrte der PR-Profi seinen Kollegen, „dann reden alle nur davon, die FDP sei umgefallen – und darauf wartet die SPD."

Bald könnte es soweit sein. Denn auch bei den Freidemokraten, die sich so unbeugsam zeigten, werden die Reihen der Asylrechtsverteidiger lichter.

Kein geringerer als der Fraktionsvorsitzende Hermann Otto Solms hatte erklärt, nur der „Kern" dieses Grundrechts müsse erhalten bleiben. Auch Parteichef Otto Graf Lambsdorff signalisierte Gesprächsbereitschaft.

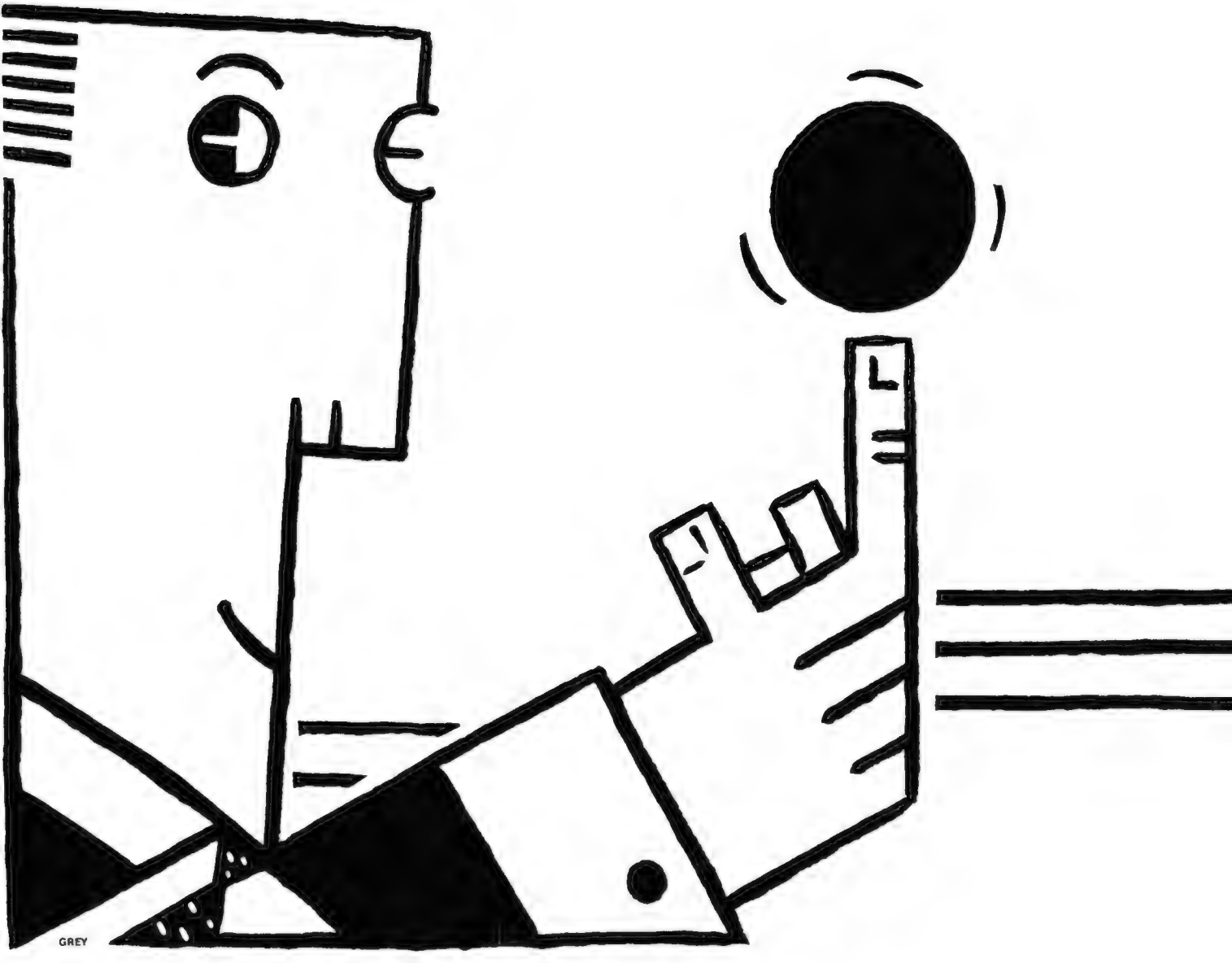
Ein wenig verstört hatten die FDP-Oberen gemerkt, daß sie mit ihrer Prinzipientreue allmählich ins Abseits geraten – nicht nur an den Stammtischen, auch im Parlament. Dort hofft die CSU bereits darauf, daß die Sozialdemokraten unter dem Druck der von ihnen regierten Länder bereit sein könnten, das Grundrecht aufzuweichen.

Auch Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) drängt auf Änderung des Grundgesetzes. Der gesetzgeberische Spielraum sei „ausgeschöpft". Die „hehren Beschlüsse des FDP-Präsidiums", die Asylverfahren zu beschleunigen, ohne dabei das Grundrecht anzutasten, hätten nur „marginale Bedeutung", spottete er. Außerdem: Die entsprechenden Vorschläge seien doch schon einmal, 1989, „am Widerstand der FDP gescheitert".

Wer wegen politischer Verfolgung in seiner Heimat Asyl in der Bundesrepublik verlangt, darf nach Artikel 16 des Grundgesetzes an der Grenze nicht abgewiesen, nicht ausgeliefert oder abgeschoben werden. Er erhält sofortiges Bleiberecht, gerichtlich kann er seine Anerkennung als Asylbewerber durch-

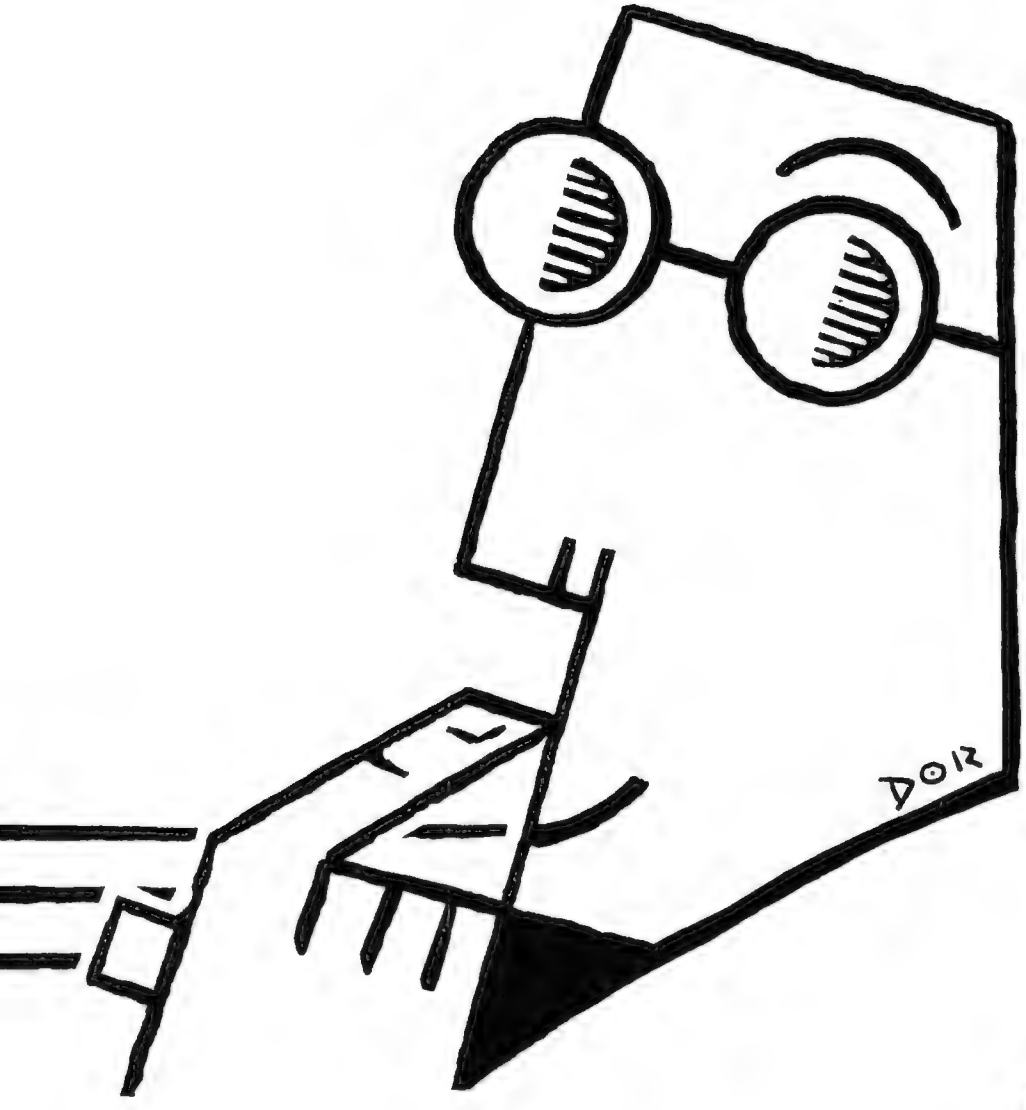
GESPRÄCHSQUALITÄT AUF NORD

Von den Norddeutschen wird gern behauptet, sie seien etwas ein
miert, sachkundig, konstruktiv. So wird Gesprächszeit nicht zer
daß wir nicht viele Worte machen. Doch für uns ist weniger mehr.



DEUTSCHE ART.

silbig. Tatsächlich kommen wir nur schnell auf den Punkt. Infor-
redet, erwächst aus einem Gespräch Gesprächsqualität. Mag sein,



NORD/LB
NORDDEUTSCHE LANDESBANK
GIROZENTRALE

Hannover · Braunschweig · Frankfurt · Luxemburg · London · New York

fechten. Darüber hinaus hat er ein Recht auf Unterbringung, Versorgung und berufliche Entfaltung. Das kostet Bund, Länder und Gemeinden etliche Milliarden.

Gerade weil der Artikel 16 vorbehaltlos gilt, auch durch Gesetz in seinem Kern nicht eingeschränkt werden darf, ist er seit Jahren für viele ein Ärgernis. Immer wieder wurde versucht, das Grundrecht einzuengen oder daraus einen behördlichen Gnadenakt zu machen.

Im Bundesrat haben Baden-Württemberg und Bayern derlei Entwürfe eingebracht, sind aber bislang damit gescheitert.

Schäuble hat inzwischen einen Wunschkatalog vorgelegt, der ohne er sich „wirklich geschämt", sagt Schäuble, aber auch er möchte „die alle gleich wieder zurückschicken können".

Allmählich, so scheint es, werden selbst die Freidemokraten mürbe.

Auch wenn sie offiziell noch nicht am Tabu Grundgesetzänderung rütteln, werden intern alle Möglichkeiten in einem FDP-Expertenpapier durchgespielt. Einige der kursierenden Vorschläge gelten den FDP-Fachleuten als nicht durchdacht.

Würde man beispielsweise den Artikel 16 um den Zusatz „Das Nähere regelt ein Bundesgesetz" ergänzen, so würde der Spielraum des Gesetzgebers nicht erweitert. Auf diese Weise, meinen die Verfasser der Expertise, werde nur die derzeitige Rechtslage klargestellt.

Notunterkunft für Asylbewerber (in Dresden): An der Grenze abweisen?

Grundgesetzänderung nicht zu verwirklichen ist:

- ▷ Die europäischen Länder sollten gegenseitig die jeweils getroffenen Entscheidungen anerkennen, das heißt: Wer in einem Land abgewiesen ist, darf in keinem anderen erneut Asyl beantragen.
- ▷ Wer sich bereits in einem anderen Land aufgehalten hat, soll dort bleiben.
- ▷ Bewerber aus Ländern, in denen keine politische Verfolgung droht, sollen schon an der Grenze anhand einer entsprechenden Liste abgewiesen werden.

Für die „Begleitumstände in Bari", wo 10 000 Albaner von der italienischen Polizei in Schach gehalten wurden, habe

Auch ein einfacher Gesetzesvorbehalt („Dieses Recht kann durch Gesetz oder aufgrund eines Gesetzes beschränkt werden") hilft nicht weiter.

Der Gesetzgeber bliebe an das Gebot des Artikels 19 des Grundgesetzes gebunden, den Wesensgehalt nicht anzutasten – und der ist mehr oder weniger gleichbedeutend mit der geltenden Auslegung der höchsten Gerichte. Daran also läßt sich kaum rühren.

Erfolgversprechender wäre ein „qualifizierter Gesetzesvorbehalt", der für bestimmte Fälle eine Aufweichung des Grundrechts erlaubt.

Die „Folge", heißt es dazu in der FDP-Analyse, seien „weitreichende Einschränkungsmöglichkeiten": Im Zuge der europäischen Harmonisierung, die für den 1. Januar 1993 nach Wegfall der Binnengrenzen angestrebt wird, könnte der Artikel 16 außer Kraft gesetzt werden. Denn mit der gegenseitigen Anerkennung der Bescheide wäre etwa dem in Frankreich abgewiesenen Bewerber das Recht genommen, sich in der Bundesrepublik erneut um Asyl zu bemühen. Das Grundrecht wäre für diese Fälle abgeschafft.

Zum gleichen Ergebnis führte die Listenlösung, wie sie Schäuble favorisiert – ganz auf der Linie der Baden-Württemberger.

Danach würden Bewerber aus Ländern, in denen es augenscheinlich keine politische Verfolgung gibt, abgelehnt.

Folge: „Für die betroffenen Asylsuchenden bestünde das Asylgrundrecht (welches das Zutrittsrecht an der Grenze und eine Einzelfallprüfung garantiert) nicht mehr." Die „Ausweisung politisch Verfolgter" werde gar „bewußt in Kauf" genommen, falls auf der Liste auch Länder stehen würden, aus denen nur wenige Bewerber als politische Flüchtlinge anerkannt werden, wie etwa die Türkei.

Schließlich prüften die Experten der FDP auch den bayerischen Bundesratsantrag.

„Politisch Verfolgten", heißt es da, „wird nach Maßgabe der Gesetze Asyl gewährt." Das bedeute praktisch die Abschaffung des Asylgrundrechts. Der Gesetzgeber erhalte „großen Gestaltungsspielraum". Das Zugangsrecht an der Grenze könnte ganz abgeschafft, beliebig könnten Länder benannt werden, in denen politische Verfolgung nicht stattfindet. Eine gerichtliche Überprüfung gäbe es nicht mehr. Sie würde durch eine Entscheidung der Grenzbehörde ersetzt.

Noch haben sich die Freidemokraten auf keines der Modelle eingelassen. Sie haben im Gegenteil bei den Verhandlungen über das Schengener Abkommen, das schon eine Rechtsangleichung mit einigen Nachbarländern brachte, einen „Vorbehalt nationalen Rechts" durchgesetzt: Auch wenn ein Bewerber in einem anderen Land abgewiesen ist oder sich dort wenigstens schon aufgehalten hat, kann er in der Bundesrepublik um Asyl nachsuchen.

„Dagegen", so Asylvorkämpfer Burkhard Hirsch, „läuft die Union Sturm."

Spätestens 1992 kommt die Nagelprobe, und da will auch der Justizminister für die liberale Standhaftigkeit nicht mehr garantieren. „Wenn wir über Europa gezwungen werden", meint Kinkel, „werden wir unsere Rechtsposition überdenken müssen."

Hirsch aber hat den Eindruck, dieser Zwang werde künstlich herbeigeredet. Seinen Parteifreund, den Justizminister, warnt er, es dürfe „nicht von vornherein mit dem Ziel verhandelt werden, den Artikel 16 entbehrlich zu machen".

„Das Boot ist zu leer“

SPIEGEL-Interview mit dem Frankfurter Stadtrat Daniel Cohn-Bendit über ein Einwanderungsgesetz

Der Grünen-Politiker Cohn-Bendit, 46, war einst Studentenführer in Paris und später Herausgeber des Frankfurter Stadtmagazins *Pflasterstrand*. Seit 1989 ist er ehrenamtlicher „Dezernent für multikulturelle Angelegenheiten“ im rot-grünen Magistrat.

Quoten-Befürworter Cohn-Bendit
„Können Sie sich vorstellen . . .

SPIEGEL: Kommunalpolitiker in ganz Deutschland sehen ihre Städte und Dörfer wegen des Zustroms von Ausländern an der Grenze zum sozialen Kollaps. Nur der Frankfurter Stadtrat Cohn-Bendit verkündet überall: Deutschland ist ein Einwanderungsland. Haben Sie darüber schon mal mit Ihrem Oberbürgermeister gesprochen?

COHN-BENDIT: Ja. Es ist eine ganz einfache Sache: Die Stadt Frankfurt hat einen Bedarf an Arbeitskräften, der nicht mehr gedeckt wird durch die deutsche Bevölkerung. Nicht mal für die Ausbildungsplätze, die die Wirtschaft zur Verfügung stellt, finden sich genügend deutsche Jugendliche. Was glauben Sie denn, warum so viele Unternehmen sich mit ausländischen Schwarzarbeitern behelfen?

SPIEGEL: Also – das Boot ist nicht voll, es ist zu leer?

COHN-BENDIT: Auf Dauer ist das Boot zu leer – bei der Geburtenentwicklung und dem Lebensstandard, den wir haben.

SPIEGEL: Trotzdem: Akute Konflikte in den Großstädten bestehen. Nehmen Sie zum Beispiel die Probleme, die Berlin mit dem Ansturm der Ausländer aus dem Osten hat . . .

COHN-BENDIT: . . . in dieser Situation sage ich: Behalten wir mal einen kühlen Kopf. Sie wollen die Bundeshauptstadt Berlin neu bauen mit allem, was dazu gehört. Sie wollen die Olympiade in Berlin ausrichten. Können Sie sich vorstellen, wie viele Arbeitskräfte man da braucht?

SPIEGEL: In den neuen Ländern gibt es genügend Bürger, die dringend einen Arbeitsplatz suchen.

COHN-BENDIT: Die können ja nicht alle herkommen. Dann wird der Osten zur Steppe. Allein in Frankfurt suchen wir Hunderte als Pflegepersonal für Krankenhäuser, Kindergärten und Krippen. Wir finden sie nicht. Dabei ließen sich Ausländer in sechs Monaten als Hilfspfleger ausbilden.

SPIEGEL: Auf diese Weise können Sie aber nicht jedes Jahr Hunderttausende aus dem Ausland integrieren.

COHN-BENDIT: Deshalb sage ich ja: Wir brauchen ein Einwanderungsgesetz. Damit könnte die Bundesrepublik beispielsweise festlegen, wie viele Arbeitskräfte hereingelassen werden.

SPIEGEL: Also sind Sie auch für eine Quotenregelung?

COHN-BENDIT: Ja. Die Bundesrepublik, am besten ganz Europa, müßte sich zur Einwanderungsregion erklären. Eine Einwanderungsbehörde bestimmt dann, welchen Bedarf es in der Bundesrepublik – oder in Europa – gibt. Die Zahl sollte zusammen mit den Arbeitsämtern festgelegt werden.

SPIEGEL: Was machen Sie, wenn sich die Einwanderungswilligen nicht an die Einwanderungsquoten halten?

COHN-BENDIT: Das Entscheidende für mich ist, daß die Einwanderungsbehörde auch Außenstellen hat in Afrika, in Asien, in Osteuropa und so weiter. Dort können nur Einwanderungsanträge gestellt werden. Diesen Menschen muß aber klargemacht werden, daß, wer einen Asylantrag gestellt hat und abgelehnt wird, keinen Einwanderungsantrag mehr stellen darf.

Dann hätte man der Welt einen Vorschlag gemacht auf europäischer Ebene, wie das Problem geregelt werden kann. Parallel zu dieser Einwanderungspolitik machen wir eine Entwicklungspolitik gerade in Ländern, wo der Druck am

. . . wie viele Arbeitskräfte man da braucht?“: **Schwarzarbeiter-Razzia in Berlin**

Herzflattern ohne Flimmern.

Erleben Sie Philips – erleben Sie flimmerfreies Fernsehen. *Mit dem 100 Hz-Matchline. Behalten Sie einen klaren Blick. Entscheiden Sie sich für einen Matchline der neuen High-End-Generation von Philips, dem TV-Marktführer weltweit. Für einen mit 100 Hz-Technik. Diese technische Neuerung liefert Ihnen ein flimmerfreies, klares Bild, wie Sie es vorher noch nie gesehen haben.*

Denn: Mit Hilfe der doppelten Frequenz von 100 Hz wird das Fernsehbild doppelt so schnell wiedergegeben. Was den berüchtigten Flimmer-Effekt ausschaltet. Und wenn doch mal trotz 100 Hz das Fernsehbild zu wünschen übriglässt? Dann haben Sie vor lauter Rührung nur feuchte Augen bekommen.

Kompetente Beratung bei Ihrem Fachhändler und in den Unterhaltungselektronik-Abteilungen der Warenhäuser.

MATCH LINE 100 HZ

Philips Consumer Electronics

PHILIPS

Erleben Sie Philips

als wär es live.

PHILIPS

Asylbewerber im Saarland: „Konflikte, die Sie selbst mit Polizei nicht lösen"

größten ist. Gleichzeitig müssen wir über unser Staatsangehörigkeitsrecht nachdenken. Denn wir müssen denjenigen, die hier geboren sind oder mehr als fünf Jahre hier leben, alle Bürgerrechte garantieren.

SPIEGEL: Angenommen, Bonn legt eine Quote von 100 000 Einwanderern pro Jahr fest, und die ist im Mai erfüllt – was sagen Sie den Leuten den Rest des Jahres?

COHN-BENDIT: Ja, dann ist erst mal zu für Einwanderung.

SPIEGEL: Im Juni kommt ein Hungerflüchtling und bittet um Notaufnahme. Was machen Sie mit dem?

COHN-BENDIT: Natürlich kann ich jemandem aus der Sahel-Zone nicht sagen: Junge, bei uns ist's voll, tut mir leid. Flüchtlinge, die aus Katastrophen- oder Kriegsregionen kommen, die müssen, solange diese Situation besteht, aufgenommen werden. Schließlich hat die Bundesrepublik die Genfer Konvention für Flüchtlinge unterschrieben.

SPIEGEL: Also alles wie gehabt – wozu dann Quoten?

COHN-BENDIT: Ich bitte Sie. Die Mehrheit der Menschen, die im Moment kommen, sind aus den Ost-Gebieten – Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien. Die kommen nicht aus Hunger- und Katastrophenregionen. Wobei ich hier ausdrücklich die Roma und Sinti herausnehmen würde. Sie müssen als europäische Minderheit durch eine europäische Lösung endlich ihre Freizügigkeit erhalten.

SPIEGEL: Das Kernproblem ist damit aber nicht gelöst: daß wir ein Asylgrundrecht haben, auf das sich sehr viele zu Unrecht berufen, nur um erst mal bleiben zu dürfen.

COHN-BENDIT: Alle Polen zum Beispiel müssen sich auf das Asylgrundrecht berufen, um überhaupt ein Schlupfloch zu finden. Das ist ein absurder Zustand. Wenn es echte Einwanderer gibt, dann gibt es weniger falsche Asylbewerber. Das Gleiche wird für Sowjetbürger gelten.

SPIEGEL: Jedenfalls läßt sich unter Berufung aufs Asylrecht jede Quote unterlaufen.

COHN-BENDIT: Ich wäre bereit, eine Diskussion über die Neuformulierung des Artikels 16 des Grundgesetzes zu führen, wenn damit gleichzeitig ein Einwanderungsrecht und ein neues Staatsangehörigkeitsrecht im Grundgesetz verankert werden würde.

SPIEGEL: Wollen Sie die politischen Flüchtlinge auch durch Quoten kontingentieren?

COHN-BENDIT: Nein, keinesfalls. Ich will eine unabhängige Institution, die mehrheitlich besetzt ist mit gesellschaftlich unabhängigen Persönlichkeiten, die gibt es ja. Die haben einen Stab, der die Weltsituation in Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen, der Flüchtlingshilfe, Amnesty International und so weiter ermittelt. Dort wird jeden Monat ein Bulletin herausgegeben über die politische Verfolgung in anderen Ländern. Dann hat man für die staatlichen Behörden eine Vorgabe, die nicht politisch von den Stimmungen oder von den Stammtischen beeinflußt wird.

SPIEGEL: Ist denn die generelle Entscheidung, in einem Land gebe es keine politische Verfolgung, überhaupt möglich?

COHN-BENDIT: Ja, die halte ich für möglich. Man kann sich fragen: Handelt es sich um Demokratien? Und in Demokratien gibt es so etwas nicht, daß jemand aus politischen oder religiösen Gründen ernsthaft verfolgt wird.

SPIEGEL: Es gibt sogar Leute, die sehen sich in Deutschland politisch verfolgt.

COHN-BENDIT: Das ist absurd. Auch wenn zum Beispiel jemand in der Bundesrepublik vom Berufsverbot bedroht ist, gibt es noch lange keinen Grund, etwa in Frankreich Asyl zu beantragen, nur weil er nicht Beamter werden kann.

„Das Boot ist doch wirklich noch nicht voll" tz, München

SPIEGEL: Ihr Modell setzt sehr viel Weltoffenheit bei den Deutschen voraus. Doch die sozialen Probleme im vereinigten Deutschland, vor allem in den neuen Bundesländern, scheinen zur Zeit eher geeignet, die Abneigung gegenüber Ausländern zu steigern.

COHN-BENDIT: Ich habe neue Untersuchungen über Toleranz und Rassismus in der Ex-DDR gelesen: 50 Prozent der Menschen in der Ex-DDR meinten, in Deutschland gebe es zu viele Ausländer. Das ist sehr interessant, weil es in den neuen Bundesländern ja kaum Ausländer gibt. Grund für die Abneigung ist also nicht eine erlebte Erfahrung mit irgendwelchen Ausländern, auch nicht mit Asylsuchenden. Wir kennen das Problem aus der Bundesrepublik. Es gibt eine Analyse, daß ungefähr ein Drittel der Bevölkerung latent antisemitisch ist. Dabei leben kaum Juden hier. Die 30 000, die es hier gibt – nebbich!

SPIEGEL: Mit Statistiken beseitigen Sie nicht die Ausländerfeindlichkeit in den Ost-Ländern. Da herrscht ja teilweise Pogromstimmung.

COHN-BENDIT: Richtig. Ich muß denen in den neuen Ländern sagen: Menschen, ihr wolltet zu uns, ihr wolltet Teil der Bundesrepublik werden mit dem Grundgesetz. Da gibt es einfach Mindestkriterien des sozialen und menschlichen Zusammenlebens: Kinder schlägt man nicht, Frauen schlägt man nicht, Frauen werden nicht vergewaltigt, und Ausländer werden nicht geschlagen oder diskriminiert. Das müßt ihr lernen.

SPIEGEL: Ihr Glaube an Ihre Argumente ist wirklich respektabel. Aber glauben Sie, die Jungnazis im Osten werden Ihnen zuhören?

COHN-BENDIT: Ist mir egal. Irgendwann wird das staatlich durchgesetzt.

SPIEGEL: Wie wollen Sie das staatlich durchsetzen?

COHN-BENDIT: Ich bitte Sie! Genauso wie man den Fans in den Stadien irgendwann beibringen mußte, daß man nicht alles in Schutt und Asche legen kann. Da bin ich staatlich. Wenn in der ehemaligen DDR eine jüdische Gemeinde, eine Synagoge angegriffen wird, was glauben Sie, wie schnell dieser Staat durchsetzen könnte, daß das nie mehr passiert – nie mehr.

SPIEGEL: Wenn die ausländerfeindliche Stimmung sich ausbreitet, sind die sozialen Lasten des Zuzugs möglicherweise größer als die Härten eines radikalen Zuzugstopps.

COHN-BENDIT: Das geht ja gar nicht. Die Deutschen können nicht von Rostock bis Portugal alles abdichten. Statt der Asylbewerber und der Einwanderer kommen dann Millionen Illegale. Denen müssen wir zwar keine Sozialhilfe bezahlen. Aber dann entstehen soziale Konflikte, die Sie selbst mit Polizeigewalt nicht mehr lösen können. ◄

Anrufbeantworter?

... verlieren Sie nicht länger wichtige Anrufe durch ein endlos klingelndes Telefon! Unser postzugelassenes **Modell 2760** mit Fernabfrage und vielen wichtigen Extras informiert Ihre Anrufer bis 28 Sek. und nimmt die Nachrichten auf Band. Zeitspeicher, Fernansageänderung, fern ein/aus usw. gegen Aufpreis! Einfach einstekken und die neue Freiheit genießen!

Deutschlands meistverkauftes Gerät, denn kein anderes bietet bei diesem günstigen Preis einen solchen Leistungsumfang + 12 Monate Garantie!

nur 198,-

unverbindliche Preisempfehlung ohne Taschencoder (DM 38,-)

Oft ausverkauft - jetzt wieder erhältlich im preisbewußten Fachhandel oder z.B. bei Karstadt, OTTO, STINNES Baumarkt, PHOTO PORST, METRO, Kaufhof, Allkauf, Horten, Hertie, Massa, A-Z, Wegert, Völkner, PC-Computer, Brinkmann, Schaulandt, Wertkauf **und GTT TELEFONPALAST, Hauptstr.30, W-1000 Berlin 62, 030-7843062** oder **Schnellversand** mit 10 Tagen Umtauschrecht - einfach anrufen: 04154-807533!

CODE-A-PHONE

Kompetenz durch über 14 Millionen Anrufbeantworter seit 1957 !

D 10 : DIE | FORMEL FÜR | AMBIENTE

Bolte Büroeinrichtungen Qualität, die feststeht

6632 Saarwellingen, Industriegelände Tel. 06838/867-0, Fax 06838/83190

Moderne Büroeinrichtungen schaffen eine Atmosphäre, in der man sich wohlfühlt. Das Bolte Büromöbelsystem D10 ist nach ästhetischen Aspekten konzipiert. Die breite Auswahl an Farben und Materialien läßt Spielraum für eine individuelle Arbeitsplatzgestaltung. Damit Sie Ihr Recht auf Ambiente auch im Büro vertreten können.

HIER STÜNDE EINE SCHLAGZE

ES GIBT FORMEN, DIE SPRECHEN AM BESTEN FÜR SICH SELBST: DER TOYOTA CELICA.

Sinn einer Schlagzeile ist es, die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers zu fesseln und die Anzeige somit vor dem unseligen Schicksal des Überblättertwerdens zu bewahren.

Soweit die Theorie. In der Praxis halten wir es für höchst unwahrscheinlich, daß ein Auto wie der Toyota Celica das Schicksal von ungelesenen Werbebemühungen teilen wird – egal mit welcher Schlagzeile versehen –, und wenden uns deshalb selbstbewußt direkt dem informativen Kleingedruckten zu.

Den Toyota Celica gibt es wahlweise als 2,0 GTi, 115 kW (156 PS), oder *jetzt neu als 1,6 STi* mit 77 kW (105 PS). Beide Motoren sind *16-Ventil-Einspritzer mit elektronischem Motormanagement* und natürlich mit

ILE, WENN EINE NÖTIG WÄRE.

Der Celica als 2,0 GTi ab DM 42.160,– oder als 1,6 STi ab DM 31.540,– unverbindliche Preisempfehlungen (ohne Überführung)

3-Wege-Kat. Das Fahrwerk ist das, was die Autotester „wohl ausgewogen" nennen. Für die Sicherheit sorgt beim 2,0 GTi außerdem *vollelektronisches A.B.S.* Dazu eine Ausstattung, die zeigt, daß „sportlich" nicht „spartanisch" heißen muß.

Sie sehen – ein Auto wie *der Toyota Celica spricht für sich selbst.* Schließlich haben Sie diese Anzeige schon fast zu Ende gelesen –

TOYOTA 3 JAHRE GARANTIE

und das ohne Schlagzeile! Da wird Ihr Interesse groß genug sein, um noch blitzschnell zu erfassen, daß es für den Celica günstige Angebote über die Toyota Kreditbank und Toyota Leasing GmbH gibt und daß sich jeder Toyota Händler über Ihren Besuch ganz besonders freuen würde.

TOYOTA

Nichts ist unmöglich

„Eine Art positiver Rassismus“

Sind Sozialpädagogen, Lehrer und linke Politiker mitverantwortlich für rechte Straßengewalt?

Zu den Ursachen rechtsradikaler Militanz zählen die „Hilflosigkeit“ vieler Pädagogen und der brachiale „Antirassismus“ deutscher Linker – provozierende Thesen, vertreten von den Berliner Autoren Klaus Farin und Eberhard Seidel-Pielen in einer jetzt im Rotbuch Verlag erschienenen Studie über Jugendgangs**. Auszüge:

Türkische Gang „Fighters“ in Berlin: „Nur ein toter Nazi ist ein guter Nazi“

Stammeskriege erschüttern europäische Metropolen. Ob London, Paris, Frankfurt, Leipzig oder Berlin: Überall bietet sich ein ähnliches Bild. Jugendbanden durchstreifen mit lautem Kriegsgeschrei und martialischem Outfit den Großstadtdschungel. Aufgeschreckte Bürger verlangen nach Polizeischutz und verbarrikadieren sich in ihren Wohnungen. Die Rhythmen, die den multikulturellen Alltag begleiten, sind ihnen zu heiß.

Die schrillsten und radikalsten Partituren werden augenblicklich im welthistorisch gebeutelten Berlin komponiert. Dort liefern sich, beschattet von deutsch-deutschen Vereinigungen, multiethnische Streetgangs Straßenschlachten mit Skinheads, Neonazis und Polizisten.

Rivalisierende Gangs wandeln auf dem Kriegspfad. Sie kämpfen um Ruhm, Ehre und die Kontrolle über ihre Hoheitsgebiete. Mit Fahrradketten, nagelbespickten Baseballschlägern, Butterfly-Messern, Wurfsternen, Leuchtspurgeschossen, Molotowcocktails und asiatischen Kampfhölzern bewaffnet, ziehen sie in die Schlacht. Die Freunde klarer politischer Weltbilder stoßen schnell an Grenzen. Denn die Kämpfe der multikulturellen Streetgangs lassen sich dem Links-Rechts-Schema nicht einfach zuordnen.

Sichergestellte Gang-Waffen*: „Gleich umhauen“

Täglich wechseln Kämpfer die Fronten. Wie ist der 17jährige Mesut einzuschätzen? Erst prügelt der Sohn einer deutschen Mutter und eines türkischen Vaters in einer Skinheadgruppe für Deutschland. Danach schließt er sich einer von türkischen Jugendlichen dominierten Streetgang an – jetzt vertritt er die Meinung: „Nur ein toter Nazi ist ein guter Nazi.“

11 Verfahren wegen Körperverletzung hat Mesut am Laufen. Seine weichen Gesichtszüge und sein unbeholfenes Auftreten passen nicht recht zum Bild des erbarmungslosen Schlägers. 1987 gründete Mesut mit ein paar Freunden die „Fighters“ im Märkischen Viertel. Hier, in der Streetgang, beginnt seine eigentliche Schlägerlaufbahn.

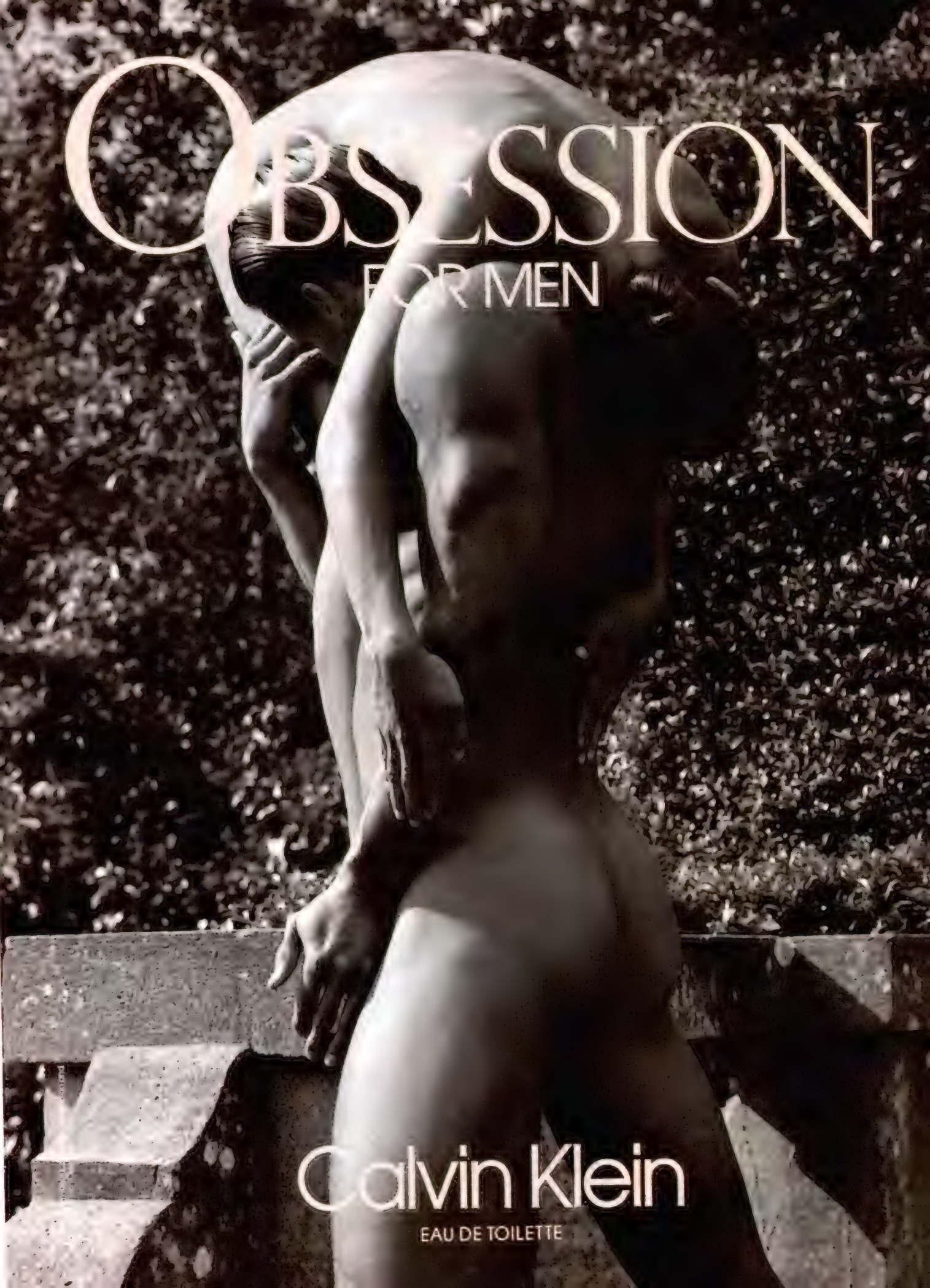
Ständig ist er in Auseinandersetzungen mit echten und vermeintlichen Skinheads und Neonazis verwickelt. „Ich habe einen Auftrag zu erfüllen. Wenn ich einen Nazi sehe, muß ich gleich auf ihn zugehen und ihn umhauen.“ Sein Haß ist grenzenlos.

Seit der Grenzöffnung in Berlin haben Mesut und die „Fighters“ alle Hände voll zu tun. „Jetzt sind wieder mehr Nazis da.“ Aus dem Berliner Industrievorort Henningsdorf fallen in regelmäßigen Abständen rechte Skinheads im Märkischen Viertel ein und machen mit Leuchtspurmunition Jagd auf Mitglieder der Streetgang. Aber auch die „Fighters“ fackeln nicht lange. Als sie von der Vorherrschaft der Skinheads und Hooligans auf dem Ost-Berliner Alexanderplatz erfuhren, machten sie mobil. „Wir sind öfter rübermarschiert und haben auf dem Alex aufgeräumt.“

Die bevorzugte Behandlung von Aus- und Übersiedlern sowie der Ostdeutschen im Zuge der Wiedervereinigung stößt den in Berlin geborenen ausländischen Jugendlichen sauer auf. Zu keiner

* Aus Frankfurter Schulen.

** Klaus Farin, Eberhard Seidel-Pielen: „Krieg in den Städten. Jugendgangs in Deutschland“. Rotbuch Verlag, Berlin; 157 Seiten; 15 Mark.


OBSESSION
FOR MEN
Calvin Klein
EAU DE TOILETTE

Neonazi-Demonstration in Bayreuth*: „Paß auf, kauf nicht bei Juden"

Zeit haben sie ihre Zweit- und Drittklassigkeit so hautnah gespürt wie in den letzten Monaten. Die Empfindung, in der „Heimat" für immer fremd zu bleiben, verfestigt sich. Auch die Ängste vor Verdrängung auf dem Arbeitsmarkt sind nicht unbegründet.

Letztes Jahr waren im Bereich der Banken und des Handels in West-Berlin bereits 40 bis 50 Prozent der Lehrstellen mit Ost-Berliner Jugendlichen besetzt. Unter diesen Bedingungen haben es ausländische Schüler selbst mit Hauptschulabschluß schwer, einen Ausbildungsplatz zu erhalten.

Prompt haben sich die Streetgangs ein neues Angriffsziel erkoren. Überfälle auf Schulen kommen in Mode. So zogen rund 40 türkische Kids nach Schulschluß los, um die Friedensburg-Oberschule in Berlin-Charlottenburg „aufzurauchen".

Hintergrund des Feldzuges: Zuvor war es an der Schule zu Auseinandersetzungen zwischen türkischen Jugendlichen und den Kindern polnischer Aussiedler gekommen. Vorwurf der Türken: „Die Polacken zeigen zuviel Leistungsbereitschaft und Ehrgeiz. Sie drücken damit das Niveau der türkischen Schüler."

Was sich hier in aufsehenerregender Form Ausdruck verschafft, ist nicht zuletzt das Ergebnis verfehlter Schulpolitik. Ein Schulsystem, das inhaltlich und didaktisch ausschließlich auf die deutsche Mehrheitsgesellschaft programmiert ist, erzeugt vor allem bei den Kindern der türkischen Einwanderer schulischen Mißerfolg. Die Konsequenz: Mehr als dreimal so viele ausländische wie deutsche Schüler verlassen die Hauptschule ohne Abschluß.

Experten sind sich über die Ursachen des kollektiven Schulversagens einig. So werden in Berlin 25 Prozent der Grundschüler und 54 Prozent der Hauptschü-

* Am 17. August aus Anlaß des Todestages von Rudolf Hess.

Neonazi-Schmierereien in Halle: „Mehr ein Gag und eben Provokation"

ICH LESE, ALSO BIN ICH

NIEDERSACHSENS FÜHRENDE TAGESZEITUNG

HANNOVERSCHE ALLGEMEINE
Probe-Abo (05 11) 1 21 22 26
Media-Informationen (05 11) 5 18 13 94

ler aus türkischen Immigrantenfamilien getrennt von den Deutschen unterrichtet.

Der „Türkische Elternverein" sieht hier eine der Hauptursachen für die Bildung von Jugendbanden: „Die Zahlen belegen eindrucksvoll die Chancenbegrenzung und gesellschaftliche Isolierung der türkischen Kinder und Jugendlichen schon im Schulalter. Die Multikulturalität dieser Gesellschaft spiegelt sich nirgendwo in den Rahmenplänen wider. Nach mehr als 35 Jahren Immigration muß sich dieser Prozeß auch in den Lehrinhalten niederschlagen, damit ein interkulturelles Lernen sowohl für die Deutschen als auch für Immigrantenkinder ermöglicht wird."

Auch Güven sieht in der Schule die Keimzelle der Gangs. Güven, Mitglied einer Streetgang aus dem Märkischen Viertel, sticht im Mai 1990 einen Jugendlichen in der U-Bahn nieder und verletzt ihn lebensgefährlich. Er wird festgenommen und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Aus der Zelle schreibt er an seine Freunde:

> Es fängt meistens in den Schulen mit der Bandenbildung an. Die Jugendlichen schließen sich immer häufiger einer Gang an, wo sie dann glauben, daß sie sich nicht mehr schwach fühlen müssen. Sie fühlen sich dadurch sicherer und haben dann auch keine Angst, daß ihnen etwas passieren könnte. Die meisten haben Probleme in der Familie, deshalb fühlen sie sich in der Gruppe wohl und glauben, daß dadurch alles wieder besser wird. Man sollte genau dort mit der Hilfe anfangen, wo auch die Probleme anfangen.

Sozialpädagogen und Psychologen stimmen mit Güven überein. So kommen der Türkische Elternverein und der „Bund psychosozialer Fachkräfte aus der Türkei" zu dem Ergebnis: „Der Generationskonflikt zwischen Immigrantenjugendlichen und ihren Eltern hat sich nach unserer Beobachtung zugespitzt. Viele dieser Jugendlichen sind nicht mehr bereit, nach den Wertvorstellungen ihrer Eltern zu leben, vor allem die elterliche Autorität unbefragt zu akzeptieren."

Experten, die vor Ort arbeiten, haben bereits vor Jahren eine derartige Entwicklung prognostiziert. So auch der Psychologe Kadir Kaynak: „Wir haben den Politikern immer wieder versucht klarzumachen, daß die türkische Familie nicht so stark ist, wie sie glauben möchten. Die Energien der Familien reichen nicht mehr aus, die Konflikte mit den Jugendlichen, die viele Ursachen haben, allein zu lösen.

„Viele Eltern haben kaum noch Kontakt zu ihren Kindern. Sie stehen morgens um vier, fünf Uhr auf und gehen in die Fabrik. Um 16 Uhr haben sie Feierabend. Anschließend treten sie ihren zweiten Job an und putzen nach Ladenschluß noch zwei, drei Stunden irgendwelche Büroräume und Kaufhäu-

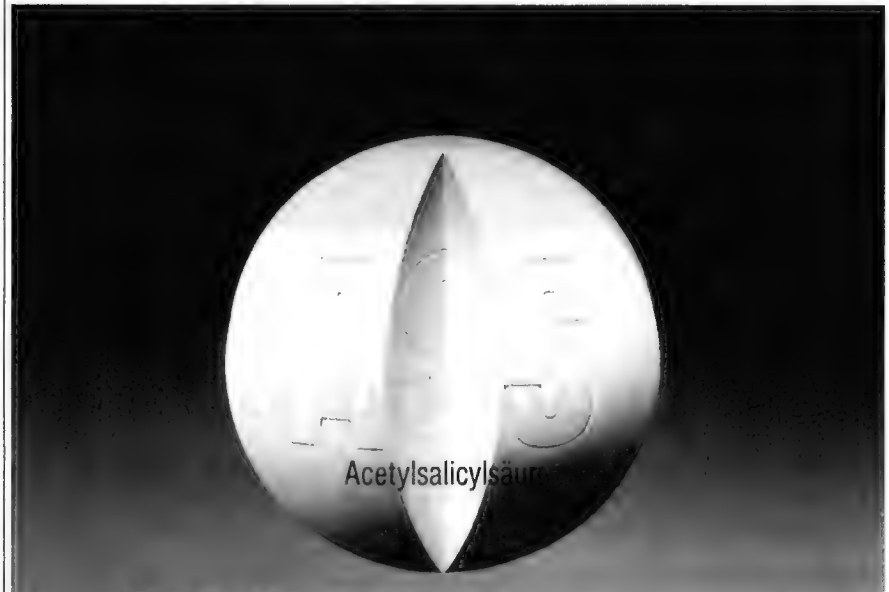
Bitte helfen Sie uns zu *HELFEN:*

In der Dritten Welt und bei uns. Damit Kinder Chancen haben!
Durch Ihre Spende an

terre des hommes

Ruppenkampstraße 11a, 45 Osnabrück, **SPENDENKONTO 700**
KENNWORT "CHANCEN", BfG Osnabrück, BLZ 265 101 11

Nur 1 Wirkstoff.



ASS-ratiopharm®

Der Klassiker gegen Schmerzen

erstklassige Arznei ratiopharm preiswert

Hochwirksam - bei nur einem Wirkstoff

ASS-ratiopharm® Tabletten / ASS-ratiopharm® 100 Tabletten / ASS-ratiopharm® 300 Tabletten· Anwendungsgebiete: ASS-ratiopharm® / ASS-ratiopharm® 100 / 300: Schmerzen (z B. Kopf-, Zahn- und Regelschmerzen), Entzundungen, Fieber, auch bei Erkältungskrankheiten. ASS ratiopharm® zusatzlich: Rheumatische Erkrankungen der Weichteile und Gelenke, akute Schube arthrotischer Erkrankungen Entzündung oberflachlicher Venen, Verminderung von Thrombosen und Embolien nach Operationen, insbesondere nach gefaßchirurgischen Eingriffen; zur Vorbeugung von Schlaganfallen, nachdem Vorlauferstadien aufgetreten sind; Verminderung der Gefahr weiterer Thrombosen der Herzkranzgefaße nach überstandenem Herzinfarkt. Gegenanzeigen. Überempfindlichkeit gegen Acetylsalicylsäure oder andere Salicylate, Magen- und Zwölffingerdarmgeschwure, krankhaft erhöhte Blutungsneigung. Nur nach Befragen des Arztes anwenden bei: gleichzeitiger Therapie mit gerinnungshemmenden Arzneimitteln; bestimmten Leberfunktionsstörungen; Asthma; Überempfindlichkeit gegen andere Antiphlogistika/Antirheumatika oder allergene Stoffe; bei dauernden/wiederkehrenden Magen- oder Zwölffingerdarmbeschwerden; vorgeschädigter Niere; in der Schwangerschaft, besonders letztes Drittel. Bei regelmäßiger Einnahme hoher Dosen in der Stillzeit sollte ein fruhzeitiges Abstillen erwogen werden. Acetylsalicylsäure soll bei Kindern und Jugendlichen mit fieberhaften Erkrankungen nur nach strenger Indikationsstellung und nur dann angewendet werden, wenn andere Maßnahmen nicht wirken. Sollte es bei diesen Erkrankungen zu lang anhaltendem Erbrechen kommen, so kann dies ein Zeichen des Reye-Syndroms, einer sehr seltenen, aber unter Umstanden lebensbedrohlichen Krankheit sein, die unbedingt sofortiger (ärztlicher) Behandlung bedarf. Weitere Hinweise siehe Gebrauchsinformation. Nebenwirkungen: Magen-Darm-Beschwerden, Magen-Darm-Blutverluste, selten Überempfindlichkeitsreaktionen (Bronchospasmus, Hautreaktionen), sehr selten Verminderung der Zahl der Blutplattchen (Thrombozytopenie). Bei Überdosierung können die Leberwerte ansteigen. Hinweis: Bei Anwendung über langere Zeit oder in hoheren Dosen ist jedoch (insbesondere bei Kindern) arztliche Überwachung erforderlich. ratiopharm GmbH & Co. Arzneimittel, Postfach 3380, 7900 Ulm/Donau 8/91 **30 Tabletten nur 3,35 DM**

Die EUROCARD sagt mehr über Sie als die Stempel in Ihrem Reisepaß.

Wenn Sie auf Ihren Reisen mit der EUROCARD bezahlen, zeigen Sie, daß Sie mit Geld gut umgehen können. Und das Vertrauen *Ihrer Bank oder Sparkasse* besitzen. Mit der EUROCARD kann man in Deutschland bei mehr als 200.000 Stellen optimal bezahlen. Weltweit bei über 9 Millionen (im Verbund mit MasterCard). Fragen Sie Ihre Bank oder Sparkasse!

EUROCARD

MasterCard

EUROCARD. Für Leute, die auch sonst gute Karten haben.

ser. Wenn diese Kinder nicht durch Kinderläden und andere soziale Einrichtungen aufgefangen werden, landen viele bereits mit neun, zehn Jahren in kriminellen Gruppen. Ich lerne elfjährige Kinder kennen, zu denen kein Kontakt mehr aufzubauen ist. Sie sind völlig verwahrlost, leben auf der Straße, in Abbruchhäusern oder bei älteren Männern, die sie sexuell und als kriminelle Handlanger mißbrauchen."

Die Jugendlichen werden aufgerieben zwischen Migrationsprozeß, gesellschaftlicher Diskriminierung und verfehlter Lebensplanung der Eltern. Schon macht das Wort von der „Verlorenen Generation" die Runde.

Das Faustrecht der Straße ist oftmals das einzige Mittel, einen Rest an Würde zu wahren – eine Erfahrung, die Wolfgang Zirk, Mitarbeiter der „AG Gruppengewalt" der Berliner Polizei, in seinem Arbeitsalltag immer wieder macht. „Die Mühe, die man für Anerkennung zum Beispiel in der Schule aufwenden muß, kann man auf der Straße innerhalb kürzester Zeit nachholen. Wenn man jemanden flachhaut, ist im Nu die Anerkennung der Freunde da."

„Irgend etwas kaputtmachen, Scheiben zusammentreten, eine S-Bahn auseinandernehmen . . . Da kann ich mich so richtig auslassen." Saufen, Randale und die Prügeleien, das ist es, was wiederum Alexander, 21, so an der rechten „Olsenbande" fasziniert. Vor zwei Jahren erregte die Gang durch spektakuläre Überfälle auf Linke und Ausländer die Gemüter.

Ähnlich den Weddinger Vorläufern der türkischen Jugendgangs in den frühen Siebzigern lungern die Jungs der Olsenbande orientierungslos auf den Straßen herum. Kein Jugendzentrum, das ihnen offenstünde. Deren Mitarbeiter scheuen das „Faschopack" wie der Teufel das sprichwörtliche Weihwasser.

„Mit Neonazis arbeiten? Ich glaube, da käme ich ganz schön in Schwierigkeiten mit meinen Überzeugungen." Das Gros der Pädagogen ist mit „wichtigeren" Aufgaben beschäftigt.

Kids wie Alexander fallen als Klientel einer fortschrittlichen und politischen Stadtteilarbeit schon lange aus. Die frühen siebziger Jahre, in denen man mit der „proletarischen Jugend" noch diffuse Revolutionserwartungen verknüpfte, sind längst passé. Die Politikfreaks der frühen Stadtteilinitiativen arbeiten mittlerweile als verbeamtete Dozenten an Hochschulen in hübsch möblierten Bildungs- und Integrationseinrichtungen oder staatlich subventionierten Stadtteilprojekten.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gilt ihre ungeteilte Fürsorge heute einem ganz anderen „brennenden gesellschaftlichen Problem": der Integration von Einwandererfamilien. Mit Veranstaltungen und mahnenden Appellen werben sie bei der Mehrheitsgesellschaft um Toleranz und Verständnis für die ethnischen Minderheiten.

Jugendliche wie Alexander, die sich aufgrund ihres lebensgeschichtlichen Hintergrunds dem multikulturellen Optimismus der neuen Mittelschichten verweigern, bleiben von den Angeboten der buntschillernden alternativen Initiativenwelt faktisch ausgeschlossen.

Thomas Mücke, einer der wenigen Sozialarbeiter, die die Kulturschranken zu den rechten Jugendlichen überwinden, sagt: „In ihrer Freizeit wissen die Jugendlichen nicht, was sie machen sollen. Einen attraktiven Jugendtreffpunkt gibt es nicht, da die Angebote der dort bestehenden Jugendeinrichtungen sie nicht ansprechen; als Möglichkeit des Gruppentreffens und -geschehens bleibt nur die Straße."

Artikuliert einer der teutonischen Jungs seine Schwierigkeiten mit den orientalischen Nachbarn einmal laut, wird er gleich verbal niedergemacht. Fortschrittliche Lehrer kanzeln „unqualifizierte, rassistische Wortmeldungen" souverän mit Verweisen auf den deutschen Faschismus ab. Einige von ihnen schrecken nicht einmal davor zurück, den Identitätsschwierigkeiten ihrer Schüler mit dem bewährten Pauker-Druckmittel der Zensurenvergabe zu begegnen.

Alexander und seine Freunde finden an diesem Typ repressiv-antifaschistischer Aufklärung aus gutem Grund keinen Gefallen. „Natürlich strecken wir die rechte Hand aus und brüllen ‚Sieg Heil'. Aber das ist mehr ein Gag und eben Provokation." Vor allem in der Schule konnte man linke Lehrer damit herrlich hochnehmen. Und eine gelungene Provokation zieht die nächste nach sich.

So machte ein anderer „Gag" die Runde in der Olsenbande: „Vor zwei Jahren hat man zu jedem gesagt: Eh, paß auf, kauf nicht bei Juden!" Aber ganz so harmlos, wie ihn Alexander darstellt, ist der Spaß wohl doch nicht. „Manche von uns meinen das schon ernst. Die essen auch keinen Döner und kaufen nichts beim Türken." Als ein Kumpel Alexander besuchte, lehnte er das angebotene Schultheiss-Bier ab. Alexander hatte es im türkischen Imbiß an der Ecke gekauft.

Ausländer-Schulklasse in Hamburg: „Die wissen nicht, was sie machen sollen"

Bei einigen Pädagogen setzt sich langsam die Erkenntnis durch, daß nicht jede Hakenkreuzschmiererei der Ausdruck in sich gefestigter, faschistischer Überzeugungen sein muß, sondern auch als ein verklausulierter Hilferuf gelesen werden kann: „Wir haben in der Vergangenheit zu einseitig das Bild des edlen und hilflosen Ausländers beschworen, der per se Opfer ist und sowohl vor diskriminierenden Gesetzen geschützt werden muß wie vor denkbaren Angriffen."

Ein seit den frühen Siebzigern in Berlin-Wedding arbeitender Sozialarbeiter kommt angesichts der jüngeren Entwicklung ins Grübeln. „Wir haben die deutschen Jugendlichen häufig mit einer Art

Wie real

Ob Sie sich für unverkäufliche Kubisten oder käufliche Liberos interessieren: Ein Anruf in Spanien, und Sie kommen in jedem Fall auf Ihre Kosten.

Erstens freuen sich Ihre Freunde in Madrid, wenn Sie mal wieder von sich hören lassen (wie lang ist der letzte Urlaub her? Also wirklich!). Zweitens erzählt man Ihnen gern und ganz

ist Madrid?

persönlich, welche Formen der Fußball annimmt. Und was den Künstlern mal wieder gegen den Strich geht.

► Falls Ihnen später noch die eine oder andere mehr oder weniger konkrete Frage einfällt, gönnen Sie sich ruhig eine kleine Wiederholung – der Preis für ein Telefongespräch nach Spanien bleibt nämlich durchaus im Rahmen.

Telekom

Haßobjekt Asylantenheim*: „Irgend etwas kaputtmachen"

positivem Rassismus überfordert. Einseitig haben wir von ihnen Verständnis für die kulturellen Eigenarten und Besonderheiten ihrer türkischen Nachbarn eingefordert, ohne dieselben Forderungen auch an die andere Adresse zu richten."

Engagierte Wissenschaftler haben in den zurückliegenden Jahren ganze Bibliotheken mit gutgemeinten Forschungsarbeiten gefüllt. Ihre gesammelten Anstrengungen sind unter Titeln wie „Das türkische Wertesystem im Wandel", „Das zerrissene Leben zwischen zwei Kulturen" oder „Die soziale Integration der Immigranten" erschienen. Gleichzeitig wurden Hunderte von Integrationsprojekten, Beratungsläden und Betreuungszirkeln mit viel Energie aus dem Boden gestampft – allesamt sicherlich Einrichtungen, die ihre Berechtigung keineswegs unter Beweis stellen müssen.

Daß sie unverzichtbar sind, zeigt die täglich geleistete Arbeit. Die erschreckende Funkstille, die herrscht, sobald es um andere Aspekte des Einwanderungsprozesses geht, muß daher um so mehr überraschen.

Kaum ein Wissenschaftler hat sich ernsthaft mit den psychosozialen Folgen befaßt, wie sie durch die Einwanderung auf seiten der Mehrheitsgesellschaft entstanden sind. Man tut so, als wäre die Einwanderung ein Phänomen, das lediglich die Biographien und Psychen der Immigranten berühre.

Reagiert ein Deutscher auf die Erfahrungen im multikulturellen Mietshaus, auf dem Kiez und am Arbeitsplatz mit demonstrativem Rückzug in seine an den Idealen der westlichen Aufklärung orientierte, germanophile „community", wird er schnell als unverbesserlicher, nationalistischer Fremdenfeind abgestempelt. Selten – und wenn, dann nur sehr verhalten – werden seine Leistungen im Verlaufe des Einwanderungsprozesses gewürdigt. Er, der in weniger als 20 Jahren die Veränderung seines Wohnumfeldes von einem zentraleuropäisch geprägten, zumeist proletarischen Bezirk hin zu einem multiethnischen Konglomerat bereitwillig mitvollzog, bleibt mit seinen Verunsicherungen allein.

Schwierigkeiten werden allenfalls am Stammtisch oder im Familienkreis, dann allerdings lautstark, geäußert. Für eine diskutierende Öffentlichkeit sind solche Äußerungen kein Thema. Sie würden unter der Rubrik Ausländerfeindlichkeit schleunigst abgeheftet.

Auch breite Teile der Linken können sich diesen Fragen offenbar nicht wirklich stellen. Wahrscheinlich sind sie ihrem eigenen, verdeckt rassistischen Menschenbild verhaftet, das stillschweigend von der kulturellen Überlegenheit der Deutschen ausgeht. Also bleibt die ihren Diskussionen zugrundeliegende Voraussetzung unbefragt, es sei von einer deutschen Bankangestellten eben ein höheres Maß an Toleranz, Einsicht und situativer Anpassungsfähigkeit zu erwarten als von der Bäuerin aus dem unterentwickelten Anatolien.

So fehlt bis zum heutigen Tag zum Beispiel eine breite Diskussion, die sich mit den autoritären, nationalistischen und sexistischen Strukturen in vielen Einwandererfamilien auseinandersetzt. Die Ursachen von Rassismus, Nationalismus und Chauvinismus werden in der Mehrheitsgesellschaft gesucht – in vielen Fällen zu Recht. Allerdings fällt dieser Ansatz nach 35jähriger Immigration weit hinter den Stand der Entwicklung zurück. In den Einwandererbezirken und -städten gibt es inzwischen ein wechselseitiges Verhältnis des Erschreckens vor dem Andersartigen, das in Feindseligkeit und Aggression bis hin zu offenem Rassismus umschlagen kann. Die Formel „Ausländer sind die Opfer, Deutsche die Täter" hat sich überlebt.

Auch die Schule versagt, wenn es um die Probleme der Jugendlichen geht. Konflikte und Aggressionen werden zu Verwaltungsakten. Rainer Sauter, Sozialpädagoge in Kreuzberg: „Die Regel ist doch, daß auffällige Jugendliche verwarnt werden oder die Schulverwaltungen sich an die Polizei wenden, um dort in Form des Polizeischutzes nach einer ‚Lösung' zu suchen. Das verschärft den

Türkische Schülerinnen in Berlin: „Eine

* In Ueckermünde am Stettiner Haff; nach einem Anschlag in der Nacht vom 10./11. August.

Konflikt und trägt ihn wieder aus der Schule heraus, aus dem Ort, der eigentlich hervorragend geeignet wäre, alle Grundfragen, die die Jugendlichen haben, aufzunehmen."

Tatsächlich verdrängen viele Schulleiter die Realitäten. „Mit unseren Schülern haben wir keine Probleme. Es sind schulfremde Personen, die die Unruhe hier hereintragen" – auf so eine Reaktion stößt man häufig. Keine Schule möchte in den Geruch kommen, womöglich ein Zentrum jugendlicher Gewalt zu sein.

Natürlich ist der Rassismus eine wichtige Antriebsfeder der Kämpfe. Für eine Annäherung an die Motive der Akteure, zur Bestandsaufnahme und Analyse der rivalisierenden Jugendkulturen ist der Begriff jedoch nur bedingt geeignet. Inflationärer Gebrauch und ideologische Überfrachtung – beides Ausdruck für den unterentwickelten Stand der Rassismusforschung in der Bundesrepublik – machen ihn zur stumpfen Worthülse.

In der politischen Auseinandersetzung ist der Rassismusvorwurf eine gern und schnell gezückte Waffe, um den Gegner zu diskreditieren. Vielen dient er gleichzeitig als Orientierung in einer komplizierten Welt – der Rassist ist schlecht, der Antirassist ist gut.

Hooligans, Skinheads und Neonazis als rassistisch zu entlarven ist eine einfache Sache. Die Denkfaulen entledigen sich damit der Aufgabe, intensiver über Ursachen, Entstehungsbedingungen und Wirkungszusammenhänge nachzudenken.

verlorene Generation"

"THINK"

Mit diesem Wort hat Thomas J. Watson, IBM -Präsident von 1914 - 1956, eine Philosophie für Generationen geschaffen. Auch wir, berolina Schriftbild, Berlin, haben immer wieder darüber nachgedacht, wie man "das Schriftbild im Büro" verbessern kann. Über die Herstellung noch besserer Farbbänder und noch besserer Toner für Laserdrucker sind wir auf eine frappierende Idee gekommen: die kurzlebigen schriftbilderzeugenden Druckerteile der bedeutenden Maschinen-Hersteller

werden mit neuen, leistungsstärkeren Teilen ausgestattet bzw. umfassend überarbeitet, so daß sie nicht nur eine völlig andere High-Tech-Ausrichtung von der Druckleistung her erhalten, sondern wartungsfähig und wiederverwendbar werden.

So sorgen wir nicht nur für ein besseres Schriftbild schlechthin, sondern für beträchtliche Kostensenkungen bei den Anwendern und für eine Verkleinerung der umweltbelastenden Müllhalden. Und obwohl wir damit auch der IBM ein klein wenig Konkurrenz machen, würde uns - dessen sind wir sicher - Thomas J. Watson dafür ein großes Lob aussprechen. Wenn es Sie interessiert, wie wir arbeiten, sollten Sie DAS SCHRIFTBILD - eine wertvolle Informationsbroschüre für Anwender von Nadel- und Tischlaserdruckern anfordern. **BEROLINA SCHRIFTBILD, WILCKE, WOLFF, BUSCH UND PARTNER KG, KAISER - WILHELM - STRASSE 17, POSTFACH 46 04 29, D-1000 BERLIN 46, TELEFON 0 130 / 34 45 (ZUM NULLTARIF !) TELEFAX 0 30 / 7 72 80 07**

berolina ...das Schriftbild

Den größten Pkw-Diesel-hersteller der Welt erkennt man an diesem Zeichen.

Die Nummer 1 unter den Herstellern von Pkw-Dieselmotoren wird man nicht durch Zufall, sondern durch erstklassige Forschungs- und Entwicklungsarbeit. Und gerade in diesem Bereich hat PEUGEOT neue Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt, z.B. durch den ersten Diesel Turbo mit Mehrventiltechnik. So ist die neue PEUGEOT Dieselgeneration nicht nur ausgesprochen dynamisch und wirtschaftlich, sondern fährt auch in Sachen Umweltverträglichkeit mit gutem Beispiel voran. Damit ist jeder PEUGEOT Diesel stets auch ein Motor des Fortschritts. Wenn das kein gutes Zeichen ist.

PEUGEOT

Hochschulen

Flaschen mit Supernoten

Medizinstudenten müssen sich auf schärfere Prüfungen gefaßt machen – ihre Examensnoten sind zu gut.

Wenn ich so etwas in die Finger bekomme", erläutert Professor Achim Schmaltz, 47, „dann wandert das entweder in die Ablage oder gleich in den Papierkorb."

Auf dem Schreibtisch des Herzspezialisten am Essener Uni-Klinikum liegt ein in den Hochschulen verbreitetes Rundschreiben aus dem Düsseldorfer Landesprüfungsamt für Medizin und Pharmazie. Amtsleiter Rüdiger Thamm berichtet darin vom ebenso merkwürdigen wie „signifikanten Anstieg ‚guter' und ‚sehr guter' Ergebnisse" in den mündlichen Prüfungen des zweiten medizinischen Staatsexamens.

Was den Behördenchef vor allem stört, ist die Tatsache, daß dieser Trend „mit der Entwicklung der schriftlichen Examensergebnisse in keiner Weise in Einklang zu bringen" sei – Grund genug für Thamm, den Professoren eine „Überprüfung des Schwierigkeitsgrades" ans Herz zu legen und sie streng zu ermahnen: Schon in der „Herbstprüfung 1991" gelte es, die „Notentabelle" wieder „voll auszuschöpfen".

Professor Schmaltz fühlt sich durch diesen Rüffel „überhaupt nicht angesprochen"; „in Essen jedenfalls" seien die Prüfungen „korrekt gelaufen". Doch Thamms Ukas dürfte allseits verstanden werden: Ab sofort müssen Medizinstudenten mit schärferen Prüfungen rechnen – und das nicht nur in Nordrhein-Westfalen. Ähnliche Rundbriefe verschickten auch die Prüfungsämter anderer Bundesländer.

Seit Herbst 1988 haben sich angehende Ärzte im zweiten Staatsexamen zusätzlich einer mündlichen Prüfung zu unterziehen. Bis dahin wurde allein ihre Schriftform im „Multiple choice"-Verfahren getestet, das bundesweit einheitlich vom Institut für medizinische und pharmazeutische Prüfungsfragen in Mainz ausgeheckt wird.

Den mehr oder weniger geistreichen Fragen müssen die Studenten jeweils nur die richtigen Antworten zuordnen. Beim Ankreuzen spielt das Rateglück eine nicht unerhebliche Rolle – in den Unis heißt der Test denn auch „Mediziner-Lotto".

Die neue Kombination schien zunächst für alle Beteiligten von Vorteil: Die Studenten können in der mündlichen Prüfung zusätzlich Punkte sammeln. Und die Professoren bekommen mehr Einfluß auf die Examensnoten ihrer Studiosi. Nur in den Prüfungsämtern wird nun argwöhnisch die Statistik beobachtet: Die ohnehin schon fabelhaft guten Noten im zweiten Staatsexamen erreichen seit Einführung des mündlichen Teils schwindelnde Höhen.

Die Professoren der Universität Witten/Herdecke, zum Beispiel, entließen ihre Prüflinge im Frühjahr 1989 mit einem Notenschnitt von 1,82. Die Kollegen in Köln dagegen zensierten bundesweit am strengsten. Der Schnitt von 2,49 läßt die Studenten anderer Fächer freilich auch noch vor Neid erblassen.

Besonders deutlich wird die Vorzugsbehandlung für Mediziner an den geringen Durchfallquoten: Nicht weniger als 98 Prozent bestehen die medizinischen Staatsprüfungen – in den Rechtswissenschaften schaffen nur 73 Prozent das Examen.

Doch dieses ungleiche Abschneiden kann verschiedene Gründe haben. „Der scharfe Numerus clausus läßt nur die besten Abiturienten zum Medizinstudium zu", erklärt etwa Martin Zünndorf vom Ärzteverband „Marburger Bund".

Die Prüfungsbehörden hingegen glauben vielerorts an eine stillschweigende Kumpanei von Prüfern und Prüflingen. Tatsächlich werden immer mehr Prüfungen so inszeniert, daß Studenten, die im Schriftlichen gescheitert sind, mit einer entsprechend guten mündlichen Note noch herausgepaukt werden.

Das Bonner Gesundheitsministerium schmiedet schon Reformpläne für das Medizinstudium, die eine deutliche Verschärfung der Prüfungen mit sich bringen. In einem internen Papier der ministeriellen „Arbeitsgruppe Prüfungswesen" heißt es dazu: „Vorstellbar" seien etwa „Killerfragen", die das „notwendige Grundwissen erfassen" und deren „falsche Beantwortung" gleich „zum Nichtbestehen der Prüfung" führe.

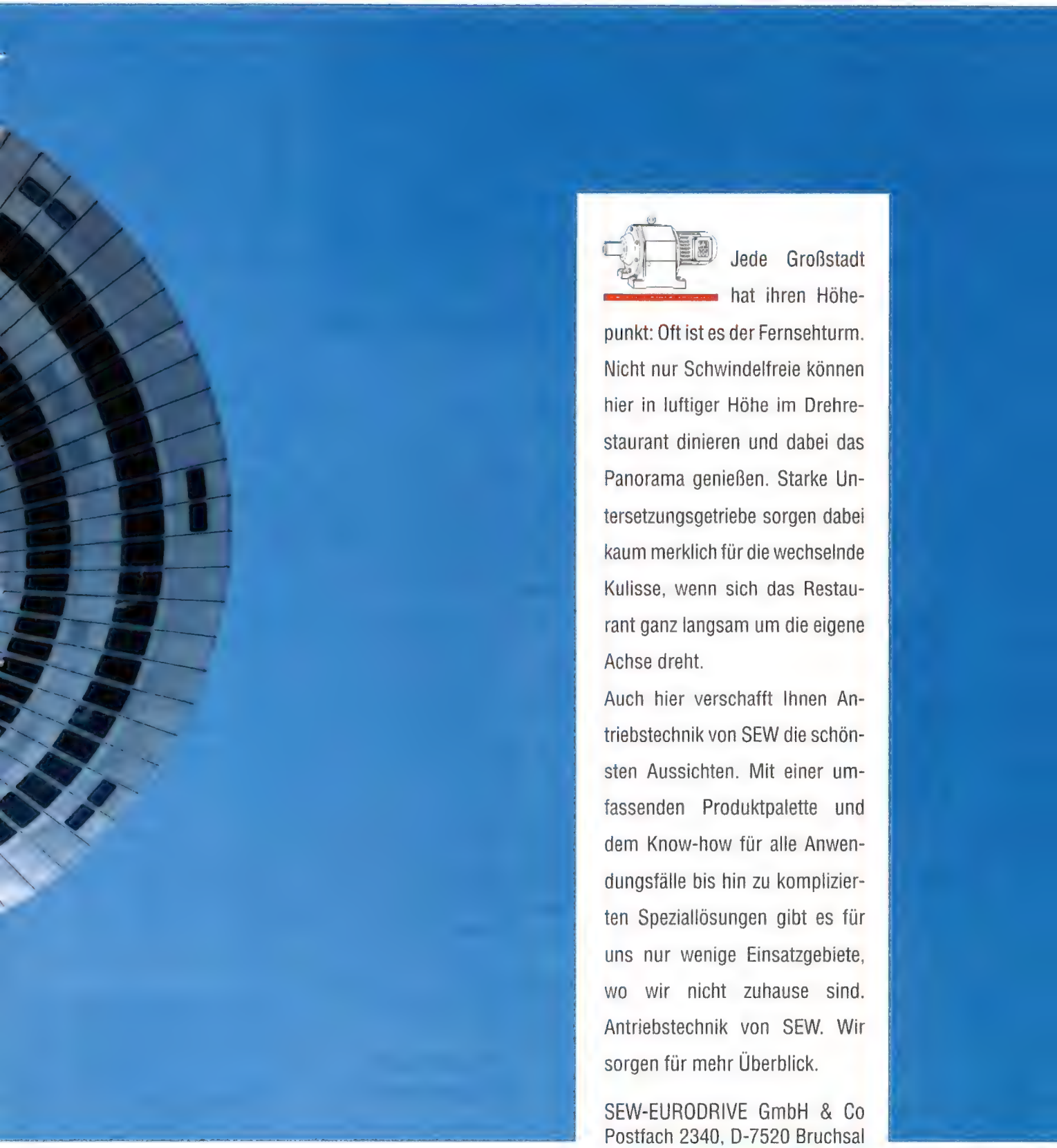
Die Formulierung „Killerfragen", so beteuert Marilene Schleicher, eine Mitautorin des Papiers, sei „eine Art Versehen" gewesen. Sie selbst werde so etwas „nie wieder schreiben". Die „minimalen Durchfallquoten" in der Medizin hält Schleicher allerdings nach wie vor für eine „ganz, ganz schlimme Sache".

„Wir dürfen das nicht einfach schleifen lassen", begründet der Düsseldorfer Amtschef Thamm seine Abmahnung an die Professoren. „Wenn Flaschen mit Supernoten bedacht werden, dann ist das in hohem Maße ungerecht gegenüber den wirklich guten Studenten."

Soviel Fürsorge ist den Betroffenen suspekt. Martin Koch, 24, Vorsitzender der studentischen Fachschaft Medizin an der Uni Münster, hält das Thamm-Rundschreiben für einen „bedenklichen Eingriff in die akademische Freiheit der prüfenden Professoren". Dahinter, so vermutet Koch, stecke nur die Absicht, die Zahl der Medizinabsolventen zu senken; schließlich sei der „Arbeitsmarkt mit Ärzten randvoll". ◄

Medizinstudenten in Freiburg: „Killerfragen" gegen die Ärzteschwemme

Hier oben dreht sich alles um die Aussicht.



Jede Großstadt hat ihren Höhepunkt: Oft ist es der Fernsehturm. Nicht nur Schwindelfreie können hier in luftiger Höhe im Drehrestaurant dinieren und dabei das Panorama genießen. Starke Untersetzungsgetriebe sorgen dabei kaum merklich für die wechselnde Kulisse, wenn sich das Restaurant ganz langsam um die eigene Achse dreht.

Auch hier verschafft Ihnen Antriebstechnik von SEW die schönsten Aussichten. Mit einer umfassenden Produktpalette und dem Know-how für alle Anwendungsfälle bis hin zu komplizierten Speziallösungen gibt es für uns nur wenige Einsatzgebiete, wo wir nicht zuhause sind. Antriebstechnik von SEW. Wir sorgen für mehr Überblick.

SEW-EURODRIVE GmbH & Co
Postfach 2340, D-7520 Bruchsal

SEW
EURODRIVE

Auf Befehl erschossen

Martin Schumacher (Hrsg.): „M.d.R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933 – 1945". Droste Verlag, Düsseldorf; 688 Seiten; 68 Mark.

„Empfang" für Sozialdemokrat Löbe im Konzentrationslager

Als das Berliner Abgeordnetenhaus 1985 beschloß, im Reichstagsgebäude eine Gedenktafel für die ermordeten Abgeordneten der Weimarer Republik anzubringen, fehlte noch das Wichtigste – eine verbindliche Liste der Opfer. Nun legt ein Forscher-Team unter Führung des Bonner Historikers Martin Schumacher nach knapp dreijähriger Recherche die traurige Bilanz vor: Von den 1244 Abgeordneten der Weimarer Republik, die nicht der NSDAP angehörten, wurden 766 in der Nazi-Zeit politisch verfolgt, 416 von ihnen verbrachten zumeist mehrere Jahre in Gefängnissen oder Konzentrationslagern – und mindestens 88 Abgeordnete wurden ermordet. Schumacher dokumentiert die brutale Vernichtung dieser politischen Elite der ersten deutschen Demokratie mit kurzen Biographien, die das menschliche Elend skizzenhaft verdichten, ohne es zu verharmlosen. So wird notiert, daß Reichstagspräsident Paul Löbe bei der Ankunft im Lager von Mithäftlingen „mit einem Brennesselstrauß" begrüßt werden mußte.

Doch die Nazis unterschieden nicht nach Rang und Namen. Der sozialdemokratische Hinterbänkler und Bergarbeiter Julius Rosemann, der schon im Mai 1933 nach der Vernehmung durch die Gestapo plötzlich „tot in der Zelle" lag, wurde ebenso gnadenlos gefoltert und getötet wie die prominenten Parlamentarier Eugen Bolz, Julius Leber oder Ernst Thälmann.

Fast jeder zweite getötete Reichstagsabgeordnete gehörte der KPD an; die Kommunisten zahlten den höchsten Blutzoll. Daß sich die Parteien 1949, bei der Gründung der Bundesrepublik, um die Aufklärung des Schicksals der Reichstagsabgeordneten gedrückt haben, erklärt Schumacher denn auch mit dem „breiten antikommunistischen Grundkonsens" in der damaligen Zeit.

Ein aufrechter Mensch

Helmut Müller-Enbergs: „Der Fall Rudolf Herrnstadt. Tauwetterpolitik vor dem 17. Juni". LinksDruck Verlag, Berlin; 400 Seiten; 24,80 Mark.

Als er starb, erschien in der ganzen DDR nur eine winzige Todesanzeige. Einzig die Hallenser Regionalzeitung ließ den Tod des ehemaligen Chefredakteurs der SED-Zeitung *Neues Deutschland (ND)*, Rudolf Herrnstadt, melden. „Er war ein aufrechter Kommunist", sollte nach dem Wunsch seiner Witwe in der Anzeige stehen, doch nach Rücksprache mit dem allmächtigen Politbüro änderte die Redaktion den Text: „Kommunist" wurde durch „Mensch" ersetzt.

Das war Ende August 1966. 13 Jahre vorher war Rudolf Herrnstadt bei Walter Ulbricht in Ungnade gefallen. Der Chef der Parteizeitung, bis dahin durchaus ein strammer Kommunist und glühender Verehrer der Sowjetunion, wurde mitverantwortlich gemacht für den Aufstand vom 17. Juni 1953. Der Vorwurf: Im *Neuen Deutschland* hatte Herrnstadt vorsichtig Partei ergriffen für die Arbeiter in der Stalinallee, die gegen die Erhöhung der Arbeitsnormen protestierten.

Das Profil der Parteizeitung hatte sich schon einige Tage vor dem Aufstand so sehr geändert, daß manche SED-Mitglieder irritiert annahmen, es handele sich um eine westliche Fälschung. Selbst der Stil war wie ausgewechselt. Das hing zusammen mit dem „Neuen Kurs", der in diesen Tagen in der Parteiführung diskutiert wurde. Diese Tauwetterpolitik war verknüpft mit einer Absage an den Personenkult um Walter Ulbricht. Mit der Niederschlagung der Proteste am 17. Juni fand auch der Neue Kurs ein Ende. Herrnstadt wurde entmachtet.

Helmut Müller-Enbergs' Beschreibung des Falls Rudolf Herrnstadt ist weniger eine Biographie als ein Geschichtsbuch. Der Mensch Herrnstadt spielt keine wichtige Rolle, dafür gibt es aber detaillierte Einblicke in das Zentrum der DDR-Staatsführung in den fünfziger Jahren. Bei den vielen Parallelen, die zu den Ereignissen 1989 bestehen, verblüfft vor allem ein Unterschied: Im Politbüro um Ulbricht wurde noch erbittert diskutiert – während Erich Honecker später nur noch höfisches Nicken akzeptierte.

Überlanger Polizeibericht

Butz Peters: „Die RAF. Terrorismus in Deutschland". DVA, Stuttgart 1991; 480 Seiten; 39,80 Mark.

Der NDR-Redakteur Butz Peters ist Träger eines Journalistenpreises der Kripo – und so schreibt der promovierte Jurist auch: Den dramatischen Stoff, die Geschichte der terroristischen Roten Armee Fraktion (RAF), präsentiert er als einen überlangen Polizeibericht – viel Faktenhuberei, wenig Analyse.

Die vordere Hälfte des Wälzers, der Mitte September erscheint, hätte er sich ganz schenken können: Über die erste RAF-Generation, vom Abtauchen Ulrike Meinhofs 1970 bis zu den Stammheimer Selbstmorden 1977, hat Stefan Aust schon vor sechs Jahren einen Text abgeliefert („Der Baader Meinhof Komplex"), der bis heute als Standardwerk gilt.

Ulrike Meinhof

Peters hat eine Fleißarbeit vorgelegt, die sich wenig von eigenen Recherchen und überwiegend aus veröffentlichtem Material nährt. Dennoch ist sie nicht ohne Wert. Das Ende der RAF ist nicht in Sicht, und wer sich einen Überblick über Namen und Taten der Meinhof-Nachfolger verschaffen will, mag im Register nachschlagen.

Mehr erwartet wohl auch der Autor nicht von seinen Lesern. In richtiger Selbsteinschätzung teilt er mit, er wolle nicht den „437. Versuch" anstellen, „die Ursachen des Terrorismus abschließend zu klären". Seine eigenen Bemühungen reichen oft nur für derlei Gemeinplätze wie im Vorwort zum Buch: „Ob es uns gefällt oder nicht: Die Geschichte der RAF ist ein Teil der Geschichte der Bundesrepublik."

Sinnlose Folklore

Elmar Schmähling: „Ohne Glanz und Gloria. Die Bundeswehr – Bilanz einer neurotischen Armee". Econ Verlag, Düsseldorf; 341 Seiten; 39,80 Mark.

Wenn der Bundespräsident ein Schiff der Bundesmarine betritt oder selbst wenn nur der Militärgeistliche in Amtstracht von Bord geht, gibt es das immergleiche Zeremoniell zu bewundern – penibel geregelt durch die Vorschrift „Dienst an Bord": Unteroffiziere und Mannschaften stehen still, „durch das Pfeifsignal mit der Bootsmannmaatenpfeife" wird als Ehrenerweis das Kommando „Seite" gegeben. Und, damit bloß nichts ungeregelt bleibt: „Soldaten in Beibooten beteiligen sich durch aufrechtes Sitzen an der Ehrenerweisung."

Vor 20 Jahren schon kritisierte Elmar Schmähling diese „sinnlose Folklore" im Bundeswehrmagazin *Truppenpraxis*. In seinem Buch über die „neurotische Armee", das im September erscheint, läßt er seine damalige Kritik im Wortlaut nachdrucken: Es hat sich nichts geändert, der Quatsch ist der alte.

Auch die „Innere Führung", mit der die Gründer ihre Bundeswehr gegenüber den Antimilitaristen der fünfziger Jahre zu verpakken trachteten, hat nur wenig bewirkt und ist weitgehend ein „intellektueller Anspruch" geblieben. Jedes Jahr muß der Wehrbeauftragte aufs neue alte Kommißköpfe und lächerliche Schikanen anprangern. Die Bundeswehr mit ihren starren Normen und Strukturen konserviert den undemokratischen Geist vergangener Zeiten geradezu, meint Schmähling.

Autor Schmähling

Der Flottillenadmiral im (Un-)Ruhestand gilt in der Bundeswehrführung als Querulant, bei Militär-Kritikern dagegen als erquickender Querdenker. Beide Gruppen können jetzt ihr Vorurteil bestätigt sehen; dafür sorgt die Dokumentation des „Falls Schmähling" um seine Abschiebung in den einstweiligen Ruhestand. Was auf den ersten Blick wie ein spießiger Kleinkrieg mit den Behörden wirkt, scheint symptomatisch für die Truppe: Wer zuviel denkt, macht sich verdächtig; wer zuviel redet, fliegt raus.

SPIEGEL-Leser werden etliche Schmähling-Gedanken über den Auftrag der Bundeswehr in der Gegenwart wiedererkennen: Nahezu wortgleich hat er sie schon als Essay im SPIEGEL 7/1991 veröffentlicht.

Schaurige Bilanz

Wolfgang Benz (Hrsg.): „Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus". R. Oldenbourg Verlag, München; 584 Seiten; 68 Mark.

Eichmann-Prozeß in Jerusalem

Die ersten Zahlen über die Opfer des deutschen Holocaust an den Juden stammen von den Tätern. Sie sind authentisch – was neonazistische Sympathisanten bis heute verdrehen oder gar leugnen wollen.

Im Sommer 1944 schrieb Schreibtischmörder Adolf Eichmann an Heinrich Himmler: „In den verschiedenen Vernichtungslagern sind etwa vier Millionen Juden getötet worden, während weitere zwei Millionen auf andere Weise den Tod fanden."

Himmler war das noch nicht genug, wie Eichmann dem SS-Sturmbannführer Wilhelm Hoettl anvertraute; er beharrte darauf, „die Zahl der getöteten Juden" müsse „größer als sechs Millionen" sein.

Eichmann-Mitarbeiter Dieter Wisliceny, damals zuständig für die Massendeportationen aus der Slowakei, Griechenland und Ungarn, sagte im Januar 1946 im Nürnberger Prozeß aus, Eichmann habe immer von mindestens vier Millionen Opfern gesprochen, „manchmal nannte er sogar die Zahl von fünf Millionen".

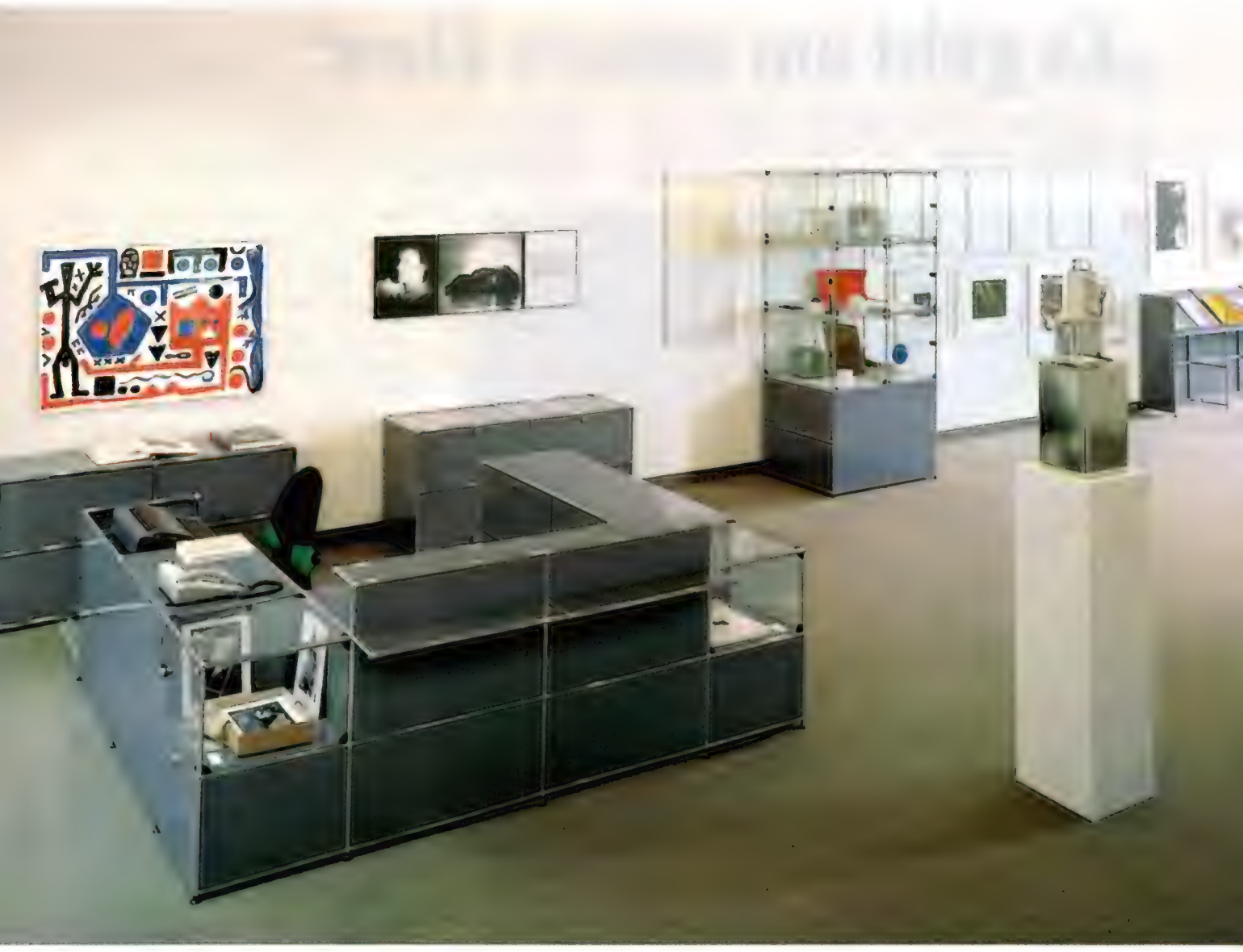
„Er würde lachend in die Grube springen", äußerte Eichmann Ende Februar 1945 gegenüber Wisliceny, „denn das Gefühl, daß er fünf Millionen Menschen auf dem Gewissen hätte, wäre für ihn außerordentlich befriedigend." Eichmann hat diesen Zitaten in seinem Jerusalemer Prozeß nicht widersprochen.

Jetzt werden die Zahlen der unmenschlichen Bürokraten in der äußerst akribischen, aber auch zurückhaltenden Studie „Dimension des Völkermords" wissenschaftlich bestätigt.

Die schaurige Bilanz: Mindestens „5,29 Millionen", höchstens „knapp über sechs Millionen" Juden fielen dem Holocaust zum Opfer.

Die 17 Spezialisten, die an dieser von Wolfgang Benz herausgegebenen Studie mitgewirkt haben, präsentieren weit mehr als bloßes Zahlenwerk. Das wird die Clique von Neonazis und Antisemiten zwar nicht davon abbringen, ihre „Sechs-Millionen-Lüge" wie ihre „Auschwitz-Lüge" weiter zu kolportieren. Aber den *Belehrbaren* steht jetzt ein Standardwerk über den singulären Genozid zur Verfügung, dessen Ergebnisse nicht zu widerlegen sind.

Über Den Tag Hinaus



Es ist eine Kunst, mit der Kunst richtig umzugehen. Ob das gelingt, ist immer eine Frage sensibler und harmonischer Wechselwirkung. Das USM HALLER Möbel-Bausystem bildet oft den kunstvollen Rahmen für eine kunstvolle Umgebung. Kunststück?!

Wir senden Ihnen gerne weitere Informationen.

USM U. Schärer Söhne GmbH
D-7580 Bühl/Baden
Telefon (0 72 23) 8 09 40
Telefax (0 72 23) 86 77

in der Schweiz:
USM U. Schärer Söhne AG
CH-3110 Münsingen
Telefon (031) 720 72 72

USM HALLER

„Es geht um unsere Ehre“

Die Ost-Berliner Charité, einst Renommierklinik des SED-Regimes, war fest in der Hand von Mielkes Stasi. Charité-Ärzte denunzierten Schwestern und Kollegen, verrieten die Krankengeschichten ihrer Patienten und beteiligten sich an Menschenversuchen und kriminellen Praktiken beim Beschaffen von menschlichen Organen.

Charité-Bettenhaus*: „Regelrechte Rundrufe gestartet“

Der Zuhörerraum war überfüllt. Hunderte drängten zu später Stunde in den Hörsaal der Charité, um Neues über den engen Filz ihrer Oberen mit der Stasi des Erich Mielke zu erfahren.

Nur auf dem Podium blieben Stühle frei. Die wichtigsten Geladenen zogen es vor, nicht zu erscheinen: die als Stasi-Zuträger entlarvten und entlassenen Ärzte der einstigen Renommierklinik des SED-Regimes.

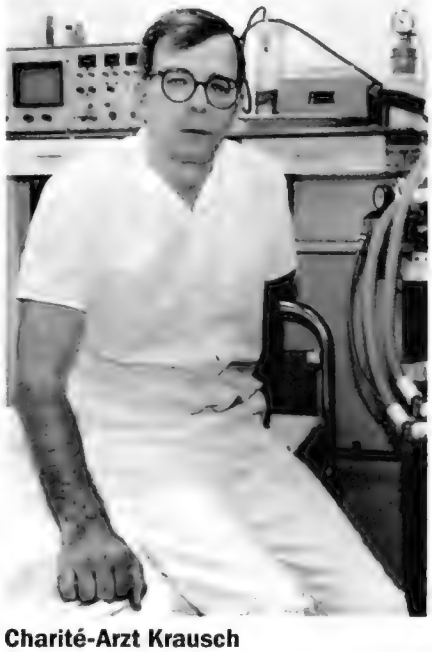
Kriminelle Stasi-Praktiken an der traditionsreichen Klinik, an der einst Rudolf Virchow, Robert Koch und Ferdinand Sauerbruch forschten und praktizierten, erschüttern derzeit die Ärztezunft in der ehemaligen DDR. Denn an der Charité haben Heilkundige im Dienst der realsozialistischen Staatssicherheit nach den Erkenntnissen von Berliner Behörden gegen alle ehernen Moralgesetze der Medizin verstoßen.

Charité-Ärzte, so geht aus Akten des früheren DDR-Ministeriums für Staatssicherheit hervor, bespitzelten nicht nur Pfleger, Schwestern und Kollegen; sie gaben nicht nur hemmungslos Krankenakten an die Stasi weiter und informierten MfS-Offiziere detailliert über den Zustand ihrer Patienten.

Anstaltsmediziner beteiligten sich, gegen jede Standesregel, auch an Menschenversuchen und gingen leichtfertig mit dem Leben von Patienten um. Der Berliner Wissenschaftssenator Manfred Erhardt (CDU), dem die Uniklinik Charité untersteht, ist geschockt, mit „welcher kriminellen Energie und Phantasie“ Charité-Mediziner dem SED-Regime zu Willen waren.

Besonders anfällig für Spitzeldienste zugunsten der Stasi waren Karrierestreber; als überaus nützlich für den Überwachungsapparat erwiesen sich aber auch Ärzte, die sich etwas hatten zuschulden kommen lassen, etwa Unterstützung von Republikflucht, und vom MfS erpreßt wurden. Von mehr als 200 überprüften Klinikdirektoren und leitenden Ärzten sind mehr als 30 durch MfS-Beziehungen schwer belastet. In der Führungsriege dieser rund 200 Ärzte hat gut jeder fünfte, so schätzen Fachleute, nicht nur seinen Patienten, sondern als „Inoffizieller Mitarbeiter“ (IM) auch der Stasi gedient.

Doch die Verstrickungen gingen viel weiter: Weil sie Organspender brauchten, nahmen Ärzte der Charité den Tod von Schwerstkranken in Kauf, die aus allen Teilen der Republik in das Uni-Krankenhaus verbracht wurden.



Charité-Arzt Krausch
Klicken in der Leitung

Bei keinem von ihnen war zum Zeitpunkt der Verlegung als potentielle Organspender der Hirntod eingetreten – rechtliche Voraussetzung für eine Organentnahme.

Vier Patienten verstarben nach ihrer Verlegung 1988 in der Ost-Berliner Klinik der Barmherzigkeit in der Schumann-Straße: Bärbel Siebert, Peter Ehrlein, Mario Krause und die 17 Jahre alte Jana Bloche.

In einem Brief an den damals allmächtigen Prorektor für Medizin, Jürgen Großer, wies der Anästhesist Dietmar Krausch bereits im Dezember 1988

* Im Vordergrund das Robert-Koch-Denkmal.

Die natürlichsten Dinge sind die schönsten.
Licher
Licher Bier. Aus dem Herzen der Natur.

auf die „ethische Zweifelhaftigkeit" der Patientenverlegung hin, sie erfülle den Tatbestand der „Schädigung eines Hilflosen".

Bei keinem der vier Patienten, die über Hunderte von Kilometern hinweg auf holprigen Straßen in die Berliner Charité geschafft wurden, war nach Ansicht von Krausch eine Verlegung medizinisch zu vertreten. Mediziner Krausch: „Peter Ehrlein etwa wurde in der akuten Phase einer Gehirnblutung zu uns gefahren. Das ist normalerweise eine Phase, wo man solche Patienten mit Samthandschuhen anfaßt. Da kann bereits die Umlegung vom Bett auf die Trage tödlich sein."

Zum Tod der beiden Patienten Mario Krause und Jana Bloche, die zwei Stunden nach ihrer Ankunft in der Charité starb, trugen, so Krausch, eindeutig „Schädigungen durch den Transport" bei. „Die beiden hätten nicht bis nach Berlin kommen müssen", sagt Krausch, denn am Transportweg lagen mehrere gut ausgestattete Kliniken: „Der Hintergrund war einfach der: Wenn sie hier starben, waren sie gleich als Organspender in der Charité verfügbar."

Für den Krausch-Vorwurf spricht, daß die Schwerkranken meist mit dem sogenannten Spenderfahrzeug der Charité nach Ost-Berlin geschafft wurden. Das war ausschließlich für den Transport von hirntoten Organspendern vorgesehen, nicht aber für die Beförderung von Patienten.

Verantwortlich für die Verlegung von Bloche und Krause war, so Krausch, sein damaliger Klinikdirektor Manfred Schädlich, erst seit wenigen Wochen im Ruhestand und zuvor nach den Erkenntnissen der Behörden lange Jahre als IM für die Stasi im Einsatz.

Im Fall des 22jährigen Mario weigerte sich Krausch gegenüber Schädlich ausdrücklich, den jungen Mann von Schönebeck bei Magdeburg nach Berlin bringen zu lassen. Krausch: „Ich sagte zu Schädlich am Telefon, ich würde zum Staatsanwalt gehen, wenn der Patient geholt würde." Darauf hörte der Arzt nur noch ein Klicken in der Leitung.

„Bei uns hat die ‚Empfängerseite', also die an Transplantationen interessierten Ärzte, regelrechte Rundrufe gestartet", sagt Krausch, „schon das allein war auch nach DDR-Gesetzen nicht gestattet."

Die Praxis, noch lebende Patienten als Organspender für die Charité anzufordern, wurde erst gestoppt, als Krausch Ende 1988 schriftlich bei Prorektor Großer protestierte. Krausch in seinem Brief: „Es geht hier um unser ärztliches Ethos, um den Ruf der Charité in unserem Land und außerhalb und um die Ehre unseres Berufsstandes." Zur Verantwortung gezogen aber wurde bis heute niemand.

Krausch nennt als Motiv für die standeswidrige Praxis von Schädlich und anderen Charité-Organverpflanzern, „daß Transplantationen hier immer mit Ruhm und zuweilen mit geldbringenden Nationalpreisen verbunden waren. Wenn man sich da nah genug dranhängte, gab's Wärme ab".

Möglicherweise gab es noch einen anderen Grund – die Stasi. Spenderorgane sind überall knapp, und mit den Organen waren nicht nur Devisen zu erwirtschaften, ihre Vergabe entschied auch über Leben und Tod von Menschen; menschliche Organe waren Instrumente der Macht.

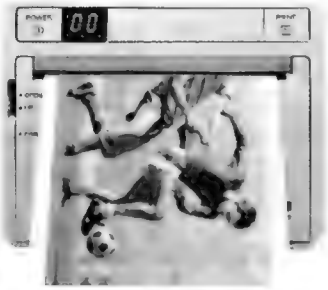
An der Klinik des international angesehenen Professors Peter Althaus, eines

Charité-Arzt Mau: „Sie mußten sagen, was sie wußten"

Packende Bilder mit Mitsubishi

VITAMIN K

Mit Videoprints, den elektronischen Sofortbildern von Mitsubishi, sind Sie jetzt überall am Ball. In Zehntelsekunden halten Sie entscheidende Szenen vom Fernseher, Videorecorder und Computer fest. Und wenige Sekunden später haben Sie ein fertiges Sofortbild in der Hand. Einfacher und schneller geht's kaum, preisgünstiger auch nicht. Namhafte Nachrichtenagenturen setzen den Mitsubishi Schwarzweiß-Videoprinter P-66 E zunehmend im harten Redaktionsalltag ein. Mit ihm bekommt man augenblicklich Hardcopies vom Bildschirm zu Preisen von circa 10 Pfennig pro Bild. Auch in Arztpraxen und Labors wird er bereits tausendfach an Ultraschallgeräten und Mikroskopen genutzt. Die moderne Thermotransfer-Technik aller Mitsubishi Videoprinter ermöglicht hohe Auflösung, super Kontraste und Formate von 100 x 75 mm bis 253 x 188 mm. Mitsubishi Videoprinter sind die modernen Bildausgabegeräte. Sie sind zeitgemäßer als herkömmliche chemische Sofortbildverfahren und sie sind sehr flexibel anschließbar so wie der P-68 E. Sie geben Ihnen fast DIN A 4 große s/w-Bilder wie der preisgünstige P-71 E und bieten Ihnen Funktionen wie AUTOSCAN und Multibild-Darstellung wie der größte der Schwarzweiß-Videoprinter von Mitsubishi, der P-78 E.



Übrigens: Für alle Anwender, die packende Bilder auch in Farbe wollen, hält Mitsubishi drei verschiedene Farb-Videoprinter bereit. Wir sagen Ihnen gerne, welcher Mitsubishi Videoprinter für Ihre Anforderungen der richtige ist: **(02102) 486-187/178**

MITSUBISHI ELECTRIC EUROPE GMBH,
CP-Marketing & Sales,
Gothaer Straße 8,
DW-4030 Ratingen 1,
Tel. (02102) 486-187/178

Vertrieb in der Schweiz:
Schibli-Vision, Hans K. Schibli AG,
Oberfeldstraße 12c,
CH-8302 Kloten/Zürich,
Tel. (01) 813 16 16

Vertrieb in Österreich:
Fritz Brüll GmbH,
Kriehubergasse 9,
A-1050 Wien,
Tel. (02 22) 54 37 48

MITSUBISHI
ELECTRONIC VISUAL SYSTEMS

Das erste Kompakte:
Umweltgerecht ohne Chlor und Phosphat.

Halbe Menge - volle Leistung

Kompakt wie keines zuvor bringt SUN PROGRESS die volle Reinigungsleistung.

Umweltverträglich, mit 50 % weniger Pulver und völlig ohne Chlor und Phosphat.

Perfekte Sauberkeit schon bei 55°C.

Nicht ätzend sorgt es bei verbesserter Sicherheit für echte Dekorschonung.

SUN PROGRESS: die überzeugende Glanzleistung für Geschirr und Umwelt. Perfekt wie von Hand gespült.

LEVER

Nierenfachmanns, etwa hat die Stasi, sagt der nach der Wende neu gewählte Dekan der Charité, Harald Mau, 50, „die gesamte Nierentransplantation gesteuert, finanziert und organisiert" – zum Ruhme des Professors Althaus. Gegenleistungen will der dafür nicht erbracht haben. Niemals, behauptet der Professor, habe er für das MfS Berichte geschrieben, dort eine Unterschrift geleistet oder Menschen zu deren Schaden an den Mielke-Verein verpfiffen.

Recherchen der Stasi-Nachlaßverwalter ergaben anderes. Danach hat der Ordinarius (Stasi-Deckname: „Junghans") dem MfS nicht nur schriftlich seine Ansichten zur politischen Lage kundgetan. Er lieferte zum Beispiel auch einen denunzierenden Bericht über elf Ärzte, die aus dem Honecker-Staat geflüchtet waren. An denen war die Stasi besonders interessiert, da sie die Abtrünnigen zurückwerben wollte.

Althaus leugnet zwar, der Denunziant zu sein. Wie seine Unterschrift in MfS-Dossiers kommt, kann er sich nicht erklären: „Das alles ist ein völliges Hirngespinst." Für Senator Erhardt nicht. Der feuerte Althaus im Juli aus der Klinik.

Insgesamt 15 leitende Charité-Mediziner mußten bislang wegen ihrer Stasi-Verstrickungen gehen. Für die Geschaßten, vor allem für Althaus, machten sich zahlreiche Mitarbeiter und alte Genossen stark, das frühere SED-Blatt *Neues Deutschland* entfachte eine regelrechte Kampagne.

Dekan Mau konterte die Unschuldsbeteuerungen von Althaus in einem offenen Brief. Darin zählt Mau auf, welche Gegenleistungen Ärzte zu erbringen hatten, denen die Stasi beim Ausbau ihrer Kliniken half: „Sie mußten sagen, was sie wußten, damit die Stasi über alles, über jede Person und jede Aktion, über jeden Gedanken und jedes Papier Bescheid wußte. Und sie wußte es."

Daß Stasi-Zuträger aus der Charité dem Regime jenseits von Standesehre und Moral willfährig waren, belegt der Fall eines weiteren prominenten Charité-Mediziners: Hansgeorg Hüller, der an der Klinik das Institut für Klinische Pharmakologie leitete. Auch Hüller wurde wegen langjähriger Stasi-Mitarbeit gekündigt. Doch die Spitzelei war nicht seine einzige geheime Tätigkeit.

Werner Franke vom Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg liegen einst streng geheime Dokumente vor, die unerlaubte Doping-Versuche Hüllers an jungen Sportlerinnen, zum Teil erst 14 oder 15 Jahre alt, belegen.

Danach wirkte Hüller am „Staatsplanthema 14.25" mit, einem Doping-Förderungswerk des SED-Staates. Als klinischer Pharmakologe trug er wesentliche Verantwortung für die Doping-Versuche im sogenannten „Olympiazyklus 1984 – 1988".

Die verbotenen Tests mit männlichen Hormonen an jungen Mädchen, die irreversible Persönlichkeitsveränderungen zur Folge haben können, wurden unter Leitung des berüchtigten Leipziger Forschungsinstituts für Körperkultur und Sport gemacht (SPIEGEL 8/1991).

Nach Ansicht von Else Ackermann, Dozentin für Klinische Pharmakologie an der Charité, sind die auch nach DDR-Recht unzulässigen Tests eindeutig kriminell: „Die jungen Mädchen bekamen Leberschäden, einige landeten wie ausgeflutschte Zitronen im Inneren Klinikum." Als Leistungssportlerinnen kamen sie nicht mehr in Frage.

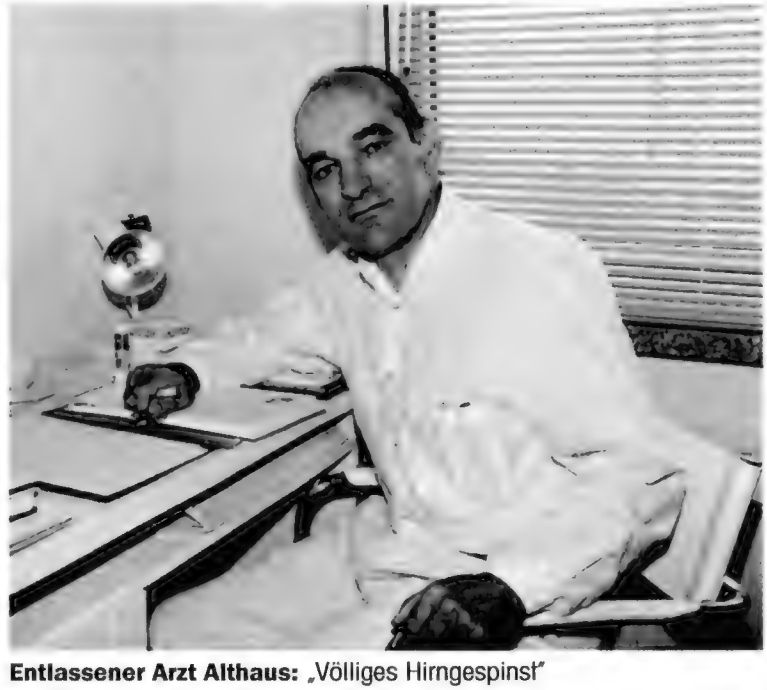
Für die Experimente wurde Wissenschaftler Hüller noch 1988 mit dem „Banner der Arbeit" ausgezeichnet. Der Heidelberger Professor Franke will bei der Berliner Staatsanwaltschaft Anzeige gegen Hüller erstatten – „wegen fortgesetzter unethischer Menschenversuche und Verstöße gegen Gesetze der DDR und die Menschenrechte".

Auch die Wende konnte der engen Verflechtung von Stasi und Charité offenbar wenig anhaben: So stellte der damalige Kaderchef der Klinik, Horst Golisch, 80 hauptamtliche MfS-Leute ein, die meisten in der Verwaltung.

Allerdings wohl nicht die Klügsten: Die Stasi-Mitarbeiter enttarnten sich aus Dummheit selbst. Da die neuen Jobs weit schlechter dotiert waren als ihre Arbeitsplätze im MfS, klagten die Neuzugänge auf Anerkennung ihrer MfS-Dienstjahre, um die im Gesundheitswesen Ost üblichen Treueprämien kassieren zu können.

Die Personalabteilung der Charité stimmte zu und erstellte Listen der Empfangsberechtigten. „Anhand dieser Listen hatten wir dann leichtes Spiel", sagt Personalrat Norbert Dunker, 37, „denen schickten wir dann Fragebögen wg. Stasi-Mitarbeit zu, und nun haben wir sie entlassen."

Ein Teil ist schon wieder da: Eine Gruppe von Geschaßten gründete nach ihrem Rausschmiß eine Reinigungsfirma, die der Ende Mai ebenfalls wegen Stasi-Mitarbeit entlassene Verwaltungschef der Charité, Siegbert Thomas, prompt zum Putzen der Klinikräume anheuerte.



Entlassener Arzt Althaus: „Völliges Hirngespinst"

Auch beim Sicherheitsdienst der Charité kamen Altgediente wieder unter. Als Personalrat Dunker kürzlich in die Klinik kam, traute er seinen Augen nicht: „Da stand am Eingang, in Dienstuniform, einer von den Stasis, die wir gerade erst gefeuert hatten. Der schiebt jetzt hier Wache."

Personalrat Dunker hat die entlassenen ehemaligen Stasi-Mitarbeiter auch als Saboteure in Verdacht: Bis zu deren Entfernung, so Dunker, sei immer wieder sensibles Patientenmaterial, etwa Gewebeproben oder Rückenmarkstanzen, zerstört worden. Entdeckt wurden auch gezogene Stecker an Kühltruhen und umgeklemmte Kabel am Notstromaggregat. Dunker: „Seitdem wir die hauptamtlichen MfSler gekündigt haben, ist nichts mehr passiert."

Doch noch immer, davon ist Helmut Becker vom Vorstand der Berliner Ärztekammer überzeugt, hocken MfS-Zuträger und linientreue SED-Funktionäre unerkannt auf leitenden Charité-Posten. „Deshalb kann es sich kein Opfer von früher heute erlauben", so Becker, „an die Öffentlichkeit zu gehen und zu sagen: ‚Das war aber ein Schweinehund!', sonst wird er bei der nächsten Kündigung an die erste Stelle gesetzt."

Die Ärzte der Charité schweigen lieber – auch zwei Jahre nach der Wende. ◀

So wird die neue S-

► So unterschiedlich die Autos auch in den letzten hundert Jahren waren. So stark sie sich auch in Form und Funktion unterschieden. Eins hatten sie alle gemeinsam: Wenn sie keiner mehr fahren wollte oder konnte, begann der langsame Verfall. Denn aus den Rohstoffen, die in jedem alten Auto stecken, ließ sich bislang nur wenig Neues herstellen.

Damit der neuen S-Klasse das Schicksal des Wagens oben im Bild erspart bleibt, haben wir schon während ihrer Konstruktion über ihre Wiederverwertung nachgedacht: Die neue S-Klasse ist das erste Automobil, das für ein fast vollständiges Recycling konzipiert ist. Alle Kunststoffteile über 100 g sind markiert und können sortenrein wiederaufbereitet werden. Die Batterie und der Katalysator kehren in

Klasse nicht enden.

SPRINGER & JACOBY 11 022

Ein aktuelles Umweltproblem.

einen geschlossenen Materialkreislauf zurück. Und die neue S-Klasse ist sogar auch das erste Auto, bei dem vollständig auf FCKW verzichtet werden kann. Der Burda-Verlag zeichnete die neue S-Klasse dafür mit dem „Burda-Umwelt-Preis“ aus.

► Ein Mercedes, besonders ein Mercedes der S-Klasse, ist kein ganz billiges Auto. Und selbst wenn nichts mehr geht, ist er immer noch zu wertvoll, um auf den Schrott geworfen zu werden. Schließlich kann aus ihm wieder etwas sehr Sinnvolles werden – zum Beispiel Teile für einen neuen Mercedes.

Mercedes-Benz

Ihr guter Stern auf allen Straßen.

Flugzeuge

Schnauze im Propeller

In Berlin würdigt eine Luftfahrt-Ausstellung 100 Jahre deutschen Fliegergeistes – von Otto Lilienthal bis zu den NS-Bomberpiloten.

Die Meteorologen aus Potsdam meldeten ein stabiles Sommerhoch. Die Mittagstemperatur betrug 20 Grad Celsius, der Himmel war zu einem Drittel mit Schönwetterwolken bedeckt. Schwacher Wind wehte aus Ost.

Es herrschte ideales Fliegerwetter, als Otto Lilienthal, der „fliegende Mensch", wie ihn die Berliner nannten, zum zweiten Mal an diesem Morgen vom Sattel des Gollenbergs in der Nähe der märkischen Ortschaft Stölln zum freien Flug abhob. Doch plötzlich schien sein Fluggleiter, ein „Normal-Segelapparat" mit Weidenholzgerippe, in der Luft stillzustehen. Lilienthal schlenkerte mit den Beinen. Da kippte das Gerät nach vorn und stürzte zu Boden.

Eine „Sonnenbö", eine Turbulenz auf engstem Raum, mutmaßt Lilienthal-Biograph Werner Schwipps, habe den Flugpionier wahrscheinlich an jenem Augusttag im Jahre 1896 überrascht. Lilienthal formulierte, mit gebrochenem Halswirbel, angeblich noch sein Vermächtnis: „Opfer müssen gebracht werden." Knapp 24 Stunden später war der Mann, der das Fliegen zu einer kalkulierbaren Sache machen wollte, tot.

Die traurige Geschichte vom Schicksal des ersten Fliegers wird nun aufs neue erzählt. Denn 100 Jahre ist es her, daß Lilienthal die ersten gelungenen Hopser in die Luft machte. Mit Hundertjahrfeiern, Gedächtnisflügen und Festivals zelebrieren die Deutschen ihre Fliegertradition, die 1891 mit Ottos Flugversuchen auf den Hügeln zwischen Potsdam und Berlin begann.

Das Gedenken an den „Verrückten auf dem Fliegeberg" (so eine zeitgenössische Gazette) hat Berlin zum Anlaß einer umfassenden Flugschau genommen: Seit dem vergangenen Wochenende hat das Museum für Verkehr und Technik im stillgelegten Hamburger Bahnhof in Moabit ein Panoptikum des deutschen Fliegergeistes aufgebaut.

Die Schau über Lilienthal und seine Erben (Untertitel: „Traum und Trauma der Deutschen Luftfahrt") zeigt nicht nur Nachbauten der zerbrechlichen Kisten, mit denen die waghalsigen Pioniere einst in die Luft gingen, sondern auch das Original eines jener Rosinenbomber, mit dem Berlin während der Blokkade 1948 versorgt wurde. Gemischte Gefühle will die Dokumentation durchaus hervorrufen. Wo gerade „der Nahe Osten durch einen unvergleichlichen Luftkrieg erschüttert worden" sei, so der Chef des Technikmuseums, Günther Cottmann, in einem Begleitband zur Ausstellung, hätte sich die „traumwandlerische Vision" nur zu oft als „traumatischer Irrtum" erwiesen*.

Lilienthal bei Flugversuchen mit seinem Doppeldecker (1896)

Die kleinen Irrtümer der Flugpioniere liefert die Ausstellung vorneweg: Rare Bildzeugnisse bringen die Zeit jener Tüftler und Phantasten in Erinnerung, deren Kreationen oft nicht mal Lilienthals Flughöhe erreichten – so das von Edgard Rumpler gebaute Schwingenflugzeug, bei dem vier bewegliche Flügelpaare für den Auftrieb sorgen sollten, oder die „Himmelsleiter" (Volksmund) aus dem Jahre 1911. Den Fünfdecker mit seinen wie eine Treppe angeordneten Tragflächen sollte einst ein Reihenmotor in die Luft bringen, was mißlang.

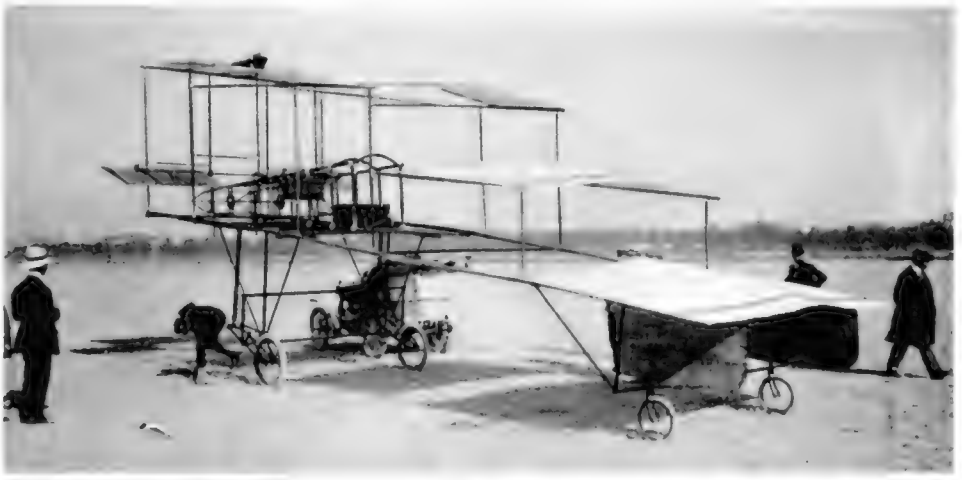
Die großen Irrtümer sind üppiger dokumentiert: Eine Original Ju 52 aus dem Zweiten Weltkrieg steht am Rande der Abteilung, die sich mit Hermann Görings

„Albatros"-Stahlflugzeug

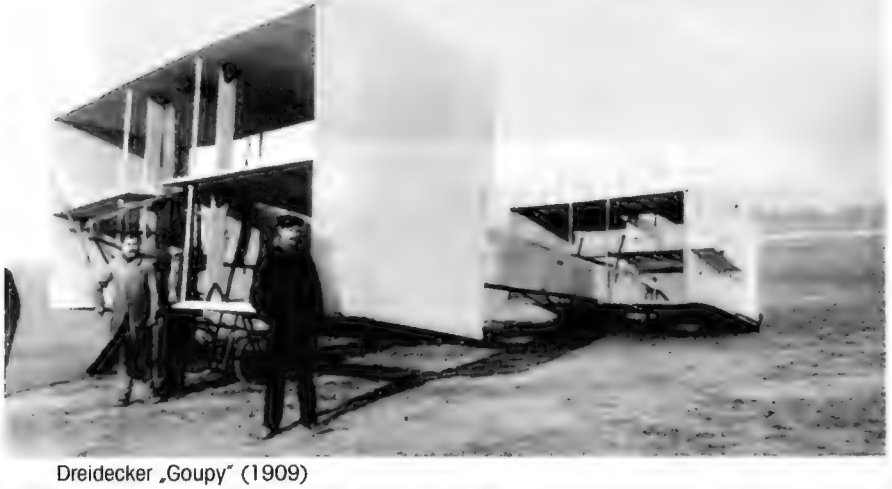
100 Jahre Luftfahrt: „Die Verrückten vom

* „100 Jahre Deutsche Luftfahrt". Bertelsmann Lexikon Verlag/Museum für Verkehr und Technik; 144 Seiten; Ausstellungspreis 24,80 Mark.

Flugpionier Lilienthal



„Biplan Witzig-Lioré-Dutilleul" aus Frankreich (1908)



Dreidecker „Goupy" (1909)

Ju 52 („Tante Ju")

Fliegeberg"

Französischer „Niessport-Eindecker" (1909)

Luftwaffe befaßt – und mit seiner Forderung, „das deutsche Volk muß ein Volk von Fliegern werden".

Offen erklären Schrifttafeln den Besuchern, daß das NS-Flieger-Volk „etwa dreimal soviel Bomben" auf Warschau warf, wie 1945 auf Dresden niedergingen. Doch sorgsam übertüncht ist das Symbol des Flieger-Ungeists, das Hakenkreuz, auf dem Leitwerk der originalen Ju.

Auf Stimmzetteln sollen die 150 000 erwarteten Besucher ankreuzen, wie sie es mit dem Nazi-Symbol auf den stählernen Schwingen halten wollen: „Neutral verschweigen", „Demonstrativ andeuten" oder „Authentisch zeigen".

Ganz ungebrochen hingegen ist die Erinnerung an die Zeiten, da Fliegen eine Kunst war. Männer wie Hans Grade oder Edmund Rumpler haben sich als die wahren Erben Lilienthals betrachtet. Grade beispielsweise drehte noch 1911 vor 500 000 Zuschauern über dem Flugplatz in Berlin-Johannisthal im Hängemattensitz seines Eindeckers Kunstflugrunden. Die berühmteste Schöpfung des später erfolgreichen Konstrukteurs Rumpler wurde die sogenannte Rumpler-Taube, deren Foto

Träume kann man träumen.

Heye + Partner

Oder verwirklichen.

Falls Sie sich wieder einmal fragen, wie andere das erreichen, wovon Sie schon immer geträumt haben – vielleicht finden Sie hier die Antwort: Schon mit einem relativ kleinen Einkommen können Sie größere Vermögenswerte aufbauen.

Wie im Rahmen der IDUNA/NOVA. Da verschaffen Sie sich im Laufe gar nicht mal so vieler Jahre den finanziellen Grundstock, der es Ihnen ermöglicht, langgehegte Pläne in die Tat umzusetzen. Und das Träumen überlassen Sie den anderen.

IDUNA // NOVA

Aktiv im Rahmen Ihrer Ziele.

Versicherungen Altersvorsorge Bausparen Investment

noch als brennend abschmierender Vogel („Täubchens Feuertod") die Berliner Luftfahrtsammlungen zierte.

Der Berliner Kneipier Franz Tolinski, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als „Fliegerwirt" nahe dem Johannisthaler Flugfeld eine Institution, sammelte auf, was bei solchen Kunststückchen zu Bruch ging. Nun sind auch Überbleibsel aus Tolinskis Nachlaß zu besichtigen.

Zu den „Reliquien aus verhängnisvollen Aeroplan- und Ballonkatastrophen" – so nannte der Wirt seine Sammlung – gehört auch eine Hundeschnauze in Spiritus – sie war in den Propeller einer startenden Maschine geraten.

Berliner Publikumsliebling jener Tage vor dem Ersten Weltkrieg war der französische Pilot Adolphe Pégoud, der über der Johannisthaler Piste Flugfiguren hinlegte, „die man bis dahin kaum für möglich gehalten hatte" (Ausstellungstext). Im Ersten Weltkrieg starb Pégoud im Luftkampf mit den Deutschen den Fliegertod. Als er beerdigt wurde, so ist überliefert, warfen deutsche Flieger über dem offenen Grab einen Kranz ab.

Die Schleife („Den im Kampfe für sein Vaterland gefallenen Flieger Pégoud ehrt der Gegner") stöberte Ausstellungs-Organisator Holger Steinle in Paris auf. Die Geste der Pietät stammte aus jener Zeit, da die als Ritter der Lüfte verklärten Scharfschützen ihre überlebenden Luftgegner nach dem Abschuß zur Kasinolage baten.

Schon damals hatte die Fliegerei, mit der Pionier Lilienthal noch die Hoffnung „eines weltumspannenden grenzenlosen Friedens" verbunden hatte, so ein Fazit der Berliner Schau, „ihre Unschuld verloren".

Justiz

Fast wie Euthanasie

Wegen skandalöser Urteile gegen Behinderte werfen die Wohlfahrtsverbände deutschen Gerichten „Menschenverachtung" vor.

In seinem ersten Leben war Mario Ebert, 27, ein sportlicher Typ. Er fuhr gern Rad und lief Schlittschuh, kraxelte die Berge hoch und war, trotz einer leichten geistigen Behinderung, ein heiteres Gemüt.

Am 21. März 1986, kurz vor 23 Uhr, war dieser unbeschwerte Lebensabschnitt jäh zu Ende. Mario kam von der „Eisdisco" in der Bad Reichenhaller Sporthalle, als er beim Überqueren der Straße von einem VW-Käfer erfaßt, 30 Meter mitgeschleift wurde und dann mit schweren Kopfverletzungen fast leblos liegenblieb.

Der junge Mann, vorher dreimal hintereinander Gesamtpokalsieger beim Sportfest in seiner Behindertenschule, ist seitdem nahezu hilflos. Nach Jahren in diversen Kliniken muß ihn seine Mutter heute jeden Morgen anziehen und rasieren. Seine Freunde von damals hat er verloren, ebenso das Interesse an seiner Umwelt. „Beim Fernsehen kann er sich nicht mal mehr auf die Sportschau konzentrieren", sagt Marios Mutter Ursula Schol.

Für die „Verminderung der Lebensfreude" sprach das Landgericht Traun-

Behinderter Mario, Mutter: „Verminderung der Lebensfreude"

Berufe mit Zukunft:

Heilpraktiker Psychotherapeut

Verwirklichen Sie Ihre persönliche Neigung zum verantwortungsvollen Umgang mit Ihren Mitmenschen und seinen seelischen und gesundheitlichen Problemen. Als Verbandsschule des **Freien Verbandes Deutscher Heilpraktiker** vermitteln wir überall in Deutschland und in der Schweiz fundiert und seriös alle Kenntnisse, die Sie zur Ausübung des Heilpraktikerberufs benötigen.

- Fachausbildungen für Sport- und Tierheilpraktiker
- Assistenzpraktika
- Fundierte Ausbildung in Theorie und Praxis
- Voll-, Teilzeit- oder Wochenendstudium
- Mit kompletter Videounterstützung

Informationen erhalten Sie bei

NATUR HEILT

Tel. Info täglich bis 21.00h, auch Sa. & So.
DEUTSCHE PARACELSUS SCHULEN
für Naturheilverfahren GmbH
Sonnenstraße 19/I · 8000 München 2
Tel: 089 / 55 85 11

DAS ERFOLGSREZEPT FÜR EINKÄUFER, DIE DEN TREND ORDERN

Der Trend: Konsumgüter – Made in Ost. Die Verbraucher, vor allem in den neuen Bundesländern, fordern Ost-Produkte.

Das Rezept für Ihren Erfolg: Die **PRODUKT '91**, Konsumgüter – Made in Ost in Leipzig. Die Fach- und Verbrauchermesse, veranstaltet von der IHK zu Leipzig vom 2. – 5. Oktober 1991.

Ja, ich setze auf den Trend.
Ich bin in Leipzig dabei und nehme an der Fachmesse am 2. und 3. Oktober teil. Senden Sie mir bitte Ihre Informationsunterlagen, den Leipzig-Prospekt und meine kostenlose Eintrittskarte für die:

PRODUKT 91
Konsumgüter Made in Ost
Leipzig 2.-5. Oktober

Coupon-Anzeige ausschneiden, in einen Umschlag mit Ihrer genauen Anschrift stecken und ab die Post an die:

Industrie- und Handelskammer zu Leipzig
Geschäftsbereich Handel und Dienstleistungen
Friedrich-Engels-Platz 5
O-7010 Leipzig

Telefon Leipzig: 71530
Telefax Leipzig: 715 34 21
Telex : 0512468
0512135

DS

GORDON'S.
EINE ERFRISCHENDE BEGEGNUNG.
Gordon's empfiehlt Tonic.
GORDON'S
ESTD 1769
SPECIAL
LONDON
DRY GIN
ENGLAND
DMB&B

stein dem Unfallopfer ein Schmerzensgeld von 80 000 Mark und eine monatliche Rente von 1000 Mark zu. Der Allianz-Versicherung, die für den Schaden aufkommen mußte, war das jedoch zu hoch. Mit einer Berufung vor dem Münchner Oberlandesgericht erreichte die Versicherung, daß die Entschädigung auf 60 000 Mark und die Rente auf 400 Mark monatlich gekürzt wurde.

Die Begründung der Münchner Oberrichter offenbart ein gewisses Maß an juristischer Beschränktheit: Das Gericht habe berücksichtigt, daß der Verletzte „schon vor dem Verkehrsunfall an einer geistigen Behinderung litt", schreiben die Richter, und daß er durch die „unfallbedingt eingetretene Imbezillität seine Beeinträchtigung nicht in ihrer ganzen Schwere" wahrnehmen könne.

„Hanebüchen" findet Sabine Wendt von der Marburger Bundesvereinigung „Lebenshilfe für geistig Behinderte" die Begründung des Münchner Gerichts. Die Juristen, so ihre Kritik, machten sich offenbar keine Vorstellung, wie ihr Urteil bei Schwerstbehinderten aufgenommen würde, die „äußerst sensibel" auf jede Abwertung reagierten. Als „Verstoß gegen die Menschenwürde" betrachtet die bayerische Caritas die Ausführungen der Richter. Dahinter stehe ein Menschenbild, das Behinderte „nicht als vollwertige Mitglieder unserer Gesellschaft akzeptiert", sagt Bernd Hein vom Landesverband der Caritas. Der Wert eines Menschen hänge nicht von seiner Intelligenz ab. Hein: „Hier müssen die selben Rechte gelten wie für Gesunde."

Die deutschen Gerichte sehen das ein wenig anders. Nach ständiger Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs ist von Bedeutung, ob das Opfer die Folgen seines Unfalls begreifen kann. Je weniger der Verletzte sein Leid erkenne, um so weniger fühle er den Schmerz. Folglich müsse auch das Schmerzensgeld geringer ausfallen.

Eine zynische Juristen-Logik. Denn für einen Autofahrer wäre es danach finanziell günstiger, einen Fußgänger gleich so zusammenzufahren, daß er nur noch wenig spürt.

Für die Opfer von Fehlern und Unfällen haben solche Rechtsauffassungen verheerende Folgen. In Regensburg zum Beispiel streiten sich die Eltern der kleinen Silke seit fast neun Jahren mit der Allianz-Versicherung über das Schmerzensgeld für ihre Tochter, die durch einen Fehler der Sankt-Hedwig-Klinik bei der Geburt schwere Hirnschäden erlitt. Durch Sauerstoffmangel wurde der Gleichgewichtssinn des Kindes zerstört, es kam blind zur Welt und wurde fortan von Krämpfen geschüttelt.

Die Haftpflicht-Versicherung des Hospitals stellte sich auf den Standpunkt, das kleine Mädchen sei unfähig, Schmerzen zu empfinden. Die Eltern müssen nun das Gegenteil beweisen. Das fällt ihnen schon deswegen schwer, weil ihre Tochter nach mehr als sechs Leidensjahren im März 1989 starb.

Ebenso makaber ist der Fall eines Bremer Jungen. Sebastian Schuster, 13, kam 1982 mit einer schweren Kehlkopfentzündung in eine städtische Klinik. Dort wurde er so schlecht behandelt, daß er nach schweren Hirnschäden nun nahezu völlig bewegungsunfähig und kaum noch ansprechbar ist.

Eine Schadensersatzklage der Eltern wehrte die Stadt mit dem Argument ab, Sebastian Schuster sei nicht in der Lage, die „Zuerkennung eines Schmerzensgeldbetrages in irgendeiner Weise zu erfassen". Sein Zustand sei derart, daß „Lebensvergünstigungen gleich welcher Art" von dem Jungen „nicht als solche erkannt und bewertet werden können".

Die Bremer Behindertenverbände protestierten daraufhin bei Bürgermeister Klaus Wedemeier gegen „einen Rückfall in Denkhaltungen, die wir endgültig überwunden glaubten". Jahrelange Bemühungen um die Veränderung eines „durch unsere Geschichte noch durch ein hohes Maß an Behindertenfeindlichkeit gekennzeichneten Bewußtseins" würden zunichte gemacht, schrieben die Vertreter von fünf Sozialverbänden an den Sozialdemokraten.

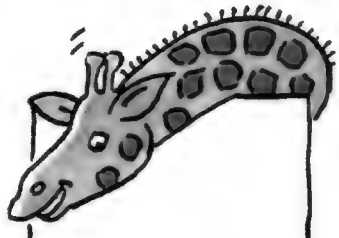
„Menschenverachtend" nannte auch Annette Stein vom Paritätischen Wohlfahrtsverband in Bremen die Haltung der Stadt. Sie erinnere „gefährlich an Euthanasie".

Bürgermeister Wedemeier pfiff seine Verwaltung daraufhin zurück, „mit Sorge erfüllt", wie es in seiner Anwort an die Verbände hieß. Die Höhe des Schmerzensgeldes werde nunmehr „ohne Wenn und Aber" ins Ermessen des Gerichts gestellt. Die schnelle Reaktion des Sozialdemokraten Wedemeier ist verständlich. Am 29. September wird in Bremen gewählt.

Doch dem Bayern Mario Ebert nützt die Wende in Bremen nichts. Der Fall des Reichenhallers kommt jetzt zu den Akten.

Denn auch die Revision, die sein Anwalt Franz Maushammer beim Bundesgerichtshof einlegte, führte nicht weiter.

Schon den Antrag auf Prozeßkostenhilfe, das sogenannte Armenrecht, lehnten die Karlsruher Bundesrichter ab, weil, so die dürre Begründung in dem Bescheid, die „beabsichtigte Rechtsverfolgung keine hinreichende Aussicht auf Erfolg bietet". ◄

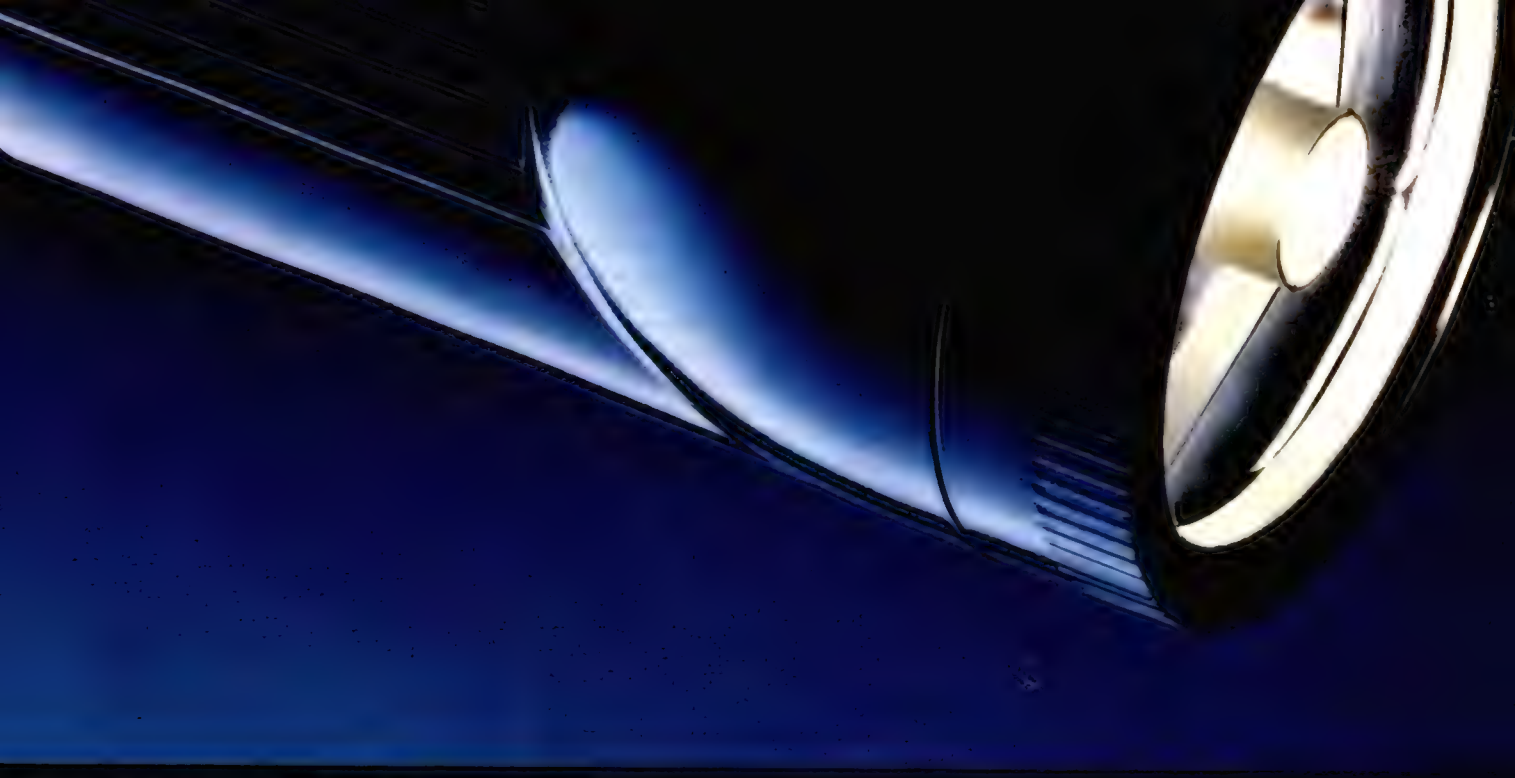


Überragende Neuigkeiten:

Mit SAA fliegen Sie jetzt von Europa **direkt über Afrika** nach Jo'burg. Und das **19 x nonstop** pro Woche.

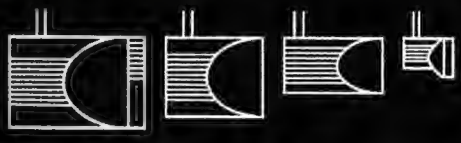
Wir sind Südafrika für Sie

SAA
SOUTH AFRICAN AIRWAYS



DAS LICHT HAT VIELE ARTEN. DAS DESIGN BLEIBT UNO.

Was hier leuchtet, ist ein Beispiel für ein durchdachtes Strahlersystem: UNO von STAFF. Strahler von unterschiedlicher Größe und Leistung, die alle das gleiche, anspruchsvolle Design haben. Wenn Sie Objekte planen, bei denen Sie Licht für verschiedene Aufgaben kombinieren, dann sollten Sie UNO einmal näher betrachten, zum Beispiel die große Bestückungspalette dieses Systems. Sie reicht von



Das Strahlersystem UNO. Ein Design für Strahler unterschiedlicher Licht-Leistungen und Größen.

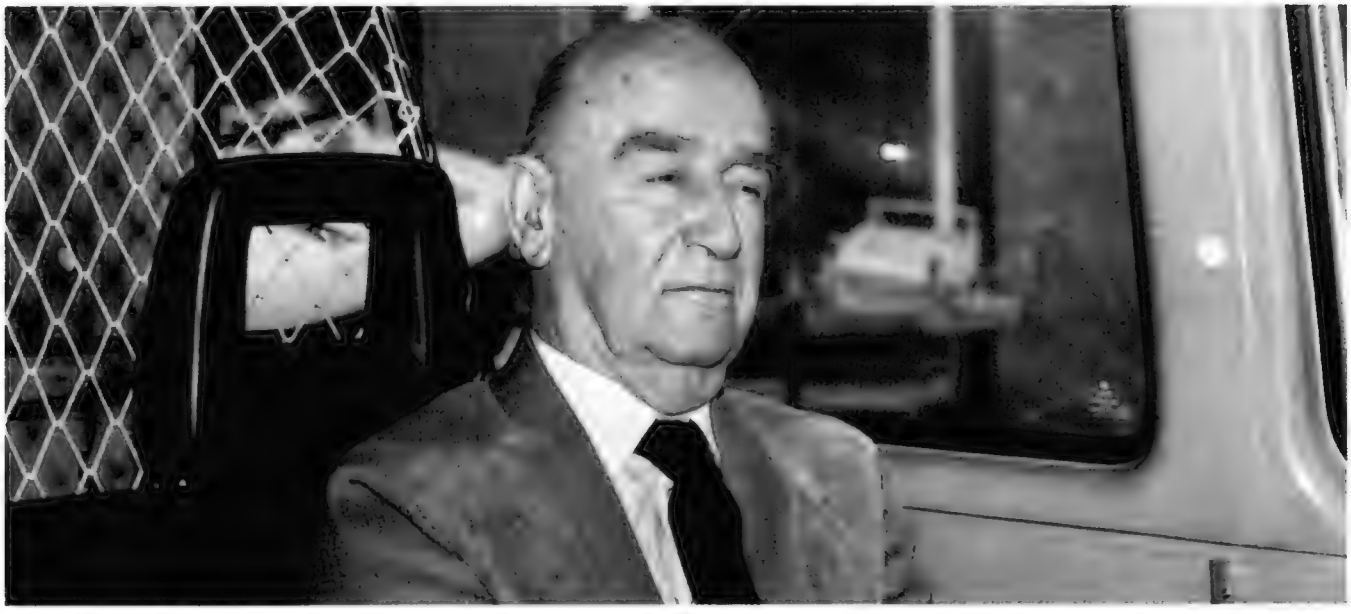
der preiswerten Niedervolt-Halogenlampe über die Kaltlichtreflektor-

lampe bis hin zur besonders langlebigen Metalldampf-Halogenlampe. Auch die zahlreichen Anschlußmöglichkeiten sind beachtlich: 3-Phasen- und 1-Phasen-Adapter für STAFF-Stromschienen, die Armatur für Einzelanschlüsse oder die Multitec-Steckverbindungen. Dazu kommt noch ein umfangreiches Zubehör wie Schutzfilter gegen UV- und Infrarotstrahlen, Farbfilter und Wabenraster sowie Spiegelreflektoren für größere Wirtschaftlichkeit. Für viele Arten von Licht, die eins gemeinsam haben: das elegante Design von UNO. In Weiß, Schwarz oder Chrom. Ausführliche Informationen von STAFF Leuchten, D-4920 Lemgo, Postfach 760, Telefon: 05261-2120 oder Telefax: 05261-212234.

STAFF

„Nein, das ist viel zu lange her“

Gerhard Mauz im Prozeß gegen Josef Schwammberger wegen vielfachen Mordes an Juden



Angeklagter Schwammberger: „Ein gutes biographisches Gedächtnis und eine ausreichende Erinnerung“

Josef Schwammberger, der Angeklagte, ist der Älteste unter den Verfahrensbeteiligten. Er ist 79 Jahre alt. Einer seiner beiden Verteidiger, der Rechtsanwalt Dieter König, Stuttgart, kommt ihm im Alter am nächsten. Doch auch er ist erst 66.

Das Lebensalter der anderen trennen noch mehr Jahre von dem Josef Schwammbergers. Staatsanwalt Kurt Schrimm etwa, er vertritt an erster Stelle die Anklage, ist 42. Er wurde 1949 geboren, vier Jahre nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“, dem Josef Schwammberger mordend gedient haben soll.

Am ersten Sitzungstag in Stuttgart hat Josef Schwammberger hinfällig gewirkt. Er bewegte sich mühsam. Er ging, setzte sich und stand auf wie eine Marionette, die von einem ungeübten Spieler geführt wird. Er hört schlecht, muß eine Hörhilfe benutzen. Doch hat man zu Beginn der Hauptverhandlung den Eindruck, er antworte auf Fragen spät und unbeholfen, weil er sie nicht nur akustisch nicht richtig verstanden, sondern auch, weil er sie nicht begriffen hat.

Schwammbergers Verteidigung regte an, den Gesundheitszustand ihres Mandanten erneut zu prüfen. Im August 1990 sei er zuletzt untersucht worden. Damals habe man ihn für zweimal zwei Stunden am Tag bei zwei Stunden Pause dazwischen für verhandlungsfähig befunden. Inzwischen sei der Alterungsprozeß möglicherweise fortgeschritten.

Das Gericht hat dieser Anregung stattgegeben. Über Josef Schwammbergers Verhandlungsfähigkeit haben der Psychiater Professor Hans Lauter und die Psychologin Barbara Romero ein Gutachten erstattet. Professor Lauter ist ein hochangesehener Arzt, er ist Direktor der Psychiatrischen Klinik und Poliklinik der Technischen Universität München, des Klinikums rechts der Isar.

Das Gutachten kommt zu dem Ergebnis, daß Josef Schwammberger in der Lage ist, „dem Verlauf der Verhandlung zu folgen“. Auch verfüge er „über ein gutes biographisches Gedächtnis und über eine ausreichende Erinnerung für länger zurückliegende Ereignisse“. Ein fehlendes Gedächtnis „für wesentliche Ereignisse und Umstände der eigenen Biographie“ könne „nur durch Verdrängungs- oder Verleugnungsmechanismen erklärt werden“.

Diesem Gutachten liegt alles an wissenschaftlicher Erkenntnis und persönlicher ärztlicher Erfahrung zugrunde, was nur aufzubieten ist. Das Unbehagen, das dennoch bleibt, rührt daher, daß es um einen Mann geht, der 79 Jahre alt ist. Und daß keiner von den Verfahrensbeteiligten sich in die Welt eines so alten Menschen wirklich hineinversetzen kann.

Professor Lauter ist 63 Jahre alt. Es könnte sein, daß die Lebenserinnerungen von den immer stärker hervortretenden Bildern der Kindheit und Jugend beiseite geschoben und ausgelöscht werden. Schuld kann verdrängt und verleugnet werden, doch der populäre Satz „So etwas vergißt man nicht“ kann alten Menschen unrecht tun.

Im übrigen scheint das Gutachten im Fortgang der Hauptverhandlung auch bestätigt zu werden. Nicht an jedem Tag und nicht ständig an einem Tag nimmt Josef Schwammberger sehr aufmerksam, sehr wachsam an der Hauptverhandlung teil. Und mitunter, während alles auf einen Zeugen schaut und der Blick zufällig auf den Angeklagten fällt – fällt er auf ein Gesicht, das Furcht einflößt; auf einen Mann, dem man nicht ausgeliefert sein möchte.

So viel Josef Schwammberger auch vorgeworfen wird und so wichtig es für die Überlebenden, für die Angehörigen der Opfer ist, daß seine Schuld festgestellt und geahndet wird: Er ist kein „Großer“ des Regimes gewesen. Er ist kein Staatsrechtler und hat nicht – ohne Rechtsfolgen nach 1945 – geschrieben, daß der Jude ausgerottet gehört. Acht Jahre Volks- und Bürgerschule in Innsbruck, Lehre in einer Spedition, später „in der Farben- und Drogeriebranche“, Arbeitslosigkeit. Als Arbeitsloser tritt er in Österreich in die dort verbotene

Wir haben uns als Kurierpost neu organisiert. Haben hart trainiert. Haben ein starkes Team zusammengeschweißt. Jetzt sind wir bereit. Gewinnen Sie mit uns den Wettlauf gegen die Zeit!

Was wir Ihnen bieten? Alle Kurierleistungen aus einer Hand. Einzelsendungen bis 31,5 kg*. In Deutschland und in über 100 Länder der Welt, desk to desk, door to door, overnight, on demand – und sogar in der City. Mit der neuen Schnelligkeit der Kurierpost. Mit den neuen Konditionen des Herausforderers.

Worldwide Sponsor 1992 Olympic Games

Setzen Sie auf das Logistik Know-how der EMS KURIERPOST.

Arbeiten Sie ab heute mit der EMS KURIERPOST, der schnellsten Post der Post.

Gewinnen Sie den Wettlauf gegen die Zeit!

* Bei Einlieferung am Post-Schalter maximal 20 kg.

Für weitere Informationen rufen Sie

0130/823 823

Oder fordern Sie Informationsmaterial an:

Ich möchte mehr über EMS KURIERPOST wissen.

Firma:

z. Hd.

Straße

PLZ/Ort

Telefon

EMS KURIERPOST GMBH, Postfach 6000
5300 Bonn 1, Telefon: 0228/917791
Telefax: 0228/9177977 oder 9177997

EMS KURIERPOST

DIE SCHNELLSTE POST

Secemsky

Zeugen: Wie wurde Rabbi Fraenkel getötet und von wem?

Partei Hitlers ein, denn die ist in Deutschland an die Macht gekommen und behauptet, „daß es nun wieder aufwärtsgehe".

Ihm wird empfohlen, nach Deutschland zu gehen, und er tut das, er ist schließlich SS-Mann. Er wird militärisch ausgebildet, marschiert bei einem Reichsparteitag in Nürnberg in der österreichischen Legion am „Führer" vorbei. Er macht keine Karriere, er ist nach einer Gallenblasenoperation nicht voll verwendungsfähig. Man beschäftigt ihn in Berlin als Schreibkraft, dann in der Werksicherheitsinspektion bei Heinkel in Warnemünde. Nach dem „Anschluß" geht er zurück nach Österreich, übt eine untergeordnete Tätigkeit bei der Gauleitung in Tirol aus.

Im November 1939 wird er eingezogen. Dann kommandiert man ihn zur Dienststelle des SS- und Polizeiführers in Krakau ab. Dieser Dienststelle untersteht er bis Kriegsende. Er wird von ihr als Lagerführer in verschiedenen Arbeitslagern für jüdische Menschen eingesetzt. Ist er zuletzt Scharführer oder Oberscharführer der Waffen-SS? Das wird nicht geklärt bisher. Aber ein Scharführer ist ein Unterfeldwebel und ein Oberscharführer ein Feldwebel bei der Wehrmacht gewesen.

In 12 Fällen soll Josef Schwammberger 45 Menschen eigenhändig ermordet haben. In 40 Fällen wird ihm Beihilfe zum Mord an 3377 Menschen vorgeworfen. Josef Schwammberger, sagt die Anklage, hat in allen Fällen der Täterschaft „aus Geringschätzung jüdischen oder sonstigen fremdvölkischen Lebens, in Ausnutzung des Rassenhasses anderer und in bedenken- und gewissenloser Ausnutzung seiner Stellung als Lagerleiter" gehandelt.

Für die Anklage ist Josef Schwammberger ein „Exzeßtäter", er hat den

Millner

„Rassenhaß anderer" ausgenutzt. Der Begriff „Exzeßtäter", er war wohl für die rechtliche Auseinandersetzung mit den Verbrechen des „Dritten Reichs" nötig, nachdem sie heillos spät in Gang kam, beschönigt. Er fördert das Gefühl, es wäre alles, vielleicht sogar die „Endlösung der Judenfrage", vernünftig abgelaufen, wenn da nicht Kriminelle gewesen wären, die Schande über die Deutschen brachten, indem sie ihre bösartigen Neigungen austobten.

Als in den sechziger Jahren die NS-Prozesse endlich in Gang kamen, in denen es um das Morden in den Lagern ging, hat es noch Stimmen gegeben, die davon sprachen, daß sich ein jeder innerlich an die Seite derer stellen solle, die schuldig geworden sind, da ihre persönliche Schuld die gemeinsame Schuld aller Deutschen sei, ob sie sich nun die Hände blutig gemacht oder weggeschaut hatten.

1979 beschloß der deutsche Bundestag die Unverjährbarkeit von Völkermord *und* Mord. Es war so wenig von Gerichten verhandelt worden von dem Greuel der jüngsten Vergangenheit, daß der Eintritt der Mordverjährung einen Orkan der internationalen Empörung ausgelöst hätte. Als ein großer Tag des Parlaments wurde der Tag der Beschlußfassung empfunden, den die Geschichte einmal den Tag nennen könnte,

Szpigler

an dem der „Exzeßtäter" ein nationales Alibi wurde.

In Stuttgart wird gegen Josef Schwammberger über Taten verhandelt, die 47 bis 49 Jahre zurückliegen. Der Vorsitzende Richter Herbert Luippold, 61, läßt in jedem Wort, das er an einen Zeugen richtet, spüren, daß ihm bewußt ist, welche Zumutung eine derart späte Verhandlung vor allem für sie darstellt. Doch was die Gesellschaft diesem Gericht auferlegt und anderen auferlegte, ist eine bittere Last. Daß auch Mord verjähren konnte, stellte keinen Preis für den perfekten Mord dar. Das war Gesetz, weil man sich der Ohnmacht der Strafgerichte in einem zeitlichen Abstand von der Tat, der die Beweise verblassen läßt, bewußt war.

In Stuttgart ist es bislang vor allem um den Tod des Rabbiners Fraenkel gegangen. Er scheint am ehesten den Nachweis einer Exzeßtat zu ermöglichen. Er soll am 20. September 1942, am Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, im Lager Rozwadow in Polen, das Schwammberger unterstand, erschossen worden sein. Daß er starb an diesem Tag, steht fest. Doch wie er starb, warum und von wessen Hand – dazu ist viel gesagt worden in Stuttgart, ohne daß sich die Aussagen ineinanderfügen und selten in Übereinstimmung mit früheren Aussagen.

Der Zeuge Max Millner, 65, reist aus Israel an, seine Frau begleitet ihn. 82

DIE SPITZE.

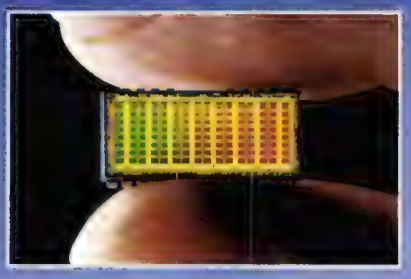
DER EISBERG.

Toshiba 349 TV-Super C³: Fernsehen in den Dimensionen der Natur.

Toshibas aktuellster Beitrag zur modernen Unterhaltungselektronik heißt 349 TV-Super C³. Ein Fernseher, der zwei Programme gleichzeitig präsentieren kann. Der mit noch satteren Farben, noch kontrastreicheren Bildern, noch räumlicherer Darstellung aufwartet. Der Fernsehen spürbar entspannter, intensiver, genußvoller gestaltet . . .

Und doch: Was wir sehen, ist nur die Spitze des Eisbergs. Unsichtbar für den Nutzer bildet High Technology von Toshiba die Basis neuer Produkt-Ideen. Digitale Bildverarbeitung z. B. und die neuartige Super-C³-Bildröhre machten erst die faszinierenden Fortschritte in der Fernsehbild-Technik möglich. Und was wäre ohne Toshibas Pionierleistungen in der – alles entscheidenden – Halbleiter-Technologie?

Erster 1MegaBit Chip überhaupt, erster 4MegaBit Chip in Großserie. Leistungen, mit denen Toshiba nachdrücklich seinen Anspruch untermauert: nicht nur Spitze des Eisbergs zu sein, sondern der ganze mächtige Unterbau an hochintelligenter Basistechnologie. Als unumgängliche Vorleistung für das, was morgen unsere Welt schöner, besser, lebenswerter macht.



Im Einklang mit morgen

TOSHIBA

TOSHIBA CONSUMER PRODUCTS EUROPE GMBH
TOSHIBA ELECTRONICS EUROPE GmbH

Wer das Etikett AIDA BARNI
mit dem dezenten Hinweis
cashmere two ply entdeckt,
hat Außergewöhnliches
gefunden: noble, italienische
Strickmode der höchsten
Cashmere-Qualität – leicht
und zart, weich und wärmend,
kostbar und edel.
Adressen für das Cashmere-
Shopping in erstklassigen
Modehäusern und bei den
führenden Herrenausstattern in
Deutschland und Österreich
gibt Ihnen die Kassuba GmbH.
Schulze-Delitzsch-Straße 50.
D-7000 Stuttgart 80.
Telefon 0711-780 10 81.

Familienmitglieder sind dem Holocaust zum Opfer gefallen. Er allein hat überlebt. Daß Fraenkel ein Rabbiner war, wußte er nicht: „Er sah aus wie jeder andere." Schwammberger habe in der Mitte des Kreises während des Appells nach Rückkehr von der Arbeit gestanden, seine Waffe in der Hand: „Er hat immer an der Pistole gespielt." Er habe den Rabbiner vortreten lassen: „Rabbiner Fraenkel, Sie werden erschossen für Sabotage."

Der Rabbi habe gebeten, ihm das Leben zu schenken, und sich, als das nichts fruchtete, zu seinem Glauben bekannt. Er habe noch „Schalom Israel" gesagt. Dann habe Schwammberger zweimal geschossen. Der Rabbi sei vor seine, des Zeugen Füße gefallen. „Weg, weg mit dem Haufen", habe Schwammberger gesagt.

Dem Zeugen wird vorgehalten, daß andere Zeugen das anders schildern, doch er ist „hundertprozentig" sicher. Neben Schwammberger habe niemand gestanden. Nein, die Darstellung, daß der Rabbiner mit einer Axt erschlagen werden sei von einem „Sturmmann", treffe nicht zu. Der Zeuge sagt auch, Morgenappelle habe es im Lager Rozwadow nicht gegeben. Er könne sich jedenfalls nicht daran erinnern. Andere Zeugen haben zu Protokoll gegeben, während der Morgenappelle seien vor allem ältere und kranke Menschen ausgesondert und sofort erschossen worden.

Der Zeuge Reuven Naor, 68, leitet einen Industriebetrieb in Israel. Wer den Rabbi Fraenkel erschossen hat, kann er nicht mit Sicherheit sagen. Wahrscheinlich sei es Schwammberger gewesen und auf jeden Fall habe der entschieden, daß der Rabbi zu erschießen sei.

1963 hat der Zeuge vor einer israelischen Behörde ausgesagt, er habe nicht gesehen, daß Schwammberger eigenhändig erschossen oder erschlagen hat, „obwohl täglich welche umgebracht wurden". Er hat gesagt damals, ein „junger Gestapist" habe den Rabbi erschossen. Aber für ihn, sagt er nun, sei Mord Mord, „egal ob der oder der". Schwammberger sei für alles verantwortlich, was sich in Rozwadow ereignete. 1963 waren erst knapp 20 Jahre vergangen, noch nicht 49.

Der Zeuge Abraham Secemsky, 67, kommt aus Kalifornien. Er sagt aus, Schwammberger habe geschossen. Es sei ungewöhnlich gewesen, daß der Abendappell in einem Kreis stattfand. Sonst sei man in Fünferreihen angetreten. 1988 in Los Angeles hat der Zeuge bekundet, er habe nicht sehen können, wer schoß. Er habe einen Rat seines Vaters befolgt, „Schau nicht hin", und auf den Boden gesehen. Jetzt sagt er, er habe aus Neugier zugesehen. Warum er sich nun an so viele Details erinnere,

COMP

TER

Einfach eingeben.
Spielend anwenden.
Problemlos verbinden.
Sicher speichern.
Perfekt ausdrucken.
Mühelos pflegen.
Übersichtlich archivieren.

boeder hat, was Ihr Computer braucht: Diskettes, Software, Papier und mehr.

boeder gibt's im Fachhandel, in Computer-Shops und in PC-Fachabteilungen.

boeder ag
D-6093 Flörsheim am Main

boeder

boeder for computers

LINTAS:S

„Nahschuß in den Hinterkopf“

SPIEGEL-Reporter Hans Halter über die legalen Hinrichtungen in der DDR

Erwin Hagedorn aus Eberswalde bei Berlin war 16 Jahre alt, als er im Blutrausch Henry und Mario tötete, zwei Neunjährige. Obwohl mehr als 200 Kriminalisten nach dem Täter fahndeten, blieb er lange unentdeckt. Am 9. Oktober 1971, zwei Jahre später, kam es wieder über ihn. Auf einer Waldlichtung erstach er den elfjährigen Ronald, zerstückelte ihn und verging sich an der Leiche. Als man Hagedorn endlich fing, wirkte er erleichtert.

Im Namen des Volkes verurteilte das Bezirksgericht Frankfurt/Oder den 18jährigen zum Tode. Das Oberste Gericht der DDR bestätigte den Schuldspruch. Ein Gnadengesuch der Eltern blieb unbeantwortet. Am 15. September 1972 wurde Erwin Hagedorn hingerichtet, gerade 19 Jahre alt.

Die Exekution erfolgte durch Erschießen, ganz so, wie es das Gesetz befahl. Bis Juli 1987 galt in der DDR die Todesstrafe, und sie trug, indem sie der „Sicherung und dem zuverlässigen Schutz unseres souveränen sozialistischen Staates, der Erhaltung des Friedens und dem Leben der Bürger“ diente, einen „humanistischen Charakter“.

Triebtäter Hagedorn*
Mit 19 Jahren hingerichtet

Den Henker bekam der junge Mann nicht zu Gesicht. In einem dunklen Trakt der Strafvollzugsanstalt Leipzig trat der Scharfrichter von hinten leise an das Opfer heran und schoß ihm mit einer Pistole in das Genick. Das nannte man in der Vollstreckungsordnung einen „unerwarteten Nahschuß in den Hinterkopf“. Der Henker trug die Uniform eines Polizei-Offiziers. Im Erschießen hatte er Routine, denn das kam immer mal wieder vor.

Streng legal, „justizförmig“, wie es im Jargon der Juristen heißt, sind in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1949 mindestens 170 Menschen vom Leben zum Tode gebracht worden. NS-Kriegsverbrecher, Spione, Diversanten, Saboteure, Terroristen, Treubrecher, Hochverräter, Mörder und Kinderschänder. Anfangs waren 33 Straftatbestände todeswürdig, seit 1968 nur noch 21; bei manchen Delikten reichte die „Androhung des Waffengebrauchs“, und der Kopf war verloren.

Er fiel durch die Guillotine, die in der DDR „Fallschwertmaschine“ hieß. Sie war drei Meter hoch, stand erst in Frankfurt an der Oder, dann in Dresden, zuletzt in Leipzig. Sie funktionierte schlecht, hin und wieder klemmte das Beil auf halbem Weg. Deshalb entschied sich die Partei- und Staatsführung 1968 für den Genickschuß, ein moderneres Verfahren.

Im Leipziger Gefängnis, einem grauen Bau aus alten Zeiten, wurde Anfang der sechziger Jahre die zentrale Hinrichtungsstätte der DDR eingerichtet. Sie war so geheim und so perfekt getarnt, daß ihre Existenz bis heute den Leipzigern nicht einmal gerüchteweise bekannt ist. Selbst die Gefangenen der Strafvollzugsanstalt und ihre Wärter merkten 30 Jahre lang nichts von dem Todestrakt in ihrem Haus.

Holzsarg, Hinrichtungsraum im Leipziger

Vom Leben zum Tode gebracht wurden die Delinquenten in einem ebenerdigen Trakt, sechs ineinanderübergehenden Räumen. Die Hinrichtungsstätte war von außen durch einen unauffälligen Eingang zu erreichen. Und von innen, vom Gefängnis her, durch eine Tür, die nach außen zu führen schien und immer fest verschlossen war. In diesem Niemandsland des Todes walteten sechs, manchmal sieben Männer ihres Amtes. Die Henkersarbeit hieß „Verwirklichung“, nicht „Vollstreckung“, Verwirklichung des Todesurteils.

Angeführt wurde das Kommando von Hugo Friedrich, dem Leiter des Strafvollzugs in Leipzig. Zur Hand ging ihm der Leiter seines Transportkommandos, der wiederum einen Helfer bei sich hatte. Aus dem Haftkrankenhaus Meudorf am Leipziger Stadtrand kam der leitende Arzt, von der Generalstaatsanwaltschaft in Berlin der Staatsanwalt Kurt Kunze angereist. Wenn ein Offizier der Stasi hinzurichten war, erschien auch noch ein Mann des MfS. Der Henker Lorenz blieb bis zuletzt im Dunkeln.

Alles funktionierte nach Plan und Dienstvorschrift. In Leizig waren nicht irgendwelche wildgewordenen Klassenkämpfer am Werk, sondern die verläßlichsten und verschwiegensten Beamten eines deutschen Staates. So ging es dann auch zu. Im Protokoll wurde, auf die Sekunde genau, vermerkt, wie lange die Prozedur dauerte, zwischen 15 und 22 Sekunden.

* Bei der Jugendweihe, fünf Jahre vor seiner Hinrichtung.

Gefängnis: Das Blut rann in den Abfluß

Es ist nicht ganz ungefährlich, um einen Mann herumzustehen, dem ins Genick geschossen wird. Wenn die Schädeldecke dünn ist, weil der Mann noch so jung wie Erwin Hagedorn oder schon so alt ist wie der Fregattenkapitän Winfried Baumann (erschossen am 18. Juli 1980), kann die Kugel die Schädeldecke durchschlagen oder aus der Augenhöhle austreten. Vor einem Querschläger fürchteten sich die Herren. Jeder hatte deshalb seinen sicheren Stammplatz. Man war ein erfahrenes Kollektiv.

Dem Todeskandidaten wurde vom Staatsanwalt mit einem knappen Satz die Ablehnung seines Gnadengesuchs mitgeteilt. Dann faßten die beiden Henkersknechte den Verurteilten an den Armen und führten ihn zum größten Raum des Todestraktes. Der ist hoch und neuerdings hell gestrichen. An den Wänden erkennt man Reste von Installationen. Im Fußboden ist ein Abfluß. Hier stand bis 1968 das Fallbeil. Das Blut der Geköpften floß in die Kanalisation.

Auf seinem letzten Weg passierte der Gefangene drei Männer, die mit dem Rücken zur Wand standen: den Staatsanwalt und den Vollstreckungsleiter, in der Mitte Henker Lorenz. Wenn die Tür zum leeren Hinrichtungsraum geöffnet wurde, der Verurteilte einen Moment stutzte und den Kopf erstaunt hob, vielleicht eine letzte Hoffnung spürte, trat der Scharfrichter von hinten heran.

Der Henker bemühte sich, die kalte Mündung seiner Pistole, eine 7,62iger, dem Hinterkopf des Opfers möglichst nahe zu bringen, aber die Haut dabei nicht zu berühren. Wer schreckhaft wegzuckt, stirbt nicht am ersten Schuß. Die Vorgabe, der Tod habe „unerwartet" zu erfolgen, ist nicht so einfach zu realisieren. Man gab sich aber Mühe. Die DDR kannte kein Sterbeläuten und keine Henkersmahlzeit. Man ließ keinen Pfarrer zu dem Verurteilten, erfüllte keinen letzten Wunsch, gestattete keinen Abschiedsbrief.

Ein grauer, fensterloser Transportwagen, Typ Barkas B 1000, fuhr den Todeskandidaten nachts oder im frühen Morgenlicht von seiner Haftanstalt, meist Berlin oder Torgau, nach Leipzig. Den Termin der Hinrichtung setzte das Ministerium des Inneren der DDR fest. Vier Staatsfunktionäre waren an der Entscheidung beteiligt: der Innenminister, Armeegeneral Friedrich Dickel, der Leiter der Abteilung Strafvollzug (Generalmajor Hans Tunnat, später Generalmajor Wilfried Lustig), eine Frau Hauptmann Körner, sie leitete das einschlägige Referat, und ihr Stellvertreter.

In den frühen Leipziger Jahren wurde, wie es der Tradition des staatlichen Tötens entspricht, morgens um vier Uhr vollstreckt. In der letzten Zeit machte man es sich kommoder, die Herren wurden ja auch älter. Nun galt zehn Uhr vormittags als angemessene Todesstunde.

In allem wirkte die von Robert Musil für jedwedes Beamtenhandeln konstatierte „virtuos ausgebildete Indirektheit" mit, eine Form der „sozialen Arbeitsteilung, in der sich nichts anderes ausdrückt als die alte Zweiteilung des menschlichen Gewissens in gebilligten Zweck und in Kauf genommene Mittel": Der eine verurteilt, der andere terminiert, der dritte führt vor, und ganz am Ende zieht Henker Lorenz den Abzug durch, dreht sich um und geht.

Den Tod hat jeweils ein Arzt der Volkspolizei bescheinigt. Sein Dienstherr erwartete falsche Angaben, und also erfüllte der Doktor die Erwartungen. Die Leipziger Totenscheine stecken voller Lügen. Angekreuzt wurde stets das Kästchen „natürlicher Tod". Zusätzlich fabulierte der Arzt irgendwas von Diabetes, chronischen Lungenleiden, Herzversagen. Um die Spuren zu verwischen, wurde auch noch ein falscher Todesort angegeben. Erwin Hagedorn, der junge Kindesmörder, starb angeblich in Cottbus; der BND-Spion Winfried Baumann in Stendal.

Jede Hinrichtung stand unter der strengen Anweisung, den Gefangenen „nicht buchmäßig zu erfassen" und alle Unterlagen nach Berlin zu verbringen. So sind die Getöteten die einzigen Leipziger Gefangenen, die dort in keiner Akte eine Spur hinterlassen haben (was etwas heißen will in der bürokratischen DDR). Man fuhr sie als Namenlose im grauen Barkas in das Henkerhaus und dann als namenlose „Anatomieleiche" zum Krematorium des Leipziger Südfriedhofs.

Hinrichtungstrakt im Leipziger Gefängnis*: Todesurteil „verwirklicht"

Den Sarg, Fichte einfach, bestellte der Gefängnisleiter telefonisch zwei Tage vorher. Auch hierbei sollte kein „Vorgang" entstehen. Alle Kosten der Hinrichtung beglich das Kollektiv aus der Brieftasche, auch die Gebühr für die Verbrennung und die Kopfprämie für den Henker und seine Knechte. Alles in allem summierte sich die „außerordentliche Strafmaßnahme" zwecks „Unschädlichmachung solcher Personen, die schwerste Verbrechen gegen die Lebensinteressen des Volkes und des Bürgers begangen haben", auf 700 bis 800 Mark.

Der letzte offiziell in Leipzig Hingerichtete starb am 26. Juni 1981. Er hieß

* Rechts: Tür zum Gefängnishof.

General Dickel (1961)
Wende gut überstanden

Eingang zum Hinrichtungstrakt: Niemandsland des Todes

Dr. Werner Teske, war 39 Jahre alt und Hauptmann in der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) des Stasi, Sektor Wissenschaft und Technik.

Sein „schwerstes Verbrechen" bestand darin, dem Panzerschrank Akten entnommen und sie im Keller des Dienstgebäudes versteckt zu haben. Teske wollte, gestand er im (Geheim-)Prozeß, zum BND überlaufen. Die Aktenverlagerung galt als „vollendete Spionage im schweren Fall", Teske folgerichtig als BND-Agent, obwohl die Pullacher von ihrem neuen Mann überhaupt nichts wußten.

Staatsratsvorsitzender Erich Honecker lehnte einen Gnadenerweis ab. Er wollte sich wohl nicht mit Mielke anlegen. Werner Teske mußte in den grauen Barka steigen. Bei kriminellen Tätern hat Honecker von seinem Gnadenrecht großzügig Gebrauch gemacht. Der letzte Mörder wurde 1975 gerichtet. „Der Mann ist doch krank. EH" steht auf einer Gnadenakte, die einem Sittlichkeitsverbrecher das Leben schenkte.

„Ich weiß nicht, warum sie meinen Sohn nicht begnadigt haben", sagt Erwin Hagedorns Mutter. Sie mußte aus ihrem Heimatort fortziehen, ist schlohweiß geworden, wurde mit 54 Jahren invalidisiert. Erwin war ihr einziges Kind. „Sie haben gesagt, er ist nicht krank." Wo er begraben liegt, weiß sie nicht.

Auch die anderen Toten haben kein Grab. Nach dem Kopfschuß ließen die Henkersknechte den Mann vornüber zu Boden fallen, das Gesicht in Richtung Abfluß. Die Blutung ist meist nicht erheblich, obgleich das Herz bis zu 15 Minuten nach der Hinrichtung weiterschlägt. Weil manchmal Gehirnmasse ausläuft und Urin und Kot abgehen, war der Sarg mit Plastikfolie ausgelegt. Gewöhnlich nehmen Henker dafür Sägemehl, aber das gab es in Leipzig nicht.

Alle Herren, die an der Verwirklichung teilhatten, haben die Wende gut überstanden. Die Generäle Dickel, Lustig und Tunnat wohnen, wie eh und je, in ihren Villen am südöstlichen Stadtrand Berlins.

Sie verschafften in der DDR geltendem Recht und Gesetz Genüge, wollen darüber aber nicht reden. General Tunnat, sagt seine Frau am Gartenzaun, sei ohnehin verstimmt, weil er gehört habe, daß die Pensionen der DDR-Generalität von Bonn gekürzt werden sollen; ein haltloses Gerücht.

Henker Lorenz sitzt im Rollstuhl. Sein Vorgänger, der noch das Fallbeil bediente, ist als Rentner nach Westdeutschland übergesiedelt, niemand fragt, wohin.

Zu Modrows Zeiten begann die Leipziger Gefängnisleitung, die Richtstätte schnell noch in ein Küchenlager umzubauen. Auch in Frankfurt/Oder ist der Todesort nun Großküche. Die neue Leipziger Gefängnisdirektorin, eine Schwäbin, hat den Umbau aus Pietät erst einmal gestoppt: „Es ist ja noch gar nicht raus, wer da sonst noch alles umgebracht wurde." Ihr Beisitzer, ein altgedienter Kader, zuckt zusammen.

Wenn nämlich außer den justizförmigen, zwar konspirativen, aber eben doch legalen Tötungen heimlich auch noch andere Menschen von Amts wegen umgebracht worden sind, dann wäre das Mord – mit allen Konsequenzen für die Täter. Im Krematorium halten die Heizer das für möglich. Wer die Feuerungsstätte kenne und einen Schlüssel habe, der könne nachts ohne weiteres einen Toten in Rauch aufgehen lassen, die Öfen sind ja immer heiß.

Die Herren vom Exekutionskommando brachten den festvernagelten Fichtensarg in ihrem Barka zum Krematorium, immer pünktlich zur vorher festgelegten Stunde. Sie warteten geduldig, bis man ihnen die Urne übergab. Später entleerten sie das Gefäß in den Sand eines Baustofflagers. Die Asche ist vermauert worden.

Krematorium in Leipzig: Namenlose Leichen

DAS TRAUMAUTO FÜR REALISTEN

KLASSENBESTER BEIM TÜV:

SUBARU JUSTY ALLRAD

TÜV AUTO REPORT 91/92

Nach 3 Jahren ist er in Funktion und Technik noch so gut wie neu. Das ist das Resümee des TÜV Auto Report 91/92. Denn unter allen bis zu 3 Jahre alten PKW hat der SUBARU Justy in seiner Klasse als bester abgeschnitten. Mit der traumhaften Quote von **99,2% einwandfrei.**

NACH 3 JAHREN	1. PLATZ
NACH 5 JAHREN	2. PLATZ

Der Justy ist aber nicht nur **Spitzenreiter in puncto Langzeitqualität,** sondern auch, wenn es um die Umwelt geht. Laut Kraftfahrt-Bundesamt ist der SUBARU Justy das **sauberste KAT-Auto seiner Klasse** (siehe auto motor sport 13/91). Eine saubere Leistung, die das vorbildliche Qualitäts- und Ausstattungsprofil dieses spritzigen Kompakt-Wagens abrundet. Den Justy gibt es in den Versionen **1000 ccm mit 37 kW (50 PS)** und **1200 ccm mit 55 kW (75 PS)** mit 5 Gängen bzw. mit der außergewöhnlichen ECVT-Automatik – beide mit zuschaltbarem Allrad-Antrieb und wahlweise 3- oder 5türig.

Prüfen Sie den Justy doch selbst einmal auf Herz und Nieren. Und fragen Sie Ihren SUBARU-Händler auch nach der einzigartigen **5 Jahre Allrad-Garantie.**

Weitere Informationen von: SUBARU Deutschland GmbH, Mielestraße 6, 6360 Friedberg, Telefon 06031/6060.

SUBARU
EIN AUTO HÄLT WORT

Wertvolle Orientierungshilfe

500 Seiten
15 x 23 cm
DM 78,–

Alle fünf Jahre verdoppelt sich das Wissen der Welt. Neue Methoden und Strategien sind gefragt: Wer sich in dieser schnellebigen Zeit behaupten will, kommt um Weiterbildung nicht herum. Doch schon die Auswahl geeigneter Seminare und Veranstalter kann bei der Vielfalt der Anbieter und Programme zum nervenaufreibenden Geduldsspiel werden. Schluß damit – Hilfestellung bietet das nun in einer zweiten, völlig überarbeiteten und ergänzten Ausgabe vorliegende Standardwerk *Seminare '91*.

Dr. Julian I. Mahari und Dr. Michael Schade haben das Angebot für Führungskräfte systematisch untersucht und

- über 15 000 Weiterbildungsprodukte gesichtet,
- 742 Anbieter katalogisiert,
- 72 Veranstalter von Seminaren und Managementtrainings porträtiert,
- 66 Führungsseminare skizziert,
- 35 europäische Post-Graduate- und 30 amerikanische MBA-Programme aufgelistet.

Entstanden ist so ein Nachschlagewerk, das durch seine Systematik und kritische Bewertung von Weiterbildungsveranstaltungen Transparenz in diesen völlig unübersichtlichen Markt bringt.

Mit *Seminare '91* hat das Zufallsprinzip in der Weiterbildung ausgedient.

Nur direkt bei manager magazin erhältlich!

Coupon Bitte senden Sie mir ____ Exemplar(e) des Jahrbuches der Weiterbildung *Seminare '91* zum Preis von DM 78,– pro Band.
Lieferung gegen ☐ beiliegenden Verrechnungsscheck ☐ Rechnung.

Name

Straße/Postfach

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Bestellungen bitte an
manager magazin Leser-Service, Postfach 11 10 60, D-2000 Hamburg 11, Fax (040) 30 07-828

manager magazin

Wohnungen

Doof sterben

In den ostdeutschen Großstädten blüht der Schwarzhandel mit Wohnungen – zu Wucherpreisen.

Der Hamburger Verlagsangestellte Jan Fleischer, 29, wohnt seit sechs Wochen in Leipzig – streng konspirativ.

Auf Briefkasten und Haustür steht der Name des Vormieters, Post läßt sich Fleischer an die Büro-Adresse schicken. Bevor er nach Feierabend seine Wohnung im vierten Stock einer heruntergekommenen Mietskaserne aufschließt, vergewissert er sich, daß ihn kein Nachbar beobachtet. Am Telefon meldet er sich grundsätzlich nur mit „hallo".

Der Mann aus dem Westen muß sich so tarnen, weil er illegal im Plattenbau

Wohnungsfahnder Thomas
Erfolg gegen Null

haust. Zwar hat Fleischer vor seinem Einzug mit dem Vermieter, einem Leipziger Amateurringer, einen Mietvertrag aufgesetzt; aber das Papier hat ausschließlich symbolischen Wert: Der Mann ist selber nur Mieter, zur eigenmächtigen Weitergabe seiner Wohnung gar nicht berechtigt. Der Hauseigentümer, die städtische Wohnungsbaugesellschaft, weiß von nichts.

Für den Ossi ist die Schwarzvermietung ein lohnendes Geschäft: Der Sportler, der seit Mitte letzten Jahres in Bayern lebt, zahlt für seine drei Zimmer

Wessi-Wohngebiet Leipzig-Grünau: „Da herrscht das totale Chaos"

in der Heimatstadt Leipzig knapp 80 Mark an die Wohungsgesellschaft. Von Fleischer hingegen kassiert er jeden Monat das Zehnfache – 800 Mark, steuerfrei. „Ich werde ganz klar abgezockt", hat der Hamburger erkannt.

Wie Fleischer ergeht es derzeit vielen Westlern, die in den Osten gezogen sind. In Dresden, Erfurt oder Halle finden die Zuzügler kaum eine legale Unterkunft. Gut zwei Drittel aller Wohnungen verwalten die Kommunen und dürfen sie nur an Wohnungssuchende mit geringem Einkommen vergeben. Bei den meisten Mietshäusern in Privatbesitz wiederum sind die Eigentumsansprüche ungeklärt, Anfragen bei Maklern deshalb aussichtslos.

Die Wohnungsnot der Beamten, Angestellten und Geschäftsleute aus dem Westen nutzen viele gewiefte Ostbürger, um sich in die Praxis des Kapitalismus einzuüben: Wer nicht noch aus DDR-Zeiten über eine unangemeldete Zweitwohnung verfügt, zieht zu Freunden oder Eltern. Die freigeräumten Quadratmeter gehen über Kleinanzeigen an den Meistbietenden – eine Drei-Zimmer-Wohnung mit Toilette und Dusche bringt in Dresden derzeit locker 1200 Mark, Reingewinn bei Abzug aller Kosten: ein Tausender.

Mancher Ostler, den das schnelle Geld lockt, schreckt bei der Beschaffung der Handelsware Wohnraum vor radikalen Maßnahmen nicht zurück: So ließ sich ein Leipziger Ehepaar Anfang des Jahres scheiden, um eine zweite Wohnung beantragen zu können. Kaum war der neue Mietvertrag unterschrieben, zog ein Kaufmann aus Frankfurt ein. Den Untermieter hatte ein lokales Maklerbüro vermittelt.

Das Risiko, erwischt zu werden, ist noch gering. Die kommunalen Wohnungsbaugesellschaften wissen häufig nicht einmal, welche Wohnungen ihnen überhaupt gehören, geschweige denn, wer offizieller Mieter ist. „Da herrscht das totale Chaos", sagt ein Erfurter Rathausangestellter: „Die sterben doof."

Als erste ostdeutsche Großstadt hat jetzt Leipzig reagiert und im Wohnungsamt 30 Fahnder eingestellt. Die Sonderkommission sichtet einschlägige Annoncen in Lokalblättern, überprüft bei Kontrollgängen die Namen an den Haustüren anhand von Meldelisten, observiert verdächtige Mietobjekte.

Rund 250 illegal bezogene Wohnungen haben die Wohnungsjäger bereits aufgespürt. Den ertappten Vermietern drohen Bußgelder von 5000 Mark, in zwei Fällen wurden Ermittlungsverfahren wegen Mietwucher eingeleitet.

Hinweise von Anwohnern erleichtern den Fahndern die Arbeit. „Im sechsten Geschoß unseres Hauses herrschen in einer Drei-Raum-Wohnung äußerst fragwürdige Zustände", teilte beispielsweise eine Rentnerin den Fahndern ungefragt in einem Brief mit und bat um „baldige Klärung". Die Dame hätte die Zimmer, wie dem Schreiben zu entnehmen war, gern selber bezogen.

Hinter vielen Anzeigen stehe ein „gewisser Neidkomplex", sagt Holger Tschense, Chef des Leipziger Wohnungsamtes. „Da warten Leute jahrelang auf eine größere Wohnung, und nun spazieren da so ein paar Westdeutsche ein und aus, das macht sauer."

Auch soziales Fehlverhalten kann den Unmut der Nachbarn herausfordern. So fiel ein hessischer Versicherungskaufmann bei seiner neuen Hausgemeinschaft unliebsam auf, weil er noch nachts um zwei in Discolautstärke Opern hörte. Ein Münchner Kaufmann hatte es am Wochenende versäumt, das Treppenhaus zu putzen – prompt meldete eine empörte Hausfrau den armen Sünder beim Wohnungsamt.

Kluge Schwarzmieter versuchen, ihre Nachbarn mit kleinen Aufmerksamkei-

ten ruhigzustellen. Mal wird die Mieterin von 507 mit Blumen versorgt, mal dem Hausmeister eine Flasche Schnaps zugesteckt.

Bei den Behörden ist der Fall eines Hessen aktenkundig, der die Nachbarsleute regelmäßig sonntags zum Essen ausführte. Der Mann hatte Pech: Die Tochter der Familie verkrachte sich mit den Eltern und machte Meldung, um ihnen eins auszuwischen.

Mit „kriminalistischem Spürsinn" geht Dirk Thomas, 30, allen Anzeigen nach. Der Wohnungsjäger ist mit sechs Kollegen für Grünau zuständig. Die Bettenburg am Stadtrand von Leipzig gilt als erste Adresse für Zuzügler, am Abend stehen auf den Parkplätzen dichtgedrängt teure Autos mit West-Kennzeichen.

Doch der Erfolg der Rechercheure geht bisher gegen Null: Selbst wenn sie die Standardausrede der ertappten Wessis – „Ich bin hier nur Gast" – widerlegen können, sind sie in der Regel machtlos.

Da die meisten Untermieter nicht mit der Adresse ihres Vermieters herausrücken („Die ist mir im Augenblick entfallen"), kann das Wohnungsamt keine rechtswirksame Kündigung zustellen lassen. Der Fall geht unerledigt zu den Akten.

Von September an will die Stadt ihrerseits die Schwarzmieter mit Lockangeboten zur Zusammenarbeit animieren. Wer sich seiner Behörde gegenüber kooperativ zeigt, dem bietet Wohnungsamtschef Tschense ein Tauschgeschäft: Adresse des illegalen Vermieters gegen einen offiziellen, befristeten Mietvertrag zum ortsüblichen Tarif. Tschense: „Wir wollen die Westdeutschen ja nicht aus der Stadt jagen, wir müssen die Sache nur in geordnete Bahnen lenken."

Bei Tests hatten die Fahnder schon ersten Erfolg: Ein West-Manager, den der Vermieter ein halbes Jahr lang mit monatlich 1500 Mark zur Ader gelassen hatte, verbrüderte sich sofort mit den Besuchern vom Amt.

Wütend schimpfte er über den „Parasiten" und „Ausbeuter", der ihn „wie eine Weihnachtsgans ausgenommen" habe. Der geschröpfte Kapitalist verabschiedete die Fahnder mit dem Wunsch: „Hoffentlich kriegt ihr den Kerl ordentlich ran."

Abenteuer

Abstieg vom Elefanten

Waghalsige stürzen am Gummiband in die Tiefe, erklimmen Fassaden oder machen Geisterfahrten auf der Autobahn – Motiv: Todessehnsucht.

An einem heißen Sommertag im Jahr 1988 überquerte der französische Feuerwehrmann Michel Menin, 39, auf einem neun Millimeter dicken Stahlseil eine Schlucht zwischen Brasilien und Venezuela. Zitternd vor Angst balancierte er über einen 1007 Meter tiefen Abgrund. Hinterher gestand er: „Es waren die schlimmsten Minuten meines Lebens."

Ähnlichen Kitzel sucht Stefan Glowacz, 24, aus der Riege der Freeclimber, die als „Freikletterer" nun auch die Städte erobern. Glowacz erklomm das Gebäude der Dresdner Bank in Frankfurt, einen 167 Meter hohen Turm mit spiegelglatter Fassade. Früher kraxelte er ohne jede Sicherung die Wände hoch, bis er abstürzte und sich Handgelenke und Fersen zerschmetterte: „Das war der Wink aufzuhören."

Doch Glowacz bleibt dabei: Es „hat schon seinen Reiz zu wissen, wenn das jetzt nicht hinhaut, bist du mausetot".

Und was treibt die Berlinerin Heike, 17, an den Potsdamer Platz, wo ein Teleskopkran fürs Bungy-Jumping aufgebaut ist? Heike ist gekommen, um ihr Leben an ein Gummiband zu hängen und 60 Meter in die Tiefe zu springen. „Wenn ich nur nicht solche Angst hätte", stöhnt sie. „Mir ist ganz schlecht vor Angst." Aber sie möchte unbedingt dieses weiße T-Shirt haben, auf dem in klotzigen Buchstaben steht: „I did it."

Was Abenteurer, Bungy-Jumper und Freeclimber im Innersten bewegt, werden nun erstmals Psychotherapeuten und Wissenschaftler untersuchen, die sonst der Frage nachgehen, warum Menschen sich das Leben nehmen. Auf dem 16. Internationalen Kongreß zur Suizidprävention, der am kommenden Sonntag in Hamburg beginnt, wollen rund 230 Fachleute eine wachsende Vielfalt von Freizeitaktivitäten erörtern, bei denen Menschen sich mit voller Absicht in Gefahr bringen.

In dem Maße, in dem sich biedere Zeitgenossen mit allem, was ihnen lieb und teuer ist, rundum versichern, habe in der Gesellschaft, erklärt der Hamburger Psychiater Klaus Böhme, „die Lust am Risiko stark zugenommen".

Bungy-Jumping etwa begeistert derzeit in mehreren deutschen Städten Tausende von Menschen, die bis zu drei Stunden in brütender Hitze warten und 150 Mark für den Nervenkitzel zahlen. Wolfgang Leuschner, Arzt und Psychoanalytiker am Frankfurter Sigmund-Freud-Institut, zieht Vergleiche zwischen dem Bungy-Fieber und dem Wunsch von Kindern, in die Luft geworfen und aufgefangen zu werden. Das Prinzip „hoch, fallen und dann aufgefangen werden" sei das „Geheimnis aller Rummelplatzkultur".

Bungy-Jumper: „Geheimnis aller Rummelplatzkultur"

Als lebendes Jo-Jo sehr tief zu fallen, meint Leuschner, sei von großen Lustgefühlen begleitet, eine Lust, die durch die Angst gesteigert werde und wie eine körpereigene Droge wirke. „Angstlust" nennen die Fachleute dieses Gefühl und sehen darin eine fast vollkommene Parallele zur sexuellen Energie.

Was aber treibt Zeitgenossen, Rekorde aufzustellen, die absurd anmuten, oder sich in abseitige Unternehmungen zu stürzen, die strapaziös, oft lebensgefährlich und letztlich völlig sinnlos erscheinen?

So hatte sich der Kanadier Ace Bailey, 24, vor einem Jahr in den Kopf gesetzt, mit dem Snowboard am Kilimandscharo abzufahren. Er versteckte das kurze Brett in einem Cellokasten, um es durch die bewachten Tore des Nationalparks zu schmuggeln. Nachdem er den fast 6000 Meter hohen Gipfel erklommen hatte, sauste er „auf der Innenseite des vulkanischen Herzens", wie er etwas pathetisch formulierte, senkrecht hinunter. „Es kam mir vor wie der Abstieg von der Seite eines riesigen Elefanten."

Freeclimber Glowacz*: Bereit zum Restrisiko

Um „stimulus addicts", um Reizsüchtige, handelt es sich nach Ansicht von Psychologen bei diesen Abenteurern. Sie hätten das Bedürfnis, bis an die äußerste Grenze der psychischen und emotionalen Leistungsfähigkeit heranzugehen. Zu diesem Typus zählen vor allem Extrembergsteiger, aber auch Paraglider, Fallschirmspringer und Drachenflieger.

Robert Slater, ein begeisterter amerikanischer Fallschirmspringer, konstatiert für seinen Lieblingssport: „Fallschirmsprünge sind vom Überleben gekrönte Selbstmordversuche."

„Bereit zum Restrisiko" nennt der Hamburger Psychiater Paul Götze diese Art Luftakrobaten, die bei jedem Start, wenn auch vielleicht nur unbewußt, ihr Leben aufs Spiel setzen. Offenbar ist der Gewinn, den sich die Menschen durch waghalsige Aktionen und Abenteuer erhoffen, so immens, daß er den Einsatz des eigenen Lebens rechtfertigt. Das gelte besonders für junge Leute, meint Psychologe Michael Schmude, der bei der Berliner Einrichtung „Neuhland" jugendliche Suizidklienten betreut: Die Bereitschaft, sich zu gefährden, sei in dieser Altersklasse extrem groß, die Gefahr werde verkleinert, weggeschoben, verdrängt. Lohn der Angst ist zumeist nur die Anerkennung in der Gruppe.

Überwiegend männliche Jugendliche, so Schmude, ermunterten sich gegenseitig zu Mutproben. Sie schneiden sich mit Messern in den Arm, brennen Tannennadeln auf ihrer Haut ab oder hängen sich als S-Bahn-Surfer bei 120 Stundenkilometern außen an die Züge.

In Niedersachsen praktiziert eine Gruppe junger Männer ein makaberes Aufnahmeritual: Ein Neuling muß sich bewähren, indem er als Geisterfahrer von einer Autobahnauffahrt zur nächsten rast. Verdeckte autoaggressive Verhaltensweisen sehen die Suizidforscher hinter solchen jugendlichen Ritualen, es werde eine „artifizielle Identität" angestrebt, die nur um diesen hohen Preis zu haben ist.

Unbewußtes Risikoverhalten, da sind sich die Forscher einig, hat in der gesamten Gesellschaft stark zugenommen. Kinder sind extrem gefährdet, weil sie überhaupt kein Verhältnis zum Risiko haben. Belastet beispielsweise durch eine elterliche Scheidungssituation, springen Achtjährige von Brükken, laufen vors Auto oder fügen sich Verletzungen zu, wie Schmude beobachtet hat: Das Kind, an dem von beiden Elternteilen heftig gezerrt wird, führt in dem Glauben „Wenn ich weg wäre, wäre alles besser" geradezu zwanghaft solche Unfälle herbei – kindliche Suizidversuche zur Entlastung der Erwachsenen.

Die Erwachsenen ihrerseits kaufen sich bewußt gefahrenträchtige Augenblikke oder begeben sich gar mit Vorbedacht in Lebensgefahr. Offenbar wächst bei Großstadtmenschen, die sich in ihren spannungslosstarren Alltagsabläufen gefangen fühlen, das Verlangen nach starken Erfahrungen. Besonders junge Menschen, hat Schmude beobachtet, seien auf der Suche nach neuen Formen der Intensität: „Die sind nicht mehr auf dem Haben-Trip, sondern sehen sich als Vertreter einer Seins-Kultur."

Narzißmus, glauben die Forscher, stecke hinter dieser manischen Gier nach mehr Seinserfahrung. Nur wer sein Ich gefunden hat, so das Credo, gilt als befreiter Mensch.

In der Hoffnung, seinem Selbst näherzukommen, erklimmt der Waghalsige Felshänge, horcht beim Wildwasserkanufahren in sich hinein, erspürt beim Fallschirmsprung oder auch beim Tiefseetauchen seine wahre Identität. Bei Reinhold Messner klingt das so: „Ich mache, was ich will und wann ich will, und ich lebe – wie vielleicht nur wenige Menschen auf dieser Erde – meine Träume aus."

Der Oberstaufener Psychologe Ulrich Aufmuth, der Extrembergsteiger analysiert hat, nennt die hohe Lebensgefahr als ein unverzichtbares Reiz-Merkmal. Das Risiko präsentiere sich ganz unvermittelt: sichtbar als gähnender Abgrund oder tiefe Eisspalte, spürbar in Form wackeliger Felshaken, hörbar als Krachen von Schnee- und Steinlawinen.

Aufmuths These: Die anstrengende und von konkreter Gefahr gekennzeichnete Grenzsituation am Berg hebe den schmerzlich empfundenen Mangel an Ich-Identität auf – „angesichts des Todes fragt man nicht mehr, wozu man lebt oder leben will. Da verblaßt jedes intellektuelle Sinnproblem". ◄

* Am Gebäude der Dresdner Bank in Frankfurt.

KOSTET HEUTE EIN AUTO MIT SEITENAUFPRALLSCHUTZ EIN JAHRESGEHALT?

KANN SICH NUR EIN BRUCHTEIL DER BEVÖLKERUNG EIN SICHERES AUTO MIT MODERNER GURTTECHNIK LEISTEN?

IST REINE LUFT IM AUTO NUR TOPMANAGERN IN IHREN FIRMENWAGEN VORBEHALTEN?

GIBT ES DIE NEUESTE UMWELT-TECHNIK NUR IN DER LUXUSKLASSE?

AB 12. OKTOBER KÖNNEN SIE ALL DIESE EIGENSCHAFTEN SERIENMÄSSIG VON EINEM KOMPAKTEN VERLANGEN.

Wir schicken Ihnen gerne ausführliche Informationen zu. Rufen Sie an, zum Nulltarif **0130-6090**, oder schreiben Sie an: Adam Opel AG, „Der neue Kompakte", Postfach, 4150 Krefeld 500. **OPEL**

Weinbau

Verbotener Trunk

Wächst auf dem Kaiserstuhl der falsche Wein? Fortschrittliche Winzer wollen umschwenken, Winzer-Verband und Bürokraten mauern.

Der Winzer, Weinimporteur und Gastronom Franz Keller aus Oberbergen im Kaiserstuhl bricht täglich mit Bedacht das Weingesetz. In Kellers „Schwarzem Adler" liegen 7000 Liter eines Weißweins, der dort weder lagern noch gar verkauft werden darf.

„Elbling" heißt Kellers von Staats wegen im Badischen verbotene Rebsorte: sie kam einst mit den Römern aus Alba ins Ländle. Während der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts stand ganz Baden in Elbling-Blüte, weil wegen des Einfuhrverbots französischer Weine die Traube als Grundwein zur Sektherstellung diente.

Nachdem Reichskanzler Heinrich Brüning die Grenzen für französische Grundweine wieder geöffnet hatte, verlor der Elbling an Terrain. Als in den sechziger Jahren die Süßwein-Welle auch durch badische Weinberge schwappte, wurde dem säuerlich-herben Rebstock der Garaus gemacht. Per Minister-Erlaß aus dem sogenannten Sortenaufbauplan gestrichen, wurde der Stoff, unter Aufsicht der Obrigkeit, aus den Hängen gehackt. Nun fordert eine Gruppe von Öko- und Privatwinzern die neuerliche Zulassung des Elbling in Baden. Mit seinem maßvollen Säureanteil liegt der Trunk im Trend der neunziger Jahre. Doch die Bürokraten bremsen.

In einer Fernsehsendung machte ein Winzer seinem Zorn Luft: „Wir brauchen verschiedene Trauben auf verschiedenen Lagen. Wir dürfen uns nicht mehr von den Behörden reglementieren lassen – weg mit den Sortenaufbauplänen!" Ein „Aufstand der Winzer" stehe bevor. Denn Weingesetz ist Weingesetz, der Elbling bleibt verboten.

Seine Wiederanpflanzung auf dem vulkanischen Berghuckel zwischen Schwarzwald und Vogesen scheitert nicht nur an der starren Haltung der Ministerialbürokratie, sondern auch am badischen Winzer-Verband. Die Weingenossenschaften und ihre Funktionäre haben Franz Keller schon seit Jahrzehnten im Visier – ein Kampf zwischen David und Goliath, denn an die 90 Prozent der badischen Winzer sind in Genossenschaften organisiert.

Diese, meint Franz Keller, tyrannisierten die letzten paar freien Winzer und hätten zudem ihre Mitglieder jahrelang dazu angehalten, durch falschen Sortenanbau und zu hohe Erträge am Markt vorbeizuproduzieren: Von den 25 Litern Wein, die in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung jährlich durchschnittlich getrunken werden, stammt nicht einmal die Hälfte aus heimischem Anbau.

Winzer Keller: „Jahrelang falsche Weine"

„Die haben jahrelang die falschen Weine angebaut", klagt der Winzer-Gastronom aus Oberbergen, der die Nachfrage seiner Klientel nach trockenen, durchgegorenen Weinen auch durch Importe aus Frankreich befriedigen muß. Keller möchte selber alternative Sorten anbauen, edlere Reben aus dem Burgund, Sauvignon-Weine oder Chardonnay-Reben.

„Wer heute sagt, wir haben 1975 falsche Sorten angebaut, macht es sich zu einfach", kontert Norbert Weber, Präsident des badischen Weinbauverbandes und Winzer in Bischoffingen. So schnell, wie sich Verbrauchermoden oder Geschmacksrichtungen ändern, wachse im Weinberg eben nichts. Weber: „Das weiß auch Herr Keller."

Daß neue Sorten gepflanzt werden müssen, räumt auch Winzer-Präsident Weber ein. „Doch die damals gepflanzten Müller-Thurgau-Lagen sind leider noch nicht frei." Sie werden auch noch die nächsten zehn Jahre die Hänge am Kaiserstuhl begrünen.

Als in den sechziger Jahren die Deutschen auf den süßen Weingeschmack kamen, wurde auch am Kaiserstuhl die Müller-Thurgau-Rebe (eine Kreuzung aus Riesling und Silvaner) flächendeckend angebaut – weil diese Sorte überall gleich gut gedeiht, kaum Pflege brauchte und mit Hilfe der jenseits des Rheins angesiedelten Pharmaindustrie (Ciba, Sandoz, Hoffmann-La Roche) tolle Ernten einfuhr.

Auch Winzer mit geringen önologischen Talenten konnten den Müller-Thurgau ausbauen, eine Billig-Rebe, die teuer verkauft wurde. Noch heute wächst sie auf einem Drittel der badischen Anbaufläche und trägt mit zum europäischen Wein-See bei.

„Mit diesen lieblichen Weinen haben wir schließlich die Biertrinker vom Tresen weggelockt", versucht Winzer-Präsident Weber im nachhinein die Verbandspolitik zu rechtfertigen. Doch allmählich suchen auch die badischen Winzer auf den Geschmacksumschwung zu reagieren, der Mitte der achtziger Jahre beim deutschen Weintrinker einsetzte.

Die Renaissance der klassischen Sorten Riesling, Burgunder und Silvaner hat sich offenbar auch bis zum badischen Verband herumgesprochen. Die süffelleichten und bukettreichen Weine wie Scheurebe und Kerner seien „völlig out", konstatiert nun auch Präsident Weber. Dennoch: „Wir wollen keinen Sortenwirrwarr am Kaiserstuhl."

Nur langsam will sich der Verband für den probeweisen Anbau neuer Sorten einsetzen. Weber-Gegner Keller nennt das „Sandkastenspiele" und „Augenwischerei". Läppische zwei Prozent der Anbaufläche sind für diese Versuche vorgesehen.

Vorerst muß also Franz Keller, „der Rebell vom Kaiserstuhl", wie er sich in der regionalen Presse gern nennen läßt, seinen Kampf um die Zulassung von Gewächsen wie Chardonnay und Sauvignon allein ausfechten.

Dabei hat er – wieder einmal – eigene Interessen im Blick. Keller hat nämlich bereits Sorten angepflanzt, die im badischen Sortenaufbauplan nicht vorgesehen sind. Um nicht noch mehr mit dem Weingesetz in Konflikt zu geraten, fordert er nun vom Stuttgarter Weinbauminister Weiser die nachträgliche Genehmigung für den vorschnellen Anbau.

Winzerpräsident Weber, säuerlich: „Das Verfahren ist üblicherweise umgekehrt."

Opel hängt VW im Osten ab

Volkswagen, Europas größter Autohersteller und auch in der alten Bundesrepublik Branchenführer, ist in den neuen Bundesländern nur die Nummer zwei: Konkurrent Opel verkaufte dort in den ersten sechs Monaten deutlich mehr Wagen als VW. Die Rüsselsheimer eroberten einen Marktanteil von 21 Prozent (VW hat 15 Prozent), während im Westen das Kräfteverhältnis nahezu umgekehrt ist. Dieses Ergebnis ist für die VW-Manager völlig überraschend. Volkswagen ließ noch zu DDR-Zeiten Motoren im Osten produzieren, und der Golf galt vielen DDR-Bürgern als *das* Auto des Westens. Nach der Grenzöffnung zeigte Opel den Wolfsburgern aber, wozu eine aggressive Vertriebsmannschaft fähig ist. Für ihre pfiffige Werbung in Presse, Funk und Fernsehen gaben die Rüsselsheimer in den neuen Bundesländern fünfmal mehr aus als die sparsamen VW-Manager. Bei Opel betrug der von der Frankfurter Agentur Lowe, Lürzer betreute Werbeetat für den Osten im ersten Halbjahr knapp 6,5 Millionen Mark – bei Volkswagen lag er nur bei gut einer Million. Zudem baute Opel ein stärkeres Vertriebsnetz auf. Die Rüsselsheimer verpflichteten vor allem kleine Werkstätten als Händler, die sich relativ schnell in der Marktwirtschaft zurechtfanden. Volkswagen dagegen übernahm den großen Vertriebsapparat des ehemaligen Trabi-Produzenten Ifa. VW erhielt damit zwar mehr Händler als Opel. Einsatzbereitschaft und Verkaufstalent aber sind unter den Ifa-Leuten, die zuvor Autos mit 14jähriger Wartezeit verteilten, offenbar nicht sonderlich ausgeprägt.

Krankenpflege per Datenbank

Die EDV-Branche hofft auf einen neuen, gewinnträchtigen Geschäftszweig. Computer sollen in den Krankenhäusern die Arbeit der Pflegekräfte rationalisieren. Zu diesem Zweck haben der Computergigant IBM, das US-Softwarehaus HMP sowie der Lübecker Medizingeräte-Hersteller Dräger die Gemeinschaftsfirma Hospitronics gegründet. Eine „hochinteressante Marktlücke", so ein Dräger-Manager, sehen die Firmen vor allem auf den Intensivstationen. Dort sei das hochspezialisierte Pflegepersonal bis zu 40 Prozent der Arbeitszeit mit Aufgaben beschäftigt, die von Computern wahrgenommen werden könnten – Verwaltung der Patientendaten aus Diagnose und Therapie, Planung und Dokumentation pflegerischer Tätigkeiten oder Aufstellung von Dienstplänen. Aber auch in anderen Abteilungen fehlt es bislang in der Regel an Erleichterungen für Routinearbeiten. Ein Großteil davon könnte künftig, hoffen die EDV-Unternehmen, per Datenbank statt von Menschenhand bewältigt werden.

Computer-Einsatz im Krankenhaus

Schrille Blätter für den Osten

Westdeutsche Pressekonzerne kämpfen heftig um die ostdeutsche Leserschaft. Anfang September startet der Hamburger Bauer Verlag *(Quick, Praline)* eine Illustrierte speziell für die neuen Bundesländer. Titel: *Unsere Zeitschrift*. Bauer reagiert damit auf die erfolgreiche *Super Illu* aus dem Münchner Burda-Verlag. Die unmittelbar nach der Wende gegründete Billiggazette ist inzwischen mit mehr als 900 000 Exemplaren die auflagenstärkste Illustrierte im neuen deutschen Osten. Ganz auf tatsächliche oder vermeintliche Bedürfnisse der einstigen DDR sind auch Burdas Programmzeitschrift *Super TV* und das Boulevardblatt *Super Zeitung* abgestellt. Gruner + Jahr (Berliner Verlag) sorgt mit seiner Illustrierten *Extra* ebenfalls für ein spezielles Wir-Gefühl im Osten. Den Erfolg *Unserer Zeitschrift* soll ein Mann garantieren, der sich in der Machart schriller Sexblätter bestens auskennt – *Praline*-Chef Jürgen Köpcke, 62, nach eigenem Bekunden einst „Deutschlands mutigster Chefredakteur".

Neuer Umsatz mit Asbest-Ersatz

Der Chemiekonzern Bayer glaubt eine Alternative für krebserregende Dämmstoffe wie beispielsweise Asbest gefunden zu haben. Entwickelt wurde eine Glasfaser, die angeblich keine Gesundheitsschäden verursacht. Substanzen des neuen Stoffs gelangen zwar ebenfalls durch Einatmen in die Lunge, werden aber, wie Tierexperimente ergaben, durch Körpersäfte restlos aufgelöst. Nach über zweijähriger Prüfdauer rechnet Bayer für das neue Verfahren schon bald mit der Patentierung. Große Marktchancen erhofft sich der Chemiegigant vor allem deshalb, weil nach dem inzwischen verbotenen Asbest auch Alternativprodukte in Verruf geraten sind: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft etwa fordert, Asbest-Ersatz aus Glas- und Steinwolle, der sich im Lungen- und Brustgewebe festsetzt, in die Kategorie krebserzeugender Stoffe einzustufen. Bayer erwartet deshalb ein Riesengeschäft mit seinem neuen Dämmaterial.

Asbest-Entsorgung

Ihre Durchlaucht räumt auf

Es steht schlecht um eines der größten deutschen Familienvermögen: Fürstin Gloria von Thurn und Taxis muß das Firmenreich neu ordnen. Manager haben in die eigene Tasche gewirtschaftet, statt Gewinnen gab es jahrelang nur Verluste. Jetzt wird das Geld knapp, Firmenverkäufe sollen die fürstliche Kasse aufbessern.

Die Herrin auf Sankt Emmeram bei Regensburg gab eine Order, wie es sie in der Geschichte des Schlosses derer zu Thurn und Taxis noch nie gegeben hat. Fürstin Gloria ordnete den Austausch der Türschlösser an.

Ihre Durchlaucht Mariae Gloria Fürstin von Thurn und Taxis, 31, wollte ihre Mitarbeiter ausschließen; sie hegt den bösen Verdacht, daß sie und ihr im Dezember vergangenen Jahres gestorbener Ehemann Johannes über Jahre hinweg von eigenen Managern um zweistellige Millionensummen betrogen wurden.

Die junge Witwe läßt jetzt in der fürstlichen Verwaltung von Advokaten die Akten filzen, in dieser Woche sollen Wirtschaftsprüfer die Bücher sichten. Verhaftungen sind nicht mehr auszuschließen. In der Schweiz wurde vor wenigen Tagen bereits ein erster Verdächtiger festgenommen.

Es ist was los in Deutschlands reichster Fürsten-Dynastie. Und was sich da tut, beschäftigt nicht nur die Regenbogenpresse, sondern zunehmend auch seriöse Wirtschaftsblätter.

Stück für Stück muß die Witwe das weitverzweigte Firmenreich verkaufen, das ihr der Fürst hinterlassen hatte. Mehr als drei Milliarden Mark soll das ganze Imperium wert sein, doch die Rendite ist überaus dürftig.

Lange Jahre hatte im süddeutschen Fürstenreich der Schlendrian regiert, Manager wirtschafteten offenbar in die eigene Tasche. Gloria muß aufräumen.

Nach dem Tod ihres Gatten, den sie „Goldi" nannte, fiel das Erbe an den Prinzen Albert, 8. Gloria darf es nur verwalten. Die Fürstin, die in der Vergangenheit vor allem durch schrille Frisuren aufgefallen war, gab sich ein seriöses Äußeres und büffelte im Privatunterricht bei verschiedenen Wirtschaftsprofessoren das Einmaleins der Betriebsführung.

Fürst Johannes wollte einen Konzern schaffen, eine Holding, die sich im Bereich Finanzdienstleistungen, aber auch in der Industrie und in der Forstwirtschaft engagiert. Fürstin Gloria muß nun das Gegenteil tun. Sie veräußert das Industrievermögen. Selbst die traditionsreiche Bank Thurn und Taxis steht zum Verkauf. Vielleicht erkennt Ihre Durchlaucht erst jetzt, wie morbide der Familienbesitz tatsächlich ist.

Unternehmen mußte die plötzlich mit Führungsaufgaben betraute Witwe auf jeden Fall etwas, vor allem gegen die Machenschaften ihres eigenen Managements. Das unübersichtliche Imperium ohne richtige Leitung bot sich zur Selbstbedienung geradezu an.

Drehscheibe der anrüchigen Geldgeschäfte war die Thurn und Taxis Immobilien Service GmbH (TTIS) in Regensburg. Sie verwaltet die gewerblichen Immobilien im Fürstenreich und bietet anderen Unternehmen der Gruppe Dienstleistungen im Immobilien-Sektor an.

TTIS-Chefmanager Rolf Rinne und sein Kollege Klaus Fuchs sollen durch geschickte Manipulationen Gelder für sich, einen Komplizen in der Schweiz und einige ihrer Mitarbeiter abgezweigt haben.

Rinne kam sehr gelegen, daß seine Aktivitäten kaum kontrolliert wurden. Der Manager, der 1989 von der

Fürstin Gloria, Erbprinz Albert*: Lange regierte der Schlendrian

* Mit Bundeskanzler Helmut Kohl bei der Eröffnung einer Ausstellung im Schloß Regensburg 1990.

Manager Petersen
Die Bilanzen geschönt?

Frankfurter Shopping GmbH nach Regensburg gewechselt war, konnte schalten und walten, wie er wollte. Und die Gelegenheiten waren günstig.

Rinne verkaufte im vergangenen Jahr Kommandit-Anteile von zwei TTIS-Firmen mit größeren Bauvorhaben in Neu-Isenburg und in Hannover. Die Käufer waren längst gefunden, da schaltete Rinne einen Vermittler ein – die Würth Treuhand AG in Zürich.

Die Firma mit Sitz in der Kanzleistraße 80 kaufte die Anteile relativ günstig und gab sie teuer weiter. Vermittlungsprovision: 4,3 Millionen Mark.

Firmeninhaber Wendolin Würth räumte bei seiner Verhaftung Mitte August ein, daß es keinen sachlichen Grund für die Einschaltung seiner Firma gegeben habe. Die Gewinne sollten an Thurn und Taxis vorbeifließen, Rinne habe die Millionen kassiert.

In dem Verfahren gegen Rinne, Würth und Fuchs wegen „ungetreuer Geschäftsführung, Veruntreuung etc." ließ die Zürcher Bezirksanwaltschaft jüngst sechs Konten und Depots bei der Schweizerischen Bankgesellschaft und dem Schweizerischen Bankverein in Zürich sperren.

Bei Durchsuchungen in der Schweiz hatten die Zürcher Fahnder die Überweisungsbelege für diese Konten gefunden. Rinne und Fuchs belasteten angeblich auch weitere Mitarbeiter.

Seine Durchlaucht, pardon, hatte kein geschicktes Händchen fürs Personal. Im vergangenen Jahr mußte fast die gesamte Führungscrew gehen, am Freitag vergangener Woche wurde der letzte aus der noch von Fürst Johannes angeheuerten alten Garde gefeuert.

Dem früheren Hausjuristen Manfred Heiler, der zum Generalbevollmächtigten des Firmenimperiums avanciert war, wird angelastet, durch lasche Kontrolle die Zürcher Umweggeschäfte erst ermöglicht zu haben.

Thurn und Taxis Bank in München: Der Glanz des Hauses ist dahin

Schwere Vorwürfe erhebt die Fürstin auch gegen den gesamten ehemaligen Vorstand und dessen Chef Helge Petersen. Der ehemalige McKinsey-Berater und seine Kollegen sollen, was sie selbst heftig bestreiten, die Bilanzen geschönt haben.

Der Vorstand habe, so die Vorwürfe, den wahren Zustand einiger angeschlagener Firmen verschleiert. Nach dem Rausschmiß von Petersen & Co. Mitte 1990 wurde das wahre Ausmaß des Desasters deutlich. Statt prognostizierter zweistelliger Millionen-Gewinne waren bei Thurn und Taxis hohe zweistellige Millionen-Verluste angefallen.

Wirtschaftsprüfer sollen nun feststellen, ob nicht noch Schlimmeres passiert ist. Gloria erwägt bereits die Einschaltung der Staatsanwaltschaft.

Fürst Johannes hatte sich offenbar zuwenig um seine Finanzen gekümmert. Das Imperium ist im 501. Jahr seines Bestehens ziemlich verludert. Das Management der auf insgesamt 50 Einzelunternehmen verzweigten Gruppe hat nach eigenem Dünken gewaltet. Es gibt sogar Hinweise darauf, daß nicht nur im Immobilien-Bereich kräftig Privatgeschäfte abgewickelt worden sind.

Kein Unternehmen steht strahlend da, immerhin hat wenigstens die Brauereisparte nach der deutschen Vereinigung die Gewinnzone erreicht. Das Fürstenhaus ist Europas größter privater Forsteigentümer, doch wegen schwankender Holzpreise ist auch diese Sparte nicht sehr stabil.

Die Aufgabe ist gewaltig, das hat die Auszubildende in Sachen Management inzwischen erkannt. Vor einiger Zeit schon bat sie ihren Schwager, den Flick-Erben Friedrich Christian Flick, um Hilfe. Die Sache wachse ihr allmählich über den Kopf.

Flick schaltete einen engen Vertrauten ein, den Frankfurter Anwalt Nico-

Johannes von Thurn und Taxis (1990)
Kein Händchen fürs Personal

laus Weickart. Der gewiefte Jurist ist nicht nur in Adelskreisen als Experte für Eheverträge bekannt. Er hat vor allem bei vielen heißen Börsengeschäften im Hintergrund Regie geführt.

Der heimliche Aufkauf der Feldmühle durch die beiden Flick-Enkel und die Vermittlung des Aktienpakets an die Veba etwa ist Weickarts Werk. Auch beim Kampf des italienischen Reifen-Konzerns Pirelli um die Mehrheit bei Conti war er aktiv.

In jüngster Zeit wird Weickart häufig im 500-Zimmer-Palast St. Emmeram gesichtet. Er hat auch die jüngsten Verkäufe eingefädelt. Die Mehrheit der beiden Firmen Doduco (elektrische Kontakte) und Unidor GmbH (Elektronik) wird auf Anraten des neuen Beraters an die Viag veräußert.

Mit dem dreistelligen Millionen-Erlös will Gloria die Verbindlichkeiten des Konzerns in Höhe von 800 Millionen Mark abtragen. Auch ein Verkauf der Thurn und Taxis Bank in München ist trotz der Dementis wahrscheinlich.

Der Glanz des Hauses Thurn und Taxis ist dahin. Ihre Durchlaucht kämpft mit einer Reihe ungewohnter Probleme. Gefeuerte Manager klagen vor Gericht, die Fürstin muß sich neuerdings sogar mit einem Betriebsrat herumplagen.

Für wichtige Geschäfte braucht die Verwalterin des Milliardenvermögens zudem den Segen des Regensburger Vormundschaftsgerichts, das die Interessen des minderjährigen Haupterben Albert wahrt.

Es ist schon jetzt zweifelhaft, ob der junge Prinz noch, wie das US-Magazin *Fortune* glaubt, ein Vermögen in Höhe von 3,15 Milliarden Mark besitzt. Etwas weniger wird es schon sein.

Wenn der 12. Fürst das gesamte Vermögen erbt, wird er kaum das Imperium vorfinden, das sein Vater einst hatte. Vielleicht wird dann, wie nach dem Ende des Postmonopols, das Fürstenhaus nur noch Besitz und Vermögen verwalten.

Böse Vorzeichen gibt es reichlich. Das Personal wurde bereits von 4000 Beschäftigten auf 1600 reduziert. Fast die gesamte Controlling-Abteilung wurde aufgelöst und die Datenverarbeitung verkleinert.

Das Geld ist knapp. Gloria, die einst durch ihren exzentrischen Lebensstil von sich reden machte, muß sparen. Selbst Hofmarschall und Leibkoch mußten gehen.

Handel

Schlagartig Schluß

Mit rauhen Methoden versucht der Handelskonzern Asko, ostdeutsche Konsum-Läden unter seine Kontrolle zu bringen.

Die Dresdner, die in diesen Tagen in den Konsum-Läden ihrer Stadt einkaufen, haben nicht viel Auswahl. Es gibt nur eine Schokoladenmarke, eine Sorte Butter und Gemüsekonserven nur von einem Hersteller.

Von rund 2500 Artikeln ist das Sortiment auf 1000 geschrumpft. Doch die Kunden scheint das nicht zu stören. „Aus Solidarität kaufen sie weiter bei uns", sagt Konsum-Chef Günter Schmiechen.

Schmiechen hat der Kundschaft geschickt den Schuldigen für das dürftige Warenangebot präsentiert – nach dem Motto: Kleines Ost-Unternehmen wehrt sich gegen westdeutschen Handelsriesen. Das, so scheint es, kommt bei den Sachsen gut an.

Anfang August hatte der bisherige Lieferant des eigenständigen Dresdner Konsum (rund 500 Millionen Mark Umsatz) von einem Tag auf den anderen keine Waren mehr herausgerückt. Es war eine Strafaktion des Saarbrücker Handelskonzerns Asko (über zwölf Milliarden Mark Umsatz), der mit seinen Eroberungsplänen auf Widerstand stieß.

Asko ist der dominierende 50-Prozent-Eigentümer der Einkaufsgesellschaft Konsum-Interbuy; die andere Hälfte gehört dem Ost-Berliner Verband der Konsumgenossenschaften. Von Konsum-Interbuy bezog der Dresdner Konsum drei Viertel seiner Waren – bis die Lieferungen jäh eingestellt wurden.

Der Dresdner Konsum wäre wohl pleite gegangen, wenn die Konkurrenz nicht geholfen hätte. Filialbetriebe wie Spar, Edeka oder Dohle versorgten notdürftig den Konsum mit Waren – obwohl, wie Konsum-Vertriebschef Peter Behrens weiß, „die alle selbst zu kleine Lager haben".

„Der Lieferboykott der Asko" (Schmiechen) gehört zu den rauhen Methoden, mit denen westdeutsche Handelskonzerne um die neuen Märkte im Osten kämpfen.

Kaufhaus-Konzerne balgten sich um die Übernahme der großen Centrum-Warenhäuser, Filialbetriebe wie Tengelmann, Spar, Rewe oder Edeka um die HO-Läden. Asko tat sich mit dem Verband der Konsumgenossenschaften zusammen und kam so an einen großen Teil

Dresdner Konsum-Chef Schmiechen: „Uns stand das Wasser bis zum Hals"

Asko-Chef Wiegandt
Kleiner Fehler der Juristen

der eigenständigen Konsumgenossenschaften.

Seinen Partnern hatte Asko ein verlockendes Angebot gemacht. Über den Einkaufsverbund Konsum-Interbuy sollten die Warenbezüge der Asko und der Konsumgenossenschaften gebündelt werden; mit den gewaltigen Aufträgen ließen sich die Preise der Nahrungsmittelhersteller drücken.

Das war vor allem für die Asko ein blendendes Geschäft. Die Saarbrücker, die Supermärkte unter Namen wie realkauf, divi, basar, extra oder co op betreiben, ließen sich ihre Lieferungen gut bezahlen: Nach Recherchen des Fachblatts *Lebensmittel-Zeitung* lagen die Abgabe-Preise von Konsum-Interbuy „um gut zehn Prozent über dem Branchenüblichen".

Mit diesen Konditionen wären die Konsum-Läden schnell zahlungsunfähig und damit reif für eine Übernahme gewesen. Auch wenn Konsum-Interbuy nachbesserte – die selbständigen Abnehmer gerieten in Schwierigkeiten, weil sie oft teurer als die Konkurrenz verkaufen mußten. In Ostdeutschland aber achten die Kunden noch mehr auf den Preis als im Westen.

„Uns stand das Wasser bis zum Hals", sagt Schmiechen. Da bot die Asko den Dresdnern ein Konzept zum Überleben an.

Der Konsum, so die Offerte, sollte seine großen Läden aus dem Unternehmen lösen und in eine GmbH überführen; diese Geschäfte sollten dann zusammen mit Konsum-Interbuy unter dem Namen „Extra-Märkte" geführt werden. Konsum-Interbuy würde die Ladenmieten zahlen und mit dem Konsum den Gewinn teilen.

Während etwa die Ost-Berliner Konsumgenossenschaft einem ähnlichen Angebot zustimmen mußte, lehnten die Dresdner ab. „Das wäre das Ende des

KOMMENTAR

Kartell Deutschland

ARMIN MAHLER

Immer mal wieder, so scheint es, werden deutsche Manager von Alpträumen geplagt: Eroberer tauchen plötzlich auf, Schwarze Ritter mit klar erkennbarer Absicht. Sie wollen dem Manager nehmen, was er als sein Eigentum betrachtet – die Firma, die er führt.

Solche bedrückenden Visionen haben ihre Wirkung. Der Mann, der das Unternehmen leitet, muß es auch schützen, er muß es zur Festung ausbauen, um es gegen fremde Eindringlinge zu verteidigen.

Den Alpträumen allerdings fehlt der reale Hintergrund, von Schwarzen Rittern ist, bei Lichte betrachtet, nichts zu sehen. Die Festungen dagegen stehen einsam in der Landschaft, die Mauern werden immer höher gezogen, die letzten Zugänge verbarrikadiert.

Wettbewerb in den eigenen Reihen wird verhindert

Die Dresdner Bank hat gerade wieder vorgeführt, wie uneinnehmbar inzwischen viele Unternehmen geworden sind. Vom Aktienkapital des Geldhauses gehören 23 Prozent der Allianz, weitere 21 Prozent zwei Aktionärsgruppen. Das macht, alles in allem, fast 50 Prozent, fest in deutscher Hand.

Die Aktionärsgruppen nennen sich Vermo und Frankfurter Gesellschaft für Finanzwerte mbH. Hinter der neutralen Fassade verbergen sich starke deutsche Unternehmen wie RWE, der Stromversorger aus Essen, und Bayer, der Chemiekonzern aus Leverkusen.

Die Dresdner Bank ist ein extremes Beispiel, doch gewiß nicht das einzige. Und die Gefahr besteht, daß schlechte Beispiele Schule machen.

Nur zu gern wird die Geschichte von den drohenden Eroberern als Vorwand genommen, um das Netz der verbundenen Konzerne in Deutschland noch enger zu spinnen.

Doch abgesehen von Werner K. Rey, der die Dortmunder Harpener AG plünderte, fühlten sich die Firmenschlächter in Deutschland nie so recht wohl. Das liegt zum einen am deutschen Aktienrecht, das Beutezüge erheblich erschwert, zum anderen wahrscheinlich an der Mitbestimmung, die den Eroberern lästig ist.

Nein, die Herren Vorstände haben ganz andere Motive, wenn sie von drohenden Übernahmen reden: Sie wollen unter sich bleiben, sich gegenseitig kontrollieren und sich nicht weh tun bei ihren Geschäften.

So manchem scheint offenbar der „closed shop", der geschlossene Laden, die beste Einrichtung für gute Gewinne. Vielfach ist das Ziel auch fast schon erreicht: Die Allianz kontrolliert nicht nur die Dresdner, sie ist an einem großen Teil der deutschen Industrie direkt und indirekt beteiligt. Und die Dresdner wiederum hält Anteile an der Allianz. Und natürlich hat die Dresdner, wie alle Banken, wichtige Firmenbeteiligungen.

Da ist schon so vieles verbunden, daß dieses Netz kaum noch durchschaubar wirkt. Wenn sich Aktionäre zu großen Gruppen zusammenschließen, wird es noch dichter. Die Fäden laufen bei den großen Banken und Versicherungen zusammen.

Das mag dem Nachtschlaf der Unternehmensführer dienen, der deutschen Wirtschaft dient es nicht. Das Kartell Deutschland verhindert den Wettbewerb in den eigenen Reihen, kreative Unruhe erstickt es oft im Keim.

Auch deutsche Manager reden gern von einem wirtschaftlich geeinten, starken Europa. Aber es muß eine merkwürdige Vorstellung sein, die sie von diesem Gebilde haben: Sie sehen einen grenzenlosen Absatzmarkt, einige günstige Fertigungsstätten – und im übrigen bleibt alles wie gehabt.

Vielleicht nehmen die deutschen Unternehmensführer ihren Angstgegner Japan allzu ernst – an der falschen Stelle. In Japan ist die Wirtschaft eng verflochten und weitgehend abgeschottet. Eindringlinge haben kaum eine Chance. Aber kann das ein Modell für die deutsche Wirtschaft in einem vereinten Europa sein?

Es gibt durchaus einiges, was deutsche Unternehmen von den Japanern übernehmen könnten, moderne Fertigungskonzepte etwa oder aggressive Marketingstrategien. Die Umsetzung solcher Modelle allerdings ist mühsam. Da scheint es manchem wohl einfacher, die Jalousien runterzulassen.

Konsum gewesen", erkannte Schmiechen. Die großen, gewinnbringenden Supermärkte wären weg, dem Konsum würden die kleinen, unrentablen Lädchen bleiben.

Nach der Verweigerung der Dresdner wurde das Klima frostiger. Askos Interbuy hatte dem Konsum versprochen, ihn bei der Organisation in der Datenverarbeitung und der Logistik zu beraten. Doch damit, so Schmiechen, „war schlagartig Schluß, als die Sache mit der GmbH platzte".

Der Konsum geriet in Schwierigkeiten. Die Einkaufsbedingungen waren schlechter als bei der Konkurrenz, und die Kunden schimpften, weil kaum Produkte aus Sachsen oder Thüringen angeboten wurden. Der Konsum mußte, gezwungen durch Abnahmeverträge, beispielsweise Butter der Asko-Handelsmarke „Goldblume" führen – und die kam aus Hannover.

Im Juni schlugen Asko-Unterhändler den Dresdnern noch einmal vor, die großen Geschäfte auszugliedern. Sie sollten nun aber zusammen mit dem Saarbrücker Konzern als 50-Prozent-Partner betrieben werden.

Die Dresdner lehnten wieder ab. Sie hatten inzwischen einen anderen Partner gefunden: den Lebensmittel-Händler Frey & Kissel aus dem pfälzischen Landau. Frey & Kissel gehört mit sieben anderen Mittelständlern der Einkaufsvereinigung ZEV Süd an. Die ZEV Süd vergibt für die acht Handelsunternehmen jährlich Aufträge für 6,5 Milliarden Mark – bei so großen Abnahmemengen müssen die Hersteller Zugeständnisse machen.

Die Pfälzer versprachen dem Dresdner Konsum, Waren zu den Bedingungen zu liefern, zu denen sie selbst über die ZEV Süd beziehen. Später sollten die Sachsen dann Mitglied der Einkaufsvereinigung werden.

Der Konsum reagierte schnell. Er pachtete Lagerhallen von einer LPG, bestellte Frey & Kissel-Juniorchef Dieter Kissel zum Vorstandsmitglied und kündigte den Vertrag mit Konsum-Interbuy.

Nach den Vereinbarungen mit Asko hätten die Dresdner bis Ende 1995 Ware von Konsum-Interbuy beziehen müssen – wenn sie bis dahin nicht zusammengebrochen wären. Doch bei Vertragsschluß war den Asko-Juristen ein kleiner Fehler unterlaufen.

Als die Abmachungen unterzeichnet wurden, war die Dresdner Konsumgenossenschaft noch nicht im Registergericht eingetragen, die Firma mithin juristisch nicht vorhanden. „Der Vertrag", argumentiert Schmiechen, „war daher nicht rechtswirksam."

So konnte der Konsum sich mit seinen neuen Lieferanten aus Landau einigen. Bis zum Umbau des LPG-Lagers allerdings, der im September beendet wird, sollte die Ware weiterhin von Interbuy bezogen werden. Die Asko-Tochter, so Schmiechen, habe „eine geordnete Beendigung der Lieferungen zugesichert".

Ende Juli aber teilte die Asko den Dresdnern per Telefax mit, die Lieferungen würden zum 5. August eingestellt. Bis zur Fertigstellung des eigenen Lagers wären die 150 Konsum-Läden demnach anderthalb bis zwei Monate ohne Waren geblieben – das hätte die Genossenschaft wahrscheinlich nicht überstanden.

Doch dann sprang die Konkurrenz mit Notlieferungen ein. Die Hilfe von Dohle, Spar und Edeka war vermutlich nicht ganz uneigennützig: Ein selbständiger Konsum ist ihnen lieber als die kapitalkräftige Asko, die im Kampf um Marktanteile mit Billigstpreisen angetreten wäre.

So wird wohl der Dresdner Konsum, dank der Unterstützung seiner Konkurrenten, selbständig bleiben. Der Saarbrücker Handelskonzern betrachtet inzwischen, wie Asko-Chef Klaus Wiegandt mitteilen läßt, „das Thema als abgeschlossen". Damit wird wohl auch nichts aus der angedrohten Schadensersatzklage gegen die angeblich vertragsbrüchigen Dresdner.

Konsum-Vorstandsmitglied Kissel hatte sich schon auf die Klage gefreut: „Dann hätte nämlich die Interbuy vor Gericht offenlegen müssen, was sie an uns verdient hat."

Wall Street

Eine Art Krieg

Der Chef des New Yorker Finanzhauses Salomon stürzte ab. Er hatte Manipulationen seiner Wertpapierhändler gedeckt.

John Gutfreund liebt das Zocken. Eines Tages forderte der Chef des New Yorker Finanzhauses Salomon Brothers seinen Vize John Meriwether zu einem aberwitzigen Ratespiel heraus.

Meriwether sollte erraten, ob die Seriennummer eines Dollar-Scheins mit einer geraden oder ungeraden Zahl endet. Wetteinsatz: eine Million Dollar.

Meriwether konterte, bei zehn Millionen Dollar sei er mit von der Partie. Das war selbst dem risikofreudigen Gutfreund zuviel.

Alter Salomon-Chef Gutfreund: „Was geschehen ist, ist geschehen"

Wertpapier-Handelsabteilung von Salomon: Die Wall-Street-Firma war ein riesiger Zocker-Verein

So jedenfalls schildert ein ehemaliger Wertpapierhändler die merkwürdigen Sitten im Hause Salomon. Er hat offensichtlich nicht übertrieben: Am Sonntag vorvergangener Woche mußten Gutfreund, 61, Meriwether, 44, und ein weiterer Spitzenmanager gehen.

Die Wall-Street-Firma war, so zeigt sich jetzt, ein riesiger Zocker-Verein. Ihre Händler schreckten selbst vor illegalen Manipulationen beim Ankauf von amerikanischen Staatspapieren nicht zurück. Die Führungscrew verschwieg die Vorkommnisse gegenüber den Aufsichtsbehörden und tat auch nichts, um weitere Verfehlungen zu verhindern.

Mindestens viermal hatten sich Salomon-Händler seit Dezember vergangenen Jahres über eine wichtige Vorschrift beim Handel mit Staatspapieren hinweggesetzt. Bei den regelmäßigen Auktionen, auf denen das Finanzministerium neue Staatspapiere in die Finanzmärkte schleust, ersteigerten sie heimlich höhere Anteile, als ein einzelner Aufkäufer erwerben darf.

Das Finanzministerium hat die Quote pro Anleger auf 35 Prozent begrenzt. Mit dem Limit soll verhindert werden, daß ein finanzstarkes Institut den Markt für einen Titel „cornern" kann.

Dieses – verbotene – Ziel ist erreicht, wenn ein Aufkäufer einen sehr hohen Anteil eines bestimmten Papiers in Händen hat. Er kann dann beim Weiterverkauf an Kunden oder schwächere Konkurrenten einen höheren Preis durchsetzen, als dies bei breitgestreutem Besitz möglich wäre.

Geschädigt durch solche Manipulationen werden vor allem Wertpapierhändler, die sogenannte Leerverkäufe vorgenommen haben: In der Erwartung fallender Preise nach Ausgabe eines Papiers verpflichtet sich der Leerverkäufer, den noch gar nicht vorhandenen Titel an einem späteren Termin zu liefern.

Die Spekulation geht auf, wenn der Verkäufer das Papier rechtzeitig vor Lieferung zu einem Kurs beschaffen kann, der unter seinem Verkaufspreis liegt. Bei steigenden Kursen bringt der Leerverkauf Verlust.

In den ersten Monaten dieses Jahres waren die Leerverkäufe besonders bei Staatspapieren mit zweijähriger Laufzeit beliebt geworden. Viele Händler und Großinvestoren hatten bemerkt, daß die Kurse dieser Schuldtitel nach jeder Monatsauktion in schöner Regelmäßigkeit nachgaben. Der Leerverkauf der Zwei-Jahres-Papiere schien ein „No-brainer", ein narrensicheres Geschäft, zu sein.

Ende Mai jedoch gab es eine böse Überraschung für die Profis. In den Tagen nach der damaligen Auktion von Zwei-Jahres-Titeln im Gesamtwert von 12,3 Milliarden Dollar zog der Kurs des Papiers an und blieb dann wochenlang oben.

Fast alle großen Wertpapierhäuser mußten Millionen-Verluste hinnehmen, um ihren Lieferverpflichtungen aus Leerverkäufen nachkommen zu können. Nur Salomon Brothers, der älteste und stärkste Händler von amerikanischen Staatsanleihen, verfügte über einen verdächtig großen Vorrat der begehrten Effekten.

Die Salomon-Konkurrenten, die schon lange über Manipulationen in der Gutfreund-Firma gemunkelt hatten, alarmierten die Aufsichtsbehörden. Die begannen heimlich zu untersuchen, ob die einst feinste Firma in Manhattans Finanzdistrikt tatsächlich gegen die 35-Prozent-Vorschrift verstoßen hatte.

Ende Juni merkte Gutfreund, daß sich etwas gegen seine Firma zusammenbraute. Er entschloß sich zur Flucht nach vorn, um den eigenen Job zu retten.

Am 9. August ließ er bekanntgeben, Salomon habe in der Zeit von Dezember 1990 bis Mai 1991 mehrere Male unzulässig hohe Wertpapierquoten erworben. Bei der Dezember-Auktion beispielsweise hatte das Finanzhaus 35 Prozent der angebotenen Vier-Jahres-Anleihe im Wert von insgesamt 8,57 Milliarden Dollar im eigenen Namen geordert. Ein Paket von 11 Prozent ersteigerte es angeblich im Auftrag eines Kunden.

Doch der wußte überhaupt nichts von dem Kauf. In Wahrheit schnappte sich Salomon auch diesen Teil des Anleiheangebots.

Mit der gleichen Masche sicherte sich Salomon im Februar sogar einen Anteil von 57 Prozent an einer Anleihe. Und

im Mai verschleierten Gutfreunds Händler ihren illegalen Großeinkauf von Staatspapieren mit einem weiteren kriminellen Dreh: Sie schlossen geheime Rückkaufvereinbarungen mit einem eingeweihten Kunden ab.

Das Salomon-Bekenntnis vom 9. August war allerdings nur ein Teilgeständnis. Firmensprecher behaupteten damals noch, die Führungsspitze des Hauses habe von diesen krummen Deals nichts geahnt.

Knapp eine Woche später mußten Gutfreund und dessen Kumpane eingestehen, daß der Chef ihrer Handelsabteilung für Staatspapiere ihnen schon vor vier Monaten eine der Verfehlungen gebeichtet hatte.

Mit John Gutfreund stürzte ein Mann, der das traditionsreiche Haus Salomon seit 13 Jahren mit eiserner Faust regiert hatte. Erfolgreichen Händlern gewährte er zwar Prämien, die bis zu 20 Millionen Dollar im Jahr betrugen. Aber wer nach Ansicht des Chefs nicht genügend Biß hatte, flog.

In einem solchen Betriebsklima, beobachtete die *New York Times*, war „Wertpapierhandel immer eine Art Krieg". Salomon-Trader galten als knallharte Jungs, die gnadenlos ihren Vorteil nutzten, wenn sie Kollegen aus anderen Häusern bei einer Fehlspekulation erwischten.

Gutfreund selbst erwarb sich mit seiner bärbeißigen Art kaum Freunde. Mit seiner viel jüngeren Ehefrau Susan, einer ehemaligen Stewardess, veranstaltete er zwar überaus aufwendige Partys und gab sich der Illusion hin, ein Liebling der New Yorker Society zu sein.

Die aber fand das neureiche Gehabe des Salomon-Chefs eher peinlich. Mit dem Versuch, einen überlangen Weihnachtsbaum per Kran in sein zweistöckiges Luxus-Appartement in Manhattan hieven zu lassen, handelte sich das Paar sogar die Klage eines in seiner Ruhe gestörten Nachbarn ein. Anfang des Jahres räumte Gutfreund in einem Interview selbstkritisch „einige Exzesse" beim Zurschaustellen seines Reichtums ein.

Als Interimschef folgte dem entthronten „König der Wall Street" *(Business Week)* nun ein Mann, der ungleich reicher und dennoch weit bescheidener als Gutfreund ist. Warren Buffett, 60, ein Salomon-Großaktionär, der für eine Übergangszeit das Amt des Chairman übernahm, gilt als erfolgreichster US-Investor der Nachkriegszeit.

Den Wert einer Investmentfirma in Omaha, die Buffett 1965 zum Preis von 12 Dollar je Aktie übernahm, schraubte er durch geschickte Geldanlage auf fast 9000 Dollar je Anteilschein hoch. Mit einem persönlichen Vermögen von über vier Milliarden Dollar ist Buffett einer der reichsten Amerikaner.

Neuer Salomon-Chef Buffett
„Unerklärlich und unverzeihlich"

Dennoch ißt der Multi-Milliardär lieber Hamburger als Kaviar und trinkt statt Champagner Cola mit Kirschgeschmack. Das bescheidene Haus in Omaha, das er einst als junger Mann erworben hatte, ist dem Superreichen auch heute noch groß genug.

Die Verfehlungen seines Vorgängers hält Buffett für „unerklärlich und unverzeihlich". Doch Gutfreund lehnt es ab, die Rolle des reuigen Sünders zu übernehmen.

„Ich entschuldige mich nicht für irgendwas bei irgend jemand", grollte er nach seinem erzwungenen Rückzug, „was geschehen ist, ist geschehen."

Fernsehen

Teures Spielzeug

Mit Fernsehern im Breitwand-Format will die Industrie einen neuen Milliardenmarkt schaffen. Die Verbraucher haben wenig davon.

Thomson-Chef Bernard Isautier war mächtig stolz. Unter dem gewaltigen Tor des Grande Arche de la Défense in Paris verkündete der Manager des französischen Staatskonzerns im Februar den „Start in ein neues, faszinierendes Zeitalter des Fernsehens". Dann führte er den 4000 Gästen der monströsen Gala-Veranstaltung vor, was er damit meinte: Fernseher mit gestochen scharfen Bildern auf einem riesigen Bildschirm.

Mit viel Pomp und großen Worten soll nun auch in Deutschland das neue Zeitalter beginnen. Wenn am Freitag in Berlin die Internationale Funkausstellung beginnt, werden vor allem die europäischen Hersteller von Unterhaltungselektronik nur ein Thema haben: das Bildformat der Zukunft.

Mit Sprüchen wie „TV zum Anfassen" oder „Von der Television zur Telepräsenz" wollen die Firmen ihren größten technischen Fortschritt seit der Einführung des Farbfernsehens dem Publikum nahebringen. Die bislang fast quadratischen Fernsehschirme nähern sich dem breiteren Format der Kino-Leinwand.

Doch anders als beim Start der bunten Bilder im Jahre 1967 stößt das neue Format – Seitenverhältnis 16:9 statt des bisher üblichen 4:3 – bei vielen Experten auf Ablehnung. Noch auf Jahre hinaus, so meinen sie, werde das Breitwand-TV ein teures Spielzeug für einige Technikfreaks bleiben.

Die hochgelobten Breitwand-Jumbos sind nicht nur extrem teuer. Mit einem Preis von rund 9000 Mark kosten sie mehr als viermal soviel, wie die meisten Kunden bislang für ein TV-Gerät auszugeben bereit waren.

Das Programmangebot, mit denen sich diese Geräte sinnvoll nutzen lassen, wird dagegen auf absehbare Zeit äußerst bescheiden bleiben. Sendungen, die das Breitwandformat voll ausnutzen, werden allein über den Satelliten TV-Sat und einige Sonderkanäle im Kabelnetz ausgestrahlt.

Über die Hausantenne, über die meisten Kabelkanäle sowie über den populären Satelliten Astra werden die Zuschauer auch auf den Breitwandgeräten weiterhin nur Fernsehen im gewohnten Format sehen können. Rechts und links bleibt dann ein schwarzer Streifen. Telesüchtige können sich auf diesen Streifen gleichzeitig andere Programme im Miniformat heranholen.

Mit einem elektronischen Zoom lassen sich die herkömmlichen Programme zwar formatfüllend auf die breite Mattscheibe bringen. Doch dann geht unten und oben ein Stück vom Bild verloren, so daß nicht nur die störenden Senderlogos, sondern auch Untertitel oder die Schlagzeilen in der „Tagesschau" verschwinden.

Die teuren Apparate, die es dem Käufer angeblich ermöglichen, „bereits heute an der Farbfernseh-Zukunft teilnehmen zu können" (Thomson), sind nicht einmal in jedem Fall geeignet, die Vorteile des künftigen TV-Systems High Definition (HDTV) zu nutzen:

Beim HDTV wird die Zahl der Bildzeilen auf dem Schirm von 625 auf 1250 verdoppelt, was zu einem Bild von bislang unbekannter Brillanz und Schärfe führt.

Sendungen in HDTV-Qualität aber wird es im deutschen Fernsehen, abgesehen von einigen Versuchen etwa zur Olympiade 1992, in den nächsten fünf oder sechs Jahren mit Sicherheit noch nicht geben. Bis es soweit ist, wird beispielsweise in den Thomson-Geräten die Zeilenzahl durch elektronische Tricks künstlich verdoppelt.

Das Ergebnis ist, wie die Fachzeitschrift *Video* in ihren Stuttgarter Testlabors ermittelte, schlicht verheerend. An den Kanten entstehen Treppenstufen, das Bild verliert an Schärfe und ruckt bei Kameraschwenks.

Mit 24 Punkten und der Note „ausreichend" bewerten die Stuttgarter Tester die Bildqualität des Thomson-Spitzengerätes „Telefunken BS 9500 D" – schlechter als die manches Taschenfernsehers. Peinlicher hätte die Premiere einer „bahnbrechenden Innovation" (Telefunken) kaum ausfallen können.

Mit der übereilten Präsentation neuer Technologien, so warnen deshalb nicht wenige Marketingexperten, laufe die Industrie Gefahr, das Vertrauen der Kunden zu verspielen. Mit Geräten, die vorerst mehr Nachteile als Vorteile haben, gerate das künftige HDTV, das einen neuen Milliardenmarkt verspricht, schon vor dem Start in Verruf.

Der überhastete Start in die neue TV-Ära ist das Ergebnis einer völlig verfahrenen Unternehmenspolitik. Es ist der Industrie nicht gelungen, den gewaltigen Entwicklungsschub, der dem Medium Fernsehen bevorsteht, mit einer gemeinsamen Norm zu beginnen.

Beste Aussichten, die künftige Weltnorm zu werden, hatte eine vom staatlichen japanischen Fernsehen NHK vorgestellte Technik namens Muse. Diese HDTV-Version hatte sich in Japan bereits Anfang der achtziger Jahre bewährt.

Doch dann entdeckten auch die Europäer, welch ein gigantischer Milliardenmarkt sich durch eine Umstellung der Fernsehnormen ergeben würde. Um den Japanern nicht allein das Feld zu überlassen, machten sich die europäischen Elektronikriesen Philips und Thomson in einem gemeinsamen Kraftakt daran, einen eigenen HDTV-Standard zu entwickeln. Wer die Normen setzt, so das nicht sehr überzeugende Argument, beherrscht auch die Märkte.

So scheiterte denn auch im Mai 1990 der Versuch der Programmanbieter, Gerätehersteller und Netzbetreiber, sich auf einen weltweit gültigen HDTV-Standard zu einigen. Ein Kompromiß ist bis heute nicht in Sicht. Als kleinster gemeinsamer Nenner blieb die Einigung auf das künftige Bildschirmformat 16:9.

Allerdings ist das von Philips und Thomson entwickelte HDTV-Konzept, genannt Mac, selbst in Europa umstritten. Zwar versprechen die Europäer, anders als die Japaner, einen gleitenden Übergang zum HDTV. Doch ihr Gerede vom „evolutionären Weg" ist pure Augenwischerei, weil herkömmliche Pal-Fernseher gar nicht in der Lage sind, HDTV-Signale zu verarbeiten.

Der angeblich verbraucherfreundliche Weg zwingt die Kunden zu einem Zwischenschritt, eben über D2-Mac. Einziger Vorteil der D2-Mac-Fernseher: Künftige HDTV-Sendungen können empfangen werden, wenn auch nur in der bisher üblichen Qualität, also nicht in HDTV-Schärfe.

Das allein aber reicht wohl nicht, um die Kunden zu überzeugen. Die seit einiger Zeit angebotenen D2-Mac-Fernseher im Format 4:3 finden mit Recht kaum Käufer. Um die angebliche Evolutionstheorie überhaupt aufrechthalten zu können, verfielen Philips und Thomson auf einen Trick. Per EG-Verordnung wollen sie durchsetzen, daß künftig alle in Europa verkauften TV-Geräte mit mehr als 55 Zentimeter Bildschirmdiagonale mit einem D2-Mac-Empfänger ausgestattet sein müssen. Das kostet ein paar hundert Mark mehr.

Daneben soll das neue Mattscheibenformat 16:9, auch wenn es derzeit noch wenig bringt, den Fortschritt symbolisieren und die Kunden allmählich an das höhere Preisniveau der HDTV-Geräte, anfangs rund 20 000 Mark, gewöhnen. Thomson-Manager Isautier findet solche Verbrauchertäuschung nicht anstößig. „Soll ein Durstender Wasser ablehnen", argumentiert der Franzose, „nur weil es am Ende der Straße Schampus gibt?" ◄

Herkömmliches TV-Gerät, Breitwandfernseher: Überhasteter Start in eine neue TV-Ära

„Es gibt immer ein Risiko“

BASF-Chef Jürgen Strube über Umweltschutz und die Verantwortung der Chemieindustrie

SPIEGEL: Herr Strube, Sie sind seit einem Jahr Vorstandsvorsitzender der BASF und damit einer der mächtigsten Chemiemanager der Welt. Belastet Sie diese Verantwortung?

STRUBE: Ich teile die Verantwortung mit meinen Kollegen im Vorstand. Wir führen die BASF zudem gemeinsam mit den Bereichsleitern, so daß wir eine breite Basis haben, um ein so großes Unternehmen erfolgreich zu leiten.

SPIEGEL: Uns geht es mehr um die Verantwortung als Repräsentant einer Branche, die zur Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen beiträgt.

STRUBE: Diese Unterstellung muß ich zurückweisen. In erster Linie trägt die Chemie dazu bei, daß wir in der entwickelten Welt einen Wohlstand genießen können wie niemals zuvor. Und sie hilft dabei, daß in den Entwicklungsländern viele gravierende Probleme nach und nach gelöst werden können. In Fragen der Ernährung, der Hygiene, aber auch der Medizin leistet die Chemie einen unverzichtbaren Beitrag.

Chemiemanager Strube: „Wir erleben einen Wertewandel“

SPIEGEL: Aber die Erfolgschronik der Chemie ist gespickt mit Skandalen. Flüsse, Seen und Meere sind verseucht, Wälder sterben, das Klima droht umzukippen. Macht Ihnen das keine Angst?

STRUBE: Für die Ereignisse, die Sie beschreiben, können Sie doch nicht so pauschal die Chemie verantwortlich machen. Die Chemie ist Teil unserer industrialisierten Welt. Manche Kritik an dieser Welt ist berechtigt. Aber dann sollten wir sie nicht allein auf die Chemie zuspitzen.

SPIEGEL: Auch nicht die Pestizide im Trinkwasser, die Dioxine und Schwermetalle in der Nahrung, die Zunahme von umweltbedingten Krankheiten wie Allergien und Krebs, die wachsenden Müllberge? Muß Ihnen diese Schadensbilanz nicht Sorge bereiten?

STRUBE: Jede Zivilisationserscheinung, die sich als schädlich erweist, muß uns Sorge bereiten. Darüber braucht man nicht zu diskutieren. Aber wir müssen zunächst in all den Punkten, die Sie angeschnitten haben, die Ursachen genau feststellen, sie zuordnen und uns dann über Möglichkeiten verständigen, sie zu beheben.

SPIEGEL: Die Zunahme überflüssiger Kunststoffverpackungen als Ursache für die wachsenden Müllberge ist für Sie zum Beispiel nicht eindeutig?

STRUBE: Nein, der Anteil der Kunststoffe am sogenannten Hausmüll beträgt in der Bundesrepublik sechs bis sieben Prozent. Jede Diskussion über die Kunststoffverpackung sollte bei dieser Zahl beginnen. Im übrigen haben wir in der Bundesrepublik einen durchaus sinnvollen Weg beschritten, der darauf abzielt, Abfall zu vermeiden, zu verringern und zu nutzen. Das eröffnet uns eine Reihe von Gestaltungsmöglichkeiten, die heute erst im Ansatz erkennbar sind.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit?

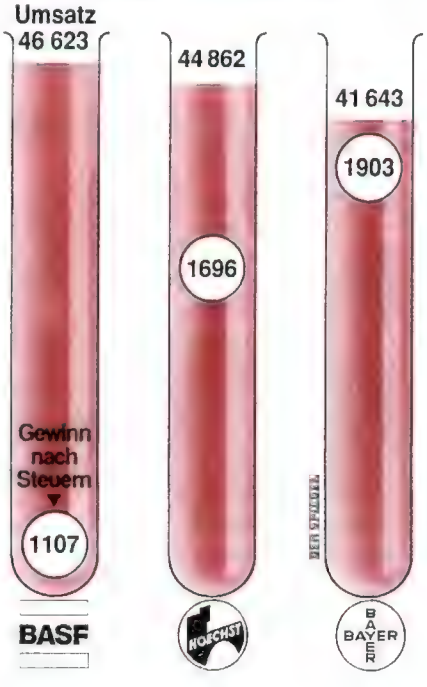
Jürgen Strube

ist der erste Nicht-Chemiker an der Spitze des größten deutschen Chemiekonzerns. Der Jurist, 52, kam 1969 zur BASF, die meiste Zeit war er im Ausland, vor allem in Brasilien. Zum 1. Januar 1985 wurde er in den Vorstand der BASF mit Dienstsitz in den USA berufen. Mitte des vergangenen Jahres übernahm er den Vorstandsvorsitz. Strube ist wesentlich verbindlicher im Ton als sein Vorgänger Hans Albers, doch in der Sache gilt er als nicht weniger hart. Die BASF-Gruppe, Umsatz 47 Milliarden Mark, 135 000 Mitarbeiter, ist hinter dem US-Konzern Du Pont das zweitgrößte Chemieunternehmen der Welt. Doch die fetten Jahre für die BASF und ihre Konkurrenten Bayer und Hoechst scheinen vorbei. Umsatz und Gewinn sind im ersten Halbjahr 1991 eingebrochen. Strube will den Konzern auf ertragsstarke Arbeitsgebiete spezialisieren.

Das Gespräch führten die SPIEGEL-Redakteure Armin Mahler und Richard Rickelmann.

DER KLEINE UNTERSCHIED

Umsatz und Gewinn der drei führenden deutschen Chemiekonzerne 1990; Angaben in Millionen Mark



STRUBE: Recycling zum Beispiel. Auch die Verbrennung von Müll zur Erzeugung von Energie ist sinnvoll. Es wird dabei vermieden, Erdölderivate sofort zu verbrennen. Kunststoffe sind zunächst nichts anderes als geborgte Energie. Wir haben also die Möglichkeit, Erdölderivate zweimal, dreimal oder gar viermal zu nutzen.

SPIEGEL: Sie reden, als ob das Recycling von Kunststoffen allgemein üblich wäre. In der Regel landen die Verpackungen auf der Deponie. Sie zersetzen sich nicht und werden noch in tausend Jahren in der Erde liegen.

STRUBE: Kunststoffe sind viel zu wertvoll, um auf einer Deponie zu landen. Im übrigen stimmt Ihre Aussage nicht. Auch bei Kunststoffen wird Recycling betrieben.

SPIEGEL: In kleinem Umfang.

STRUBE: Aber in wachsendem Umfang. Die Kunststoffverarbeiter führen alle Kunstoffe, die bei der Produktion abfallen, zurück. Weitere Beispiele sind die Kooperationen mit Automobil-Herstellern und Styropor-Verarbeitern bei Rücknahme und Recycling. Insgesamt jedoch sind Kunststoffe nicht in dem Maße recycelt worden, wie dies etwa bei Stahl oder Eisen der Fall ist. Das hängt auch damit zusammen, daß bei Kunststoff die Kosten des Recycling wesentlich höher sind. Wir müssen hier neue Wege finden.

SPIEGEL: Das alles klingt fast so, als ob die Chemie und ihre Produkte die Umwelt überhaupt nicht belasten. Wir zitieren einmal aus einem Bericht der Bundesregierung, was jedes Jahr in die Nordsee fließt: 11 000 Tonnen Blei, 28 000 Tonnen Zink, 335 Tonnen Cadmium, 75 Tonnen Quecksilber, 150 000 Tonnen Öle, 100 000 Tonnen Phosphate und so weiter.

STRUBE: Das sind doch wohl Zahlen über die Gesamtbelastung der Nordsee – durch alle Zuflüsse und den atmosphärischen Eintrag?

SPIEGEL: So ist es.

STRUBE: Dann sollten Sie die Zahlen nicht allein der Chemieindustrie anlasten. Der Hauptanteil der Bleibelastung stammt zum Beispiel aus Autoabgasen und gelangt über die Atmosphäre in die Nordsee. Seit diese Zahlen ermittelt wurden – das war in den Jahren 1983 bis 1986 –, haben wir viel getan.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

STRUBE: Wir können ganz erfreuliche Statistiken vorlegen, die zeigen, daß die Chemie und speziell die BASF die Belastung des Rheins drastisch reduziert haben. Der Restgehalt an Chrom und Kupfer im Ablauf der BASF-Kläranlage liegt in Höhe der Grenzwerte für Trinkwasser. Für Quecksilber und Cadmium werden diese Werte weit unterschritten. Die Luftbelastung haben wir in den letzten zehn Jahren um 60 Prozent gesenkt. Das ist eine ganz erhebliche Verbesserung.

Hausmülldeponie: „Die Chemie ist Teil . . .

. . . unserer industrialisierten Welt": **Verschmutzter Rhein**

SPIEGEL: Die Chemieindustrie brüstet sich gern mit ihren Erfolgen im Umweltschutz. Aber diese Erfolge wurden meistens durch behördliche Auflagen erzielt.

STRUBE: Die BASF hat bereits in den fünfziger Jahren mit der Planung einer großen Kläranlage begonnen, sie ist seit 1974 in Betrieb. Das haben wir freiwillig ohne behördliche Auflagen gemacht. Es kann also keine Rede davon sein, daß nur die Kritiker der Chemie für die Erfolge im Umweltschutz verantwortlich sind.

SPIEGEL: Ist Ihnen schon mal der Gedanke gekommen, daß der Preis, den wir für die Segnungen der Chemieindustrie zu zahlen haben, zu hoch sein könnte?

STRUBE: Das Verhältnis von Kosten, Nutzen und Risiken ist immer zu überprüfen. Die Auffassungen darüber, was eine akzeptable Relation ist, ändern sich. Wir erleben hier einen Wertewandel, an den auch wir uns gewöhnen müssen. Manches, was in der Vergangenheit akzeptabel erschien, ist es heute nicht mehr.

SPIEGEL: Können Sie uns ein Beispiel aus Ihrem Konzern nennen?

STRUBE: Natürlich schlägt sich dieser Wertewandel auch in unserem Konzern nieder. Das sehen Sie daran, daß wir den Umweltschutz in unseren Unternehmensleitlinien zum gleichwertigen Unternehmensziel gemacht haben.

SPIEGEL: Was heißt das in der Praxis?

FORTSCHRITT

GRUNDIG

MADE BY

GRUNDIG

Fernsehen der 90er Jahre im Grundig IDTV-System. Monolith 70–100 IDTV.

Im IDTV-System mit 100-Hz-Technologie schafft Grundig Monolith eine neue Qualitätsklasse der Bildwiedergabe.

Denn ab sofort ist Fernsehen doppelt so schnell. Das Bild wird 100mal statt wie bisher 50mal pro Sekunde auf den Bildschirm projiziert. Resultat: Ein Bild, so ruhig wie ein gutes Dia. Ohne Großflächenflimmern. Dazu Rausch- und Cross-Colour-Reduktion. Und das außergewöhnliche neue Design zeigt Ihnen beim ersten Blick ins Fachgeschäft, wie schön Fortschritt sein kann, den Sie ab sofort auch leasen können.

GRUNDIG

STRUBE: Das heißt, daß eine Maßnahme, die ökologisch notwendig ist, nicht aus ökonomischen Gründen fallengelassen werden kann, wobei über die ökologische Notwendigkeit ein Konsens zwischen Wissenschaft, Technik und Politik gefunden werden muß.

SPIEGEL: Das hören wir gern. Doch das Mißtrauen gegenüber der Chemieindustrie sitzt tief. Unfälle und Pannen wurden in der Vergangenheit meist vertuscht und so lange geleugnet, bis die Beweise offensichtlich waren.

STRUBE: Ich kann nicht für andere Unternehmen, sondern nur für die BASF sprechen. Und da trifft Ihr Vorwurf mit Sicherheit nicht zu.

SPIEGEL: Vielleicht hätte die Industrie viele Schäden vermeiden können, wenn zum Beispiel über Dioxin rechtzeitig informiert worden wäre?

STRUBE: Wir haben über unsere Erkenntnisse berichtet. Ich muß allerdings daran erinnern, daß die Fortschritte in der Meßtechnik außerordentlich groß sind. Schon für Spuren von Stoffen gibt es heute Nachweismöglichkeiten, die man vor einigen Jahren noch nicht hatte. Nur ist ein Nachweis von Spuren noch nicht gleichbedeutend mit Gefahren. Die Erforschung möglicher Nebenwirkungen neuer Produkte ist sehr viel intensiver geworden.

SPIEGEL: Sind gefährliche Stoffe dadurch harmlos geworden?

STRUBE: Vollkommen ausschließen lassen sich unerwünschte Nebenwirkungen nicht. Es bleibt immer noch ein gewisses, wenn auch kleines Risiko bestehen.

Kunststoff-Recycling: „Wir müssen hier neue Wege finden"

SPIEGEL: Haben Sie schon einmal ein Produkt aus dem Markt genommen, weil es zu gefährlich war?

STRUBE: Ja, nicht nur einmal. Die BASF hat weit über 100 Produkte aus Umwelt- und Arbeitssicherheitsgründen aus dem Markt genommen.

SPIEGEL: Viele Produkte, vor denen Wissenschaftler warnen, stellen Sie immer noch her, zum Beispiel organische Chlorverbindungen. Muß das sein?

STRUBE: Die einzelnen Vertreter dieser Stoffklasse haben ganz unterschiedliche Eigenschaften. Wenn sich unerwünschte Wirkungen auf Gesundheit und Umwelt abzeichneten, haben wir die Produktion eingestellt. Beispielsweise Trichlorphenol und Dichlordimethylether. Die meisten der Chlorprodukte, die hier am Standort Ludwigshafen produziert werden, werden intern weiterverarbeitet. Es gibt sicher einige, die auch hier ersetzt werden können. Und es gibt andere, bei denen ein Ersatz schwierig ist.

SPIEGEL: Zum Beispiel bei FCKW, das für das Ozonloch verantwortlich ist.

STRUBE: FCKWs sind von der BASF nie hergestellt worden.

SPIEGEL: Aber es wird in Deutschland noch immer produziert.

STRUBE: In keinem anderen Land der Erde ist wie in Deutschland ein Verzicht der Produktion und des Verbrauchs von FCKWs bis 1995 gesetzlich vorgeschrieben. Die westdeutsche Industrie hat es bereits weitgehend ersetzt. So wird auch bei der BASF seit Mitte 1990 der Schaumstoff Styrodur mit einem neuen Treibmittel hergestellt. Dabei konnte eine Verringerung des Ozonschädigungspotentials um 95 Prozent erreicht werden. Das halte ich für einen großen Schritt in die richtige Richtung. Das Herstellen dieser Ersatzprodukte erforderte natürlich einen erheblichen Forschungsaufwand.

SPIEGEL: Die Diskussion über PVC beginnt gerade erst. Wann nimmt die BASF diesen Stoff vom Markt?

STRUBE: Die BASF ist international gesehen ein kleiner PVC-Hersteller. Und als solcher könnten wir sicher viel leichter auf diesen Stoff verzichten als andere. Nur hat PVC ja Eigenschaftsprofile, die es als Kunststoff für eine Reihe von Anwendungsgebieten durchaus interessant machen. Auch hier muß man den Nutzen gegen etwaige Schäden abwägen.

SPIEGEL: Das fällt doch leicht, wenn Sie den Nutzen haben und die Allgemeinheit den Schaden.

STRUBE: Wie kommen Sie zu der Annahme, daß der überwiegende Nutzen bei den liefernden Unternehmen liegt?

SPIEGEL: Sie machen die Gewinne, die Allgemeinheit trägt die Kosten für die Entsorgung.

STRUBE: Schon zu Zeiten der Römer galt die Müllentsorgung als eine Gemeinschaftsaufgabe. Wir stehen jetzt vielleicht an einem Wendepunkt, an dem diese traditionelle Arbeitsteilung revidiert wird.

SPIEGEL: Was halten Sie von einer Abfallabgabe?

STRUBE: Das kann ich nur sagen, wenn ich Ausgestaltung, Zielsetzung und Adressaten einer solchen Abgabe kenne. Gegenwärtig wird eine Abfallabgabe vor allem diskutiert, um die Beseitigung der Altlasten in den neuen Bundesländern zu finanzieren. Dafür ist sie nicht geeignet. Diese Altlasten sind eine Gemeinlast, sie dürfen nicht einem bestimmten Teil des verarbeitenden Gewerbes aufgeladen werden.

SPIEGEL: Generell sind Sie nicht gegen eine solche Abgabe?

STRUBE: Derartige Abgaben sollen eine Lenkungsfunktion haben. Ob dieser Lenkungserfolg eintritt, ist zunächst offen. Heute neigt der Staat dazu, die Abgaben als Finanzierungsquelle zu nutzen. Und jede neue Finanzquelle verführt zu neuen Ausgaben.

SPIEGEL: Wenn die Kosten der Entsorgung nicht im Preis berücksichtigt und abgeschöpft werden, müssen künftige Generationen sie aufbringen. Warum soll nicht die Generation zahlen, die tatsächlich die Schäden verursacht?

TRAU KEINEM ÜBER 30.

Propagiert BMW jetzt Parolen? Ganz im Gegenteil. Statt den Autofahrer mit Vorschriften zu überhäufen, halten wir es eigentlich für sinnvoller, ihn an seine eigene Verantwortung zu erinnern. Zum Beispiel in Wohngebieten oder in der Nähe von Kindergärten und Schulen. Überall da, wo man mit den Jüngsten rechnen muß, empfehlen wir viel Aufmerksamkeit und wenig Gas. Zum Beispiel Tempo 30.

Sie als Autofahrer sind es nämlich, der die Gefahr erkennen muß. Kinder verhalten sich nicht „verkehrsgerecht". Sie schauen nicht voraus und nehmen ihre Umwelt anders wahr als Erwachsene. Die Kleinen schätzen Geschwindigkeiten und Entfernungen anders ein und vergessen beim Spielen oft die riskante Verkehrswelt um sich herum. Nicht selten wird eine Straße da zum Spielplatz – mit unvorhersehbaren Aktionen.

Nehmen Sie also etwas Zeit für die Kinder mit, wenn Sie losfahren.

Freude am Fahren

Kläranlage der BASF: „Das haben wir freiwillig ohne behördliche Auflagen gemacht"

STRUBE: Zunächst einmal werden mit Produkten ja nicht Schäden verursacht, sondern Marktwünsche erfüllt. Sonst würde niemand diese Produkte kaufen. Wenn diese Marktwünsche befriedigt sind, dann . . .

SPIEGEL: . . . treten Schäden ein.

STRUBE: Das kann im Einzelfall sein, das ist aber nicht die Regel. Wenn Müll zurückbleibt, wer ist dann für die Kosten verantwortlich? Ist das der Endverbraucher, oder ist es der Verarbeiter, ist es der Erzeuger der Rohstoffe oder dessen Vorlieferant?

SPIEGEL: Das war eine Frage. Wie ist Ihre Antwort?

STRUBE: Die Antwort ist zunächst einmal vom Gesetzgeber zu geben.

SPIEGEL: Sie könnten ihm helfen.

STRUBE: Das unternimmt die deutsche Wirtschaft mit dem dualen System. Ich bin allerdings der Meinung, daß wir die Energie im Hausmüll durch Müllkraftwerke nutzen sollten. Wir könnten damit den knappen Deponieraum entlasten und zugleich Energie erzeugen.

SPIEGEL: Möglicherweise würde der Verbraucher sein Verhalten auch ändern, wenn er besser über die Schadstoffe in den Produkten und die Möglichkeiten der Entsorgung informiert würde. Warum wehrt sich Ihre Branche, die Produkte besser zu kennzeichnen?

STRUBE: Da, wo es Sinn macht, bin ich dafür, zum Beispiel bei Kunststoffen. In vielen Produkten haben Sie aber eine Kombination verschiedener Einsatzstoffe. Wollen Sie etwa an einer Krawatte einen Aufdruck anbringen, auf dem steht, welche Farbstoffe enthalten sind?

SPIEGEL: Man könnte durchaus eine Information anbringen, ob ein Stoff recycelt werden kann.

STRUBE: Die Information allein nutzt relativ wenig; denn fast alle Stoffe können recycelt werden. Ich meine auch, daß man die Möglichkeit der Kunststoffe nutzen sollte, Erdölderivate mehrfach zu verwenden. Das ist ökologisch und volkswirtschaftlich sinnvoll.

SPIEGEL: Und Produkte, die nicht in diesen Kreislauf einbezogen werden, sollten dann verteuert werden?

STRUBE: Das wird der Markt von sich aus regeln.

SPIEGEL: Die Chemie hat die Probleme im Griff, und der Markt wird alles regeln – die Kritik an Ihrer Branche ist demnach Hysterie?

STRUBE: Natürlich nicht schlechthin. Ein erheblicher Teil der Kritik beruht wohl darauf, daß der Nutzen vieler Produkte nicht anschaulich ist. Diese werden weiterverarbeitet, und am Ende ist der Zusammenhang zwischen dem Gebrauchsnutzen und dem zugrundeliegenden Chemieprodukt nicht mehr erkennbar.

SPIEGEL: Als Vorstandsvorsitzender sind Sie den Aktionären verpflichtet, Sie müssen Erfolge vorweisen.

STRUBE: Ich habe gerade auf der jüngsten Hauptversammlung gesagt, daß wir sowohl den Aktionären als auch den Mitarbeitern und der Allgemeinheit verpflichtet sind.

SPIEGEL: Sie sehen da keinen Zielkonflikt?

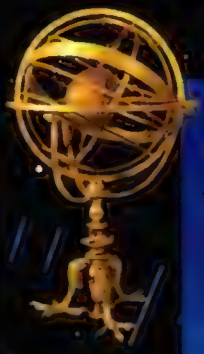
STRUBE: Langfristige Unternehmensinteressen sind mit Wünschen und Forderungen der Gesellschaft durchaus in Einklang zu bringen. Es geht doch immer wieder um die Grundfrage: Wie können wir eine wachsende Menschheit – am Ende des Jahrzehnts werden es fast eine Milliarde Menschen mehr sein – ernähren, wie können wir sie gesundhalten, wie können wir diesen Menschen ein lebenswertes Leben geben? Bei all diesen Fragen spielt die Chemie eine wichtige Rolle. Mit ihrer Hilfe können wir viele Ressourcen, die auf unserer Welt knapp sind, intensiver nutzen, als das ohne Chemie möglich wäre.

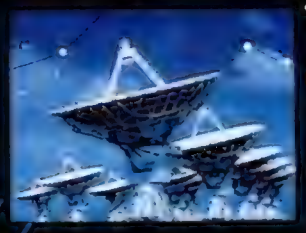
SPIEGEL: Und Ihre Aktionäre sind damit zufrieden?

STRUBE: Manche Aktionäre sind natürlich eher an einem kurzfristig anfallenden hohen Gewinn interessiert. Die Öffentlichkeit wiederum stellt Forderungen an uns, die den Verteilungsspielraum gegenüber den Arbeitnehmern und den Aktionären einengen. Eine meiner Aufgaben ist es, hier einen vernünftigen Ausgleich zu suchen.

SPIEGEL: Herr Strube, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

WENN ZEIT GESCHICHTE MACHT





Weltrekorde: Meilensteine im Streben nach Perfektion.

Eine Serie ungebrochener Weltrekorde bei den Observatoriums-Wettbewerben in Neuenburg, Kew-Teddington und Genf beweist: Omega kommt der absoluten Vollkommenheit immer näher. Das Zeichen der Sternwarte auf der Rückseite der Constellation ist das Symbol für den selbstgewählten hohen Anspruch.

Ω
OMEGA
Constellation

Automobile

Nocke oben Preis unten

Die großen Autohersteller haben mit teuren Modellen schlechte Erfahrungen gemacht. Sie senken die Preise.

Die Entwickler bei Volkswagen waren stolz wie selten, als sie den Corrado auf den Markt brachten: „Unser erster richtiger Sportwagen." Doch die Freude verflog schnell, der kleine bullige Wagen (Spitzengeschwindigkeit: 224 Stundenkilometer) bringt den Wolfsburgern nur noch Ärger ein.

Erst gab es Probleme mit der Schaltung, die allzu häufig hakte. Dann wurden mehr als 1000 Corrados, für die US-Händler keine Kunden fanden, nach Deutschland zurückgeholt. Und nun müssen die Wolfsburger eingestehen, daß der Corrado auch hierzulande für 46 850 Mark nur schwer verkäuflich ist.

Volkswagen reagiert wie ein Obsthändler, dessen Ware nicht mehr ganz frisch ist: Der Konzern senkt den Preis. Wer auf elektrische Fensterheber und Zentralverriegelung verzichten kann, bekommt den VW-Sportwagen nun ein paar Tausender billiger: für 43 200 Mark.

Die VW-Manager wissen, daß dies allein den schnellen Wagen noch nicht zum Verkaufsrenner machen wird. Sie bieten deshalb zusätzlich ein Modell mit etwas schwächerem Motor für knapp 40 000 Mark an.

Offensichtlich haben manche Konzernvorstände – und nicht nur bei Volkswagen – das Gefühl dafür verloren, wieviel Geld ihre Kundschaft für ein Auto bezahlen kann oder bezahlen will. Neue Modelle werden meistens teurer, die Entwicklungsingenieure begeistern sich an Turboladern und obenliegenden Nockenwellen, doch ihr Ehrgeiz treibt die Kosten gewaltig in die Höhe.

Allzulange waren viele Autokäufer bereit, den Preis für aufwendige Technik und starke Motoren zu zahlen, notfalls über einen Kredit. Doch inzwischen haben die Autofirmen mit einigen Modellen ein Preisniveau erreicht, das viele Kunden abschreckt.

Das macht sich dann selbst bei Unternehmen wie Mercedes-Benz empfindlich bemerkbar. Von 1988 bis 1990 sackten die Verkaufszahlen des Mercedes 190 in Deutschland von 97 000 auf 86 000 ab. Die Diesel-Modelle des 190er liefen, wie alle Diesel-Fahrzeuge, schlecht; der billigste Mercedes mit Benzinmotor (190 E) war vielen Kunden mit einem Preis von gut 40 000 Mark einfach zu teuer.

Im Herbst vergangenen Jahres brachte Mercedes-Benz eine zusätzliche Version des Einstiegsmodells auf den Markt, den 190 E 1.8. Der neue Wagen ist nicht, wie sonst üblich, mit einem stärkeren Motor ausgestattet. Sein Antrieb hat ein paar PS weniger, der Kühler ist etwas kleiner und die Batterie ebenfalls. Vor allem aber: Der Wagen kostet rund 5000 Mark weniger.

VW-Corrado

Audi V 8

Überteuerte Modelle: Die Kundschaft falsch eingeschätzt

Die Stuttgarter haben eingesehen, daß auch für ihre Klientel der Preis nicht völlig nebensächlich ist. „Mit dem neuen Mercedes kann man schon am Anfang seiner Karriere Mercedes fahren", schreiben sie in ihrer Werbung, „ohne gleich auf einige andere schöne Dinge des Lebens verzichten zu müssen."

Die Aktion ist bislang recht erfolgreich. In der Kompaktreihe wird wieder deutlich mehr verkauft, was eindeutig auf das neue Modell zurückzuführen ist.

Ungeteilte Freude herrscht darüber in Stuttgart allerdings nicht. Der kleinste Mercedes wird zwar nicht mit Verlust verkauft, wie einige Konkurrenten gern streuen. Aber er bringt, im Gegensatz zu allen anderen Modellen des Konzerns, auch keinen Gewinn in die Kassen. Der Verkaufspreis deckt gerade die Herstellkosten.

Besonders teuer und peinlich wurde die Fehleinschätzung der eigenen Kundschaft für Audi-Chef Ferdinand Piëch. Das Spitzenmodell der Ingolstädter, der V 8, sollte Audi endlich zur ernsthaften Konkurrenz für Mercedes-Benz und BMW werden lassen.

Autotester bescheinigten dem rund 100 000 Mark teuren Wagen Oberklasse-Format, aber die Kundschaft teilte diese Meinung offenbar nicht. Als der Wagen vorgestellt wurde, hoffte Piëch auf einen jährlichen Absatz von 14 000. Im vergangenen Jahr fanden die Ingolstädter für ihr Spitzenmodell gerade 5357 Käufer.

Für 100 000 Mark erwarten Autokäufer mehr als gute Technik. Den Prestigegewinn, den ein edles Auto renommiersüchtigen Fahrern bringt, kann ein Audi offenbar immer noch nicht bieten.

In diesem Jahr brachte die VW-Tochter eine abgespeckte Variante ihres Spitzenmodells auf den Markt, bei der die Grundausstattung etwas dürftiger ist. Dieses Modell, das rund 17 000 Mark weniger kostet, konnte den Absatzeinbruch des V 8 allerdings noch nicht stoppen. In den ersten sechs Monaten des Jahres wurden knapp 33 Prozent weniger Wagen verkauft.

Audis Spitzenmodell bleibt wohl weiterhin, was es seit dem Start war: eine hervorragende technische Leistung und ein grandioses Verlustgeschäft. Rund eine Milliarde Mark kostete die Entwicklung des Wagens. Allenfalls die Hälfte dieser Summe können die Ingolstädter mit dem Verkauf des Fahrzeugs bis zum Ende seiner Laufzeit wieder einnehmen.

Wenig Erfolg verspricht auch die Sparversion, die Volkswagen von seinem Corrado nun auf den Markt bringt. Bei dem Wagen schreckt, neben dem Preis, auch das Design mögliche Kunden ab. Im Vergleich zu seinen Konkurrenten, dem Opel Calibra und dem Mazda MX 5, wirkt der Corrado manchem zu bieder. Er ist überdies auch in der Billig-Variante noch immer 3000 bis 4000 Mark teurer als die beiden Wettbewerber.

Der Spielraum für Preissenkungen ist begrenzt. Erst mit dem Nachfolger des Corrado werden die Wolfsburger beweisen dürfen, daß sie einen Sportwagen bauen können, auf den auch ihre Verkäufer stolz sind. ◄

Die Nordamerika-Linie Nr. 1: Entspannt zu 17 Zielen in den USA und Kanada.

Wenn Sie in den USA oder in Kanada Business machen wollen, bietet Ihnen Lufthansa viele Möglichkeiten. Jetzt können Sie ab Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Köln und München zu insgesamt 17 Zielen in Nordamerika fliegen. Und das 123 mal in der Woche.

Atlanta, Boston, Calgary, Charlotte, Chicago, Dallas/Ft.Worth, Edmonton, Houston, Los Angeles, Miami, Montreal, New York, Philadelphia, San Francisco, Toronto, Vancouver, Washington.

Vor, während und nach dem Flug helfen wir Ihnen mit umfangreichen Serviceleistungen. So sorgen wir zum Beispiel nach Ihrer Landung in New York (J.F.K. oder Newark) dafür, daß Sie bequemer zu Ihren Geschäftspartnern nach Manhattan kommen: mit einem Helikopterservice für First- und Business-Class-Reisende. Auf Wunsch reservieren wir Ihnen auch ein Zimmer in einem unserer Partner-Hotels.
Fragen Sie jetzt einfach in Ihrem Lufthansa Stadtbüro oder Reisebüro mit Lufthansa Agentur nach der Nordamerika-Linie Nr. 1.
Lufthansa Btx *50000#.

Lufthansa

SEALH 5-08/91

Generation aus der Gosse

Sie sind Freibeuter des Elends, und ihr Zuhause ist die Gosse: Wenigstens 80 Millionen Straßenkinder schlagen sich in den Metropolen der Dritten Welt als Gelegenheitsarbeiter, Diebe, Drogen-Dealer oder Baby-Stricher durch. In Lateinamerika machen Killerkommandos, von Reichen angeheuert, erbarmungslos Jagd auf sie.

Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Teil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerware einkaufen und wieder als kindische Handelsleute ... anbieten." So beschrieb Johann Wolfgang von Goethe vor 200 Jahren Gassenszenen aus Neapel.

Heute werden Reisende in jeder Großstadt Lateinamerikas, Asiens oder Afrikas umringt von Scharen von Kindern, die versuchen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie heißen „tarzanilis" im Sudan, „pájaros fruteros" (Obstvögel) in Peru, „malalapipe" (die in Röhren schlafen) in Südafrika. Und sie haben eins gemeinsam: Ihr ständiges Zuhause ist die Straße.

Schlafende Kinder in Bombay: Prämortale Hölle

Bettelnde Knirpse in Buenos Aires, Müllsäcke schleppende Kinder in Bombay, Schuhputzerjungen in Rio oder Baby-Stricher in Phuket – sie sind überall der Mehltau wuchernder Stadtlandschaften. Tagsüber tauchen sie ein in das Gewimmel der Passanten und Autos. Nachts kauern sie in Hauseingängen. Oder sie liegen als unförmige, von Decken verhüllte Klumpen mitten auf dem Gehsteig.

Extreme Armut zwingt viele Jungen und Mädchen, frühzeitig mit Arbeit ihr Essen zu verdienen und selbständig für sich zu sorgen. Sie sehen ihre Eltern oder Verwandten nur noch gelegentlich, weil der abendliche Heimweg zu weit wäre. Oder weil es zu Hause unter sechs bis zehn Geschwistern keinen Platz mehr für sie gibt.

Die wenigsten Kinder der Gosse sind tatsächlich Waisen oder Ausreißer, die völlig mit ihrer Familie gebrochen haben. Doch diese Minderheit hat es am schwersten.

Wie viele Kinder auf den Straßen leben, arbeiten und durch eine prämortale Hölle gehen, läßt sich nur schätzen. Die Regierungen geben grotesk niedrige Zahlen an, weil sie ihre Verantwortung für diese Zustände zu vertuschen suchen.

In China beispielsweise leugnen die Behörden, daß in Peking, Kanton und Schanghai Tausende obdachlose Jugendliche aufgegriffen werden – einfach, weil sie keine Pläne und kein Geld haben, das Problem zu lösen.

In Indien, wo Millionen von Familien als sogenannte Pavement Dwellers auf den Straßen Delhis, Bombays oder Kalkuttas hausen und oft nicht mehr als eine Plastikplane zum Schutz gegen die Monsungüsse besitzen, wollte die Regierung lange nicht wahrhaben, daß es noch Elendere gibt: Hunderttausende verlassene Kinder aus allen Teilen des Landes.

Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen Unicef rechnet – eine vorsichtige Schätzung – weltweit mit etwa 80 Millionen Straßenkindern. Davon

Bewaffnete Jugendliche in Medellín: „Das Gesetz schützt sie nicht, die öffentliche Moral schließt sie nicht ein"

lebt die Hälfte in Lateinamerika. Experten wie der Brite Brian Milne von der privaten Organisation „Streetwise International", die eine Datenbank über Straßenkinder aufbaut, sind der Überzeugung, daß in Asien „das Problem sogar sehr viel größer sein dürfte. Die Zahlen würden Entsetzen hervorrufen".

Überall in der Welt landen mehr und mehr Kinder auf den Straßen – sie sind Opfer von wirtschaftlichen Krisen, von Kriegen und politischen Umstürzen.

In einigen Regionen Lateinamerikas fühlen sich wohlsituierte Bürger gar derart von jungen Armen bedroht, daß sie Killergangs anheuern und die Kinder umbringen lassen.

In den ersten drei Monaten dieses Jahres wurden in Brasilien täglich drei Kinder von Todesschwadronen ermordet. Präsident Fernando Collor de Mello klagte die erbarmungslose Gesellschaft an, die „den Ärmsten und Hilflosesten zeigt, daß sie wenig oder nichts wert sind, daß das Gesetz sie nicht schützt und daß die öffentliche Moral sie nicht einschließt".

Millionen von Kindern, die in den Zentren moderner Metropolen Eis oder ihren Körper verkaufen, die betteln oder klauen, sind unübersehbare Sendboten schwärenden Elends. Sie fordern das schlechte Gewissen der Begüterten heraus, die ihr Unbehagen darüber zu verdrängen verstehen.

Vergangenen September trafen im Uno-Hauptquartier in New York die Chefs von 71 Staaten zu einem Weltkindergipfel zusammen. Alle unterzeichneten eine „Deklaration zum Überleben, zum Schutz und zur Entwicklung von Kindern". Doch es blieb bei schönen Worten.

In Brasilien leben 40 Millionen Kinder unter 18 Jahren in Familien, deren Einkommen den Mindestlohn von 100 Mark nicht übersteigt. Eine Selbstorganisation der Straßenkinder schätzt, daß landesweit acht Millionen Minderjährige völlig alleingelassen und ohne Obdach ihr Dasein fristen.

Über die Hälfte der Filipinos sind nicht in der Lage, sich ausreichend zu ernähren. Allein in Manila suchen nach Angaben der Sozialbehörden 60 000 Kinder ihr Auskommen auf der Straße.

Hauptursache für das Elend der Straßenkinder ist die Bevölkerungsexplosion in der Dritten Welt. Gerade die Armen vermehren sich überproportional rasch, denn jedes Kind ist eine zusätzliche Arbeitskraft. Außerdem mangelt es an Aufklärung.

So wußte laut einer Studie des brasilianischen Erziehungsministeriums ein Drittel der Mütter im Alter zwischen 12 und 17 aus den Slums von São Paulo nicht, daß man durch Geschlechtsverkehr schwanger werden kann.

Der Verfall der Rohstoffpreise in den achtziger Jahren traf die Entwicklungsländer besonders hart. Eine enorme Auslandsverschuldung zwang die Regierungen meist zu einer Austeritätspolitik auf Empfehlung des Weltwährungsfonds. Als Folge verelenden immer breitere Schichten. Die Hauptleidenden sind zuallererst die Kinder. Scharenweise werden sie von ihren verarmten Eltern zum Geldverdienen fortgeschickt.

Daß Kinder ohne Elternhaus in der Stadt ihr Auskommen suchen und verwahrlosen, ist jedoch kein Problem der Dritten Welt allein – und es ist nicht neu. Im vergangenen Jahrhundert zeugten die Romane des Charles Dickens („Oliver Twist") von solchen Schicksalen im Großbritannien der industriellen Revolution.

In Turin, wo seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Industrie aufblühte, erlebte der junge Priester Don Bosco, daß Arbeiterkinder zerlumpt zum Stehlen durch die Straßen zogen. Die Polizei sperrte die Aufgegriffenen ein.

„Die meisten werden nur deshalb rückfällig, weil sie sich selbst überlassen bleiben", stellte der Geistliche fest. Er baute Wohnheime für die Gassenjungen und gründete den Salesianerorden. Der kümmert sich noch heute in erster Linie um Heranwachsende.

Obdachlose Jugendliche, die „Besprisornyje", zogen in den zwanziger Jahren in Banden raubend durch die Sowjetunion. 1922 wurden dort sieben Millionen verwilderte Kinder gezählt – Folge des Bürgerkriegs und der Revolution sowie einer schweren Hungersnot.

Europa gab das Muster vor für das, was Kinder in Lateinamerika, Asien und Afrika erleben sollten, als auch dort die Industrialisierung einsetzte, Großstädte entstanden und immer mehr Kriege geführt wurden.

Einige Jahrzehnte lang schien in Europa das Problem der heimatlosen Kin-

Hardware.

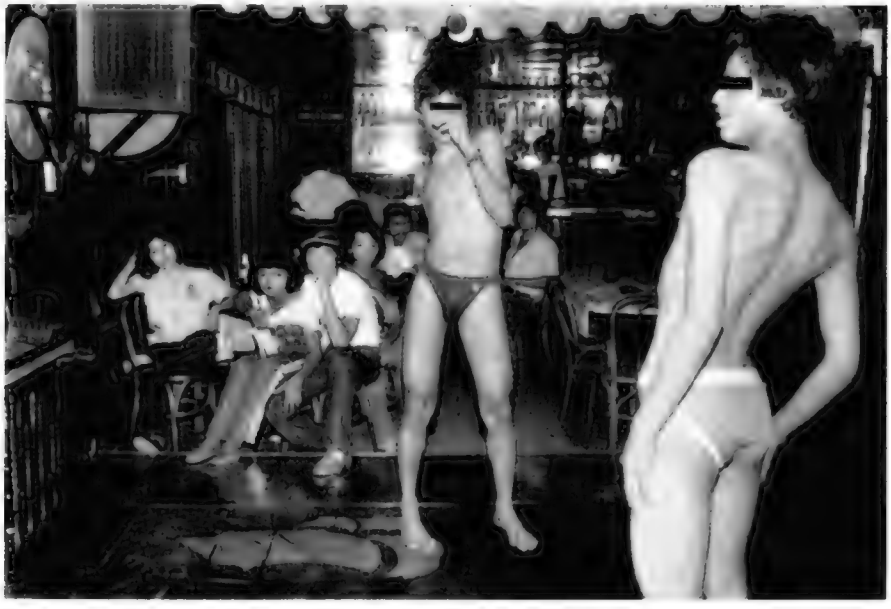
BEGA GANTENBRINK-LEUCHTEN OHG D-5750 Menden.

Außenleuchten von BEGA erfüllen hohe Ansprüche an Funktion und Haltbarkeit. Immer in so zeitlosen Formen, daß sie an namhaften deutschen Museen ebenso leuchten wie in italienischen Parks und japanischen Gärten. BEGA Leuchten gibt es beim Elektrohandwerk und im Elektrofachhandel.

BEGA – Licht draußen.

BEGA

Software.



Schwulen-Disco in Manila: Sklaven der Sexindustrie

der verschwunden. Nun kehrt es verschärft zurück. „Wir nennen sie Obdachlose, Ausreißer oder Schwererziehbare und verstecken hinter diesen Begriffen, daß sie Straßenkinder sind", sagt der Sozialanthropologe Brian Milne aus Cambridge.

Allerdings haben die meisten europäischen Staaten ein gut funktionierendes Wohlfahrtssystem. Noch immer ist hier genügend Geld vorhanden, um die jungen Penner, Punks, Junkies oder Prostituierten wenigstens zeitweise von der Straße zu holen. So erregen sie weniger Aufsehen.

Dramatisch geht es bereits in den Innenstadt-Gettos nordamerikanischer Metropolen zu. In New York genauso wie in Los Angeles oder Detroit überfallen Gangs von Jugendlichen aus gesellschaftlichen Randgruppen Passanten und Wohnungen, vergewaltigen und morden – gegen Geld auf Bestellung oder nur so zum Spaß.

Im Imperium der Supermacht hat sich während der vergangenen Jahre eine extreme soziale Kluft aufgetan, die an Verhältnisse in Drittweltländern erinnert. Heute lebt jedes fünfte der 60 Millionen Kinder in Armut. Unter den schwarzen Jugendlichen ist es sogar jedes zweite. Eine Zählung ergab, daß jährlich 500 000 sogenannte Throwaways (Ausgestoßene) und Ausreißer unter 18 ihr Zuhause verlieren.

Die Reagan-Regierung hatte in den achtziger Jahren Berufsausbildungs- und Job-Beschaffungsprogramme gestrichen. Hinzu kam der Siegeszug von Crack durch die Slums der großen Städte. Das billige und hoch wirkungsvolle Kokainderivat zerstört Familien. Besonders Frauen aus der Unterschicht, meist sind sie schwarz und häufig alleinerziehende Mütter, verfielen der Droge.

Immer mehr Jugendliche bleiben so sich selbst überlassen. Verlockt vom schnellen Verdienst, lassen sie sich von professionellen Drogenschiebern zum Dealen verleiten. Die Crack-Kids kaufen sich Designerjeans, dicke Goldketten und Waffen. Uzi-Maschinenpistolen und .375 Magnums in Kinderhänden sind keine Seltenheit.

Mit solch modern bewaffneten Streetgangs haben die Banden nichts zu tun, zu denen sich Straßenkinder in Bogotá, Bombay oder Nairobi zusammenfinden: Die sind für sie Ersatzfamilien, Überlebens- und Stammesgemeinschaften.

In der Gruppe lernen die streunenden Kinder Drogen kennen, mit denen sie Hunger und Angst betäuben. In Manila schnüffeln die Kids Nagellackentferner, in Rio Schusterleim, in Nairobi schnuppern sie Benzin. In Afrika rauchen Straßenkinder schon mal „bhangi", das einheimische Marihuana. Kokainmixturen ruinieren in Kolumbien die Gamines, bei den indischen Kindern ist Heroin als „brown sugar" beliebt.

Für Afrika sind Straßenkinder ein im Vergleich zu Lateinamerika und Asien neues Phänomen. Erst Kriege haben Minderjährige in Millionenzahl entwurzelt. Ob in Mosambik, im Sudan, Liberia oder Äthiopien – auf der Flucht vor Kämpfen verloren sie ihre Eltern und Verwandten. Neuerdings schafft die Aids-Epidemie Legionen von Waisen, die auf den Straßen der Großstädte enden.

In Metropolen wie Khartum, Lagos, Nairobi und Lusaka strandeten in den vergangenen Jahrzehnten Zehntausende Afrikaner vom Land auf der Suche nach einem leichteren Leben. Die Neuankömmlinge finden meist keine Arbeit. Schließlich bleibt ihnen keine andere Bleibe als die Slums. Dort zerbricht der althergebrachte Zusammenhalt rasch, Eltern lassen ihre Kinder im Stich.

Landflucht hat auch in Lateinamerika und Asien die Städte aufgebläht und um die Metropolen Slumgürtel metastasenartig wuchern lassen. Seit 1945 vergrößerte sich die Stadtbevölkerung in Brasilien, Kolumbien und Mexiko von 30 auf 70 Prozent der Gesamtbevölkerung. In derselben Periode schwoll Manila um das Fünffache, Bangkok um das Siebenfache an.

Kinder in Südostasien werden häufig zu Sklaven der Sexindustrie. Touristen aus Europa, Japan und den USA nehmen Mädchen und Jungen – oft von bitterarmen Eltern an Zuhälter verkauft – als selbstverständlichen Teil ih-

Straßenjunge in Maputo: Vom Krieg entwurzelt

res pauschal gebuchten Reisepakets in Anspruch. Schätzungsweise 30 000 Mädchen unter 16 vermarkten ihren Körper in Bangkok. Auf den Philippinen prostituieren sich nach offiziellen Angaben 20 000 Jugendliche zwischen 7 und 15.

Da das Gesetz dort inzwischen Pädophilie hart bestraft, sind die Preise gestiegen. Auch Polizisten profitieren davon: Wenn sie einen Touristen in flagranti ertappen, bieten sie an, die Sache gegen Geld niederzuschlagen.

Der am Deal beteiligte Straßenjunge kann dabei das Vierfache dessen herausschlagen, was ein Freier normalerweise als Liebeslohn bezahlt. Dennoch sind auch jene Kinder, die sich auf Geschäfte mit Polizisten einlassen, ständig deren Willkür unterworfen. Jederzeit kann ein Straßenkind wegen „illegaler Arbeit" verhaftet werden.

Allenthalben toben sich staatliche Ordnungshüter, die eigentlich die Schwachen schützen sollen, an den heimatlosen Kindern aus. Wer nicht schmiert, wird verprügelt und gefoltert. Oder er wird im äußersten Fall – wie in Brasilien, Kolumbien und Guatemala – sogar getötet.

„Man muß diese Kinder töten"

SPIEGEL-Redakteurin Helene Zuber über Straßenkinder in Brasilien und Kolumbien

Simon Bolívar, Befreier vom Joch der spanischen Kolonialherren, steht in der Altstadt Bogotás auf einem Platz von gigantischer Weite, der seinen Namen trägt. Er schaut auf die Kathedrale mit den verschnörkelten Türmen, die gelblich im Sonnenlicht blitzen, auf das Kapitol, wo das Parlament tagt, das Rathaus, wo die Unabhängigkeit Kolumbiens erklärt wurde. Und er blickt auf den Kardinalspalast.

Bis heute ist die Plaza Bolívar das politische Herz Kolumbiens – nebenan sitzt der Präsident in seiner Residenz, einem klassizistischen Bau mit von Doppelsäulen aus Marmor getragenem Portal. Eine Prachtgegend.

Doch nur fünf Querstraßen weiter südlich beginnt die Calle del Cartucho, die sogenannte Patronenstraße, wo sich gern Drogenhändler und Polizisten Schießereien liefern. „Hoyo" (Loch) nennen die Kolumbianer so eine Gegend. Hier brodeln Elend und Gewalt, blüht der Handel mit Drogen.

Kleine Gestalten schleppen Müllsäcke, unter denen sie fast verschwinden, durch die Patronenstraße. Kinder in Lumpen schieben Karren, beladen mit Unrat. Mit bloßen Händen wühlen Jungen in Bergen von stinkendem Abfall, klauben Plastik, Papier, Dosen und Flaschen heraus. Ihre Gesichter sind schmutzverklebt.

In einem Hinterhof zwischen grauverschmierten Mauerresten wiegt Don Abelardo, mit einem Plastikhelm auf dem Kopf, die sortierten Bündel der Müllsammler ab. Er entlohnt sie mit ein paar Pesoscheinen. Bei ihm machen Heerscharen von Kindern den Dreck der Hauptstadt zu Geld für eine Suppe, für Schnaps oder Basuco, das kolumbianische Crack. In Hauseingängen hängen dreckgeschwärzte Kreaturen herum, trinken und bieten Kunden aus den Armenvierteln schmuddelige Gegenstände an, die sie aus dem Abfall gezogen haben. In der Gosse liegen Kinder wie Tote – sie schlafen ihren Basuco-Rausch aus.

Ganze Familien überleben durch wohlorganisiertes Verwerten dessen, was begüterte Bewohner der Hauptstadt wegwerfen. Und zu Don Abelardo ziehen massenhaft Kinder, die allein in den Straßen der Hauptstadt ums Überleben kämpfen.

Straßenjungen in Bogotá, Beute: „Wir sind die einzigen Überlebenden"

Solche obdachlosen Kinder sind allgegenwärtig in Lateinamerikas Metropolen: Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, Unicef, rechnet mit 25 bis 40 Millionen Kindern, die auf den Straßen dieses Halbkontinents arbeiten und leben – so viele wie in keinem anderen Erdteil.

Kriminalisierung dieser jungen Obdachlosen ist für Lateinamerikas Geld-Elite die einfachste Art, das Problem der Armut zu verdrängen. In letzter Konsequenz ist dann auch zu hören: „Man muß diese Kinder töten, weil sie in Zukunft Mörder, Gangster und Drogenhändler sein werden." So beschreibt eine Vertreterin der vor fünf Jahren gegründeten Nationalen Bewegung der Straßenkinder aus Rio die Stimmung in der brasilianischen Gesellschaft.

Die Angst um den Besitz entlädt sich unterdessen in Gewaltex-

Jugendliche Opfer einer Todesschwadron in Rio: Aufräumen mit einer neuen Generation von Armen

zessen bezahlter Mörderbanden, sogenannter Todesschwadronen, gegen minderjährige Habenichtse. Öffentlich sprach der Vorsitzende des Verbands der Einzelhändler von Rio vor kurzem aus, was viele seiner Standesgefährten insgeheim denken mögen: „Wer einen Pivete – einen Straßenjungen – umbringt, erweist der Gesellschaft einen Dienst."

„Ich habe Angst vor der Polizei, nicht vor den Gangstern", sagt deshalb der 14jährige Roberto da Silva aus Rio, der mit einer Bande von Kindern vor der Snackbar „Bob's" im vornehmen Viertel Ipanema schläft. Nach Hause, in die Favela Madureira, kann er nicht mehr zurückkehren, weil er mit ansah, wie eine Todesschwadron seinen 16jährigen Bruder umbrachte. Seither ist auch sein Leben in Gefahr, denn die Mörder verfolgen jeden Zeugen ihrer Taten.

492 Minderjährige wurden im vergangenen Jahr allein in Rio ermordet. Amnesty International warf den brasilianischen Behörden vor, sie verletzten die grundlegenden Menschenrechte, statt sie zu garantieren: „Arme Kinder setzen ihr Leben aufs Spiel", heißt es in dem Bericht, „einfach dadurch, daß sie sich in den Straßen aufhalten."

Nirgendwo in der Welt wird auf Kinder derart Jagd gemacht wie in Lateinamerika. In Kolumbien zählt man die Leichen von Minderjährigen gar nicht erst gesondert, weil täglich Dutzende unidentifizierte Tote in Massengräbern verscharrt werden. In Guatemala gibt sogar der Chef der Nationalpolizei zu, daß seine Leute Straßenkinder gefoltert und ermordet haben. Mordattacken durch Ordnungshüter sind nur der brutalste Ausdruck einer Haltung den Straßenkindern gegenüber, wie sie in ganz Lateinamerika verbreitet ist: Weg mit der neuen Generation von Armen.

„Os miseráveis", die Miserablen, überschrieb das politische Magazin *Veja* aus São Paulo eine Titelgeschichte über Brasilianer, die auf der Straße leben. Sie würden nicht länger bloß als „ästhetisch unangenehm" gesehen, konstatierte der Report, sondern sie verwandelten sich „in eine der schlimmsten Plagen der sozialen Apartheid, die es in Brasilien gibt".

Apartheid – das bedeutet für Lateinamerika weniger Rassentrennung als die scharfe Spaltung in Reich und Arm. Nirgendwo auf der Welt ist sie so kraß. Abgerutscht in Armut sind inzwischen beinahe zwei Drittel aller Lateinamerikaner – 270 Millionen.

Im Alter von zehn riß João aus dem Nordosten Brasiliens von zu Hause aus. Sein Vater, ein Trinker, vertrimmte ihn mit Holzlatten oder der bloßen Faust – jahrelang. Inzwischen ist der stämmige Schwarze 17 Jahre alt und selbst zum Gewalttäter geworden. In den Straßen von Recife versorgt er sich durch bewaffnete Raubüberfälle. „25mal bin ich schon aus dem Knast ausgebrochen", sagt er grienend.

Joãos Laufbahn ist typisch für viele lateinamerikanische Straßenkinder. Nur wenige sind Vollwaisen. Meist ist ein einschneidender Vorfall Auslöser für die Flucht aus dem Elternhaus: in Joãos Fall die Zigarette, die ihm der Vater eines Tages in den Arm brannte. „Ich haute ihm ein Stuhlbein über den Kopf und rannte weg", erzählt João.

Väter, die sich nutzlos fühlen, weil sie die Arbeit verloren haben, und überlastete Mütter wissen sich oft nicht anders zu helfen, als ihre Aggressionen am Nachwuchs auszulassen. Absturz ins Elend bringt die Rollenverteilung in der Familie durcheinander.

Wenn lateinamerikanische Männer ihre wichtigste Legitimation als Familienvorstand einbüßen, weil sie die Ihren nicht mehr versorgen können, gerät ihr Selbstvertrauen in die Krise. „Über kurz oder lang fühlt sich ein Mann schuldig, wird depressiv, fängt an zu trinken und zu prügeln, läßt schließlich die Familie im Stich", erklärt der Soziologe Norberto Liwski, Präsident der Argentinischen Gesellschaft des Kindes, den psychologischen Prozeß nach dem Verlust des Arbeitsplatzes.

Auch der Vater der 16jährigen Rose aus Diadema, einer für ihre Gewaltszene berüchtigten Satellitenstadt von São Paulo, machte sich eines Tages davon. Sie und ihre drei Geschwister Ronaldo, 15, Rosana, 14, und Waldir, 9, landeten auf der Straße. Die Mutter, Angela Ferreira, 30, arbeitet gelegentlich als Putzfrau, wenn sie gerade nicht betrunken ist.

Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, schickte Angela die Kinder zum Bonbonverkaufen ins Zentrum von São Paulo. Jedes der Kinder kann pro Tag bis zu 1000 Cruzeiros (fast fünf Mark) verdienen – der Lohn für einen Tag Putzen.

So hörten die Geschwister nach und nach auf, die Schule zu besuchen. Bald blieben sie auch nachts draußen, weil der Heimweg nach Diadema zu weit war. Am Wochenende kommt die Mutter mit dem Bus in die Stadt – zum Kassieren.

Rose schloß sich einer Bande an, der Turma da Praça Tomas Edson, deren Revier die Wall Street von São Paulo ist, die wolkenkratzergesäumte Avenida Paulista. Hierher, wo der Quadratmeter Grund 10 000 Dollar wert ist und wo internationale Banken ihren Sitz haben, zieht es viele Straßenkinder. Die Passanten kaufen ihnen Süßigkeiten ab und sind bequeme Opfer – in dem Menschengetümmel der belebten Meile können Diebe leicht untertauchen.

Beim Bonbonverkaufen lernte Rose die Anführerin der Turma, Andréia, kennen. So wurden die zehn Bandenmitglieder ihre neue Familie und die 18jährige ihre Ersatzmutter. Abends treffen sich alle beim Denkmal des Erfinders der Glühlampe. Auf dem Sockel rollen sie dicke Wollumpen aus und kuscheln sich zusammen.

Die neuen Freunde brachten Rose das Schnüffeln von „cola", Schusterleim, bei, um den Hunger zu betäuben. Oder um im Rausch die Angst vor dem Stehlen zu vernebeln. Schusterleim ist das Rauschgift der brasilianischen Straßenkinder. Er ist billig. Ein Literkanister, portionsweise umgefüllt in Becher, Flaschen oder Plastikbeutel, reicht für die Gruppe als Tagesration. Der Kleber mit dem stechenden Geruch wird zum ständigen Begleiter, zum Tröster. Doch die giftigen Dämpfe zerstören die Gehirnzellen, ruinieren in wenigen Jahren die Atemwege.

In Kolumbien, dem Land der größten Kokainkartelle der Welt, rauchen schon die „chinos" (kleine Straßenjungen) Basuco – eine teuflische Mischung, die Crack harmlos erscheinen läßt: Kokainpaste, verschnitten mit Benzin, Aceton, Talkum-Puder oder Mehl.

Mittags gegen zwölf hat Franky Ramírez, 18, in einem Hauseingang seinen Basuco-Rausch ausgeschlafen. Er ist der Chef der Gallada de la 19, einer Bande von Jugendlichen, die auf der belebten Einkaufsstraße Avenida 19 in Bogotá operiert. Die anderen sind schon unterwegs. Nur Neida, seine Freundin, räkelt sich noch unter der dicken Tuchjacke, die gegen die Nachtkälte in der 2600 Meter hoch gelegenen Stadt nur notdürftig schützt.

Straßenmädchen Neida, Bruder José
Dumpf im Kopf

Straßenkinder-Boß Franky
Im Traum Juwelendieb

Neida hat vor vier Monaten ein Baby bekommen. Ein paar Wochen war sie bei ihrer Mutter geblieben, doch dann hatte sie Sehnsucht nach Franky. Das Kind ließ sie einfach zu Hause, seitdem hat sie es nicht mehr besucht. Neida lächelt immer. Sie ist etwas dumpf im Kopf vom Straßenleben. Früher hat sie versucht, Eis zu verkaufen. Aber andere Gamines – so werden die Straßenkinder von Bogotá genannt – haben ihr die Ware gestohlen. Jetzt sorgt Franky für sie. Er hat ihr sogar die Pille gekauft.

Neidas Vater ist nicht begeistert vom Chef der Gallada de la 19. Vor ein paar Tagen hat er Franky ein Messer in die Brust gerammt, weil der seine jüngste Tochter verdorben habe. Die anderen drei Mädchen der Familie bekamen ebenfalls ledig Kinder. Doch sie arbeiten wenigstens als Hausangestellte, sind arm, aber ehrlich.

Frankys Traum ist es, ein berühmter Juwelendieb zu werden. Vorläufig besteht sein Tagwerk darin, Passantinnen Goldketten vom Hals zu reißen, Uhren, Finger- und Ohrringe abzuziehen oder Brieftaschen zu schnappen. Manchmal raubt er ein Auto aus. Zwei Menschen hat Franky bereits auf dem Gewissen. „Wir sind die einzigen Überlebenden", beschreibt er den Kampf auf der Straße. „Von 200 Gamines sind an der Avenida 19 nur wir 10 übrig."

Auch Frankys jüngerer Bruder Carlitos, 15, gehört zur Gallada. Doch er möchte nicht so enden wie die älteren Bandenmitglieder: nicht wie ein Franky, ausgezehrt von den Drogen, immer in Todesangst, und nicht wie Repezuña, ein harter Basuco-Abhängiger, der eben erst, zum 25. Mal, bei einer Messerstecherei festgenommen wurde und im Gefängnis steckt.

Carlitos achtet auf sich, gibt die abgeschabte Cordhose und das karierte Hemd zum Waschen und schläft in einer Absteige, wenn das Geld reicht. An der Avenida 19 bewacht er geparkte Autos für eine Handvoll Wechselgeld – natürlich beklaut er die Wagenhalter. Aber er nimmt keine Drogen, will zurück zur Schule.

Die meisten der schätzungsweise 5000 Gamines von Bogotá stammen aus den „tugurios", den Slums im Süden. Die Armensiedlungen wachsen die Berghänge empor – und geraten so in das Blickfeld der reichen Bewohner in den modernen Appartementhäusern an den begrünten Hängen der Kordilleren. Dort liegen auch die gutbewachten Villen der Kaffeebarone und Kokainkönige.

In den Süden, nach Ciudad Bolívar zu, verweigern Taxifahrer den Transport aus Angst um ihren Wagen. Hier gibt es keine geteerten Straßen mehr, leben eine Million Menschen in Verschlägen aus Holz, Blech oder Pappe.

Solche Elendsgürtel umzingeln überall in Lateinamerika die Großstädte. Sie dehnten sich besonders während der achtziger Jahre durch gigantische Zuwanderungswellen der Landbevölkerung aus.

Auch Marianes Familie verließ das Heimatdorf im kargen Sertão im Nord-

osten Brasiliens, vertrieben von einer Jahre anhaltenden Dürre. Die inzwischen 16jährige Mulattin mit der blonden Mähne – ererbtes Überbleibsel einer kurzen Phase holländischer Kolonialisation – landete in der Provinzhauptstadt Recife auf dem Babystrich.

„Zuerst haben die Eltern mich und die fünf Geschwister betteln geschickt", sagt Mariane. Ihre grünlichen Augen sind ganz verdreht vom Schusterleim, den sie schnüffelt, um ihr Los zu vergessen. Seit sie elf ist, kennt sie die Männer.

Zur Nacht trifft sich Mariane mit anderen Kindern auf der Praça Joaquim Nabuco nahe am Fluß. Auf dem grauen zertrampelten Rasen rings um ein Standbild des Sklavenbefreiers Nabuco lagern die Sklaven des Brasilien von heute: obdachlose Familien, Bettler, Straßenhändler, Prostituierte.

Straßenkinder in Santiago: Die Mädchen sind wie ausgelöscht

Eine Horde Kinder mit verfilzten Haaren rollen Pappunterlagen zum Schlafen aus. Alle halten die Klebstoff-Flasche vor Mund oder Nase. Die Jungen sind vom Straßenleben gezeichnet. Viele haben tiefe Ringe unter den Augen, sind ausgemergelt, haben kaum noch Zähne. Doch zu Clownerien sind sie allemal aufgelegt und improvisieren eine Samba.

Die Mädchen dagegen wirken wie ausgelöscht. Ihre Arme und Beine, sogar die Gesichter sind übersät von schlecht verkrusteten Wunden. Wenn sie sich das Hirn mit Kleber vernebelt haben, schneiden sie sich mit Rasierklingen. Statt wie die Jungen auf andere loszugehen, richten die Mädchen ihre Aggression gegen sich selbst.

Menininha hat sich zuletzt vor zwei Tagen wieder die Pulsadern aufgeritzt. Seit sechs Jahren bringt sich die krauslockige Schwarze in Recife mit Prostitution durch. Die 18jährige im knappen neonrosa Stretchkleid kann nur noch männlichen Abschaum als Kundschaft gewinnen – so sehr ist ihr Körper schon verunstaltet. „Wenn man sich's in den Kopf setzt, kommt man raus aus dem Scheißleben", behauptet sie dennoch.

Eine Zeitlang besuchte Menininha die „Casa de Passagem", ein Haus im Zentrum von Recife. Dort finden minderjährige Prostituierte tagsüber Zuflucht, können essen, aber auch lesen und

Junge beim Leimschnüffeln
Der Tröster zerstört das Gehirn

schreiben lernen. Aber als Menininha, vollgepumpt mit Marihuana und Tabletten, immer wieder andere Mädchen verprügelte, war auch diese letzte Zuflucht für sie versperrt.

Anders als Jungen zögern Mädchen sehr lange, bevor sie ihr Zuhause verlassen. Unter den Straßenkindern in Lateinamerika wird der Anteil von Mädchen auf allenfalls 30 Prozent geschätzt.

Die meisten jugendlichen Prostituierten wurden zu Hause vergewaltigt – vom Vater, Bruder, Onkel oder Nachbarn. Sehr oft gibt die Mutter der Tochter die Schuld und verstößt sie. Mädchen erleiden mit zehn, zwölf Jahren „ihren psychologischen Tod", erklärt Ana Vasconcelos, Leiterin der „Casa de Passagem". Sie fühlen sich schmutzig ihr Leben lang. Sie sind Gefangene in einem Körper, den sie abzulehnen gelernt haben. Sie müssen ihn dafür bestrafen, daß er ihnen Geld einbringt. Deshalb schlitzen Mädchen wie Menininha ihre eigene Haut auf, die sie zu Markte tragen.

Die Lebenserwartung eines Straßenmädchens in Lateinamerika ist nur 21 Jahre. Wie viele von ihnen schon an Aids erkrankt sind, weiß niemand. Ester Castaño, Oberin des Ordens der Anbetungsschwestern in Bogotá, hat schon viele Mädchen betreut, die „mit 18 Jahren bereits vier Abtreibungen hinter sich haben" – bei Kurpfuschern in schmuddeligen Löchern, weil Schwangerschaftsabbruch hier wie überall im vorwiegend katholischen Lateinamerika illegal ist.

„Wer sündigt, die Gesellschaft oder die Prostituierte?" Das fragen sich die Nonnen im traditionellen hellgrauen Habit mit weißer Haube oft. Ein Freier will nicht zahlen und sticht das Mädchen in einer Kneipe nieder. Polizisten schleppen das blutende Kind weg und liefern es im Knast ab, den Mann lassen sie in Ruhe.

Die Polizei ist der Feind aller Straßenkinder – in ganz Lateinamerika. Die Staatsdiener saugen die Schwächsten

Bande vom Tomas-Edson-Platz in São Paulo: Bequeme Opfer

unter den Armen regelrecht aus, denn in all diesen Ländern werden Polizisten miserabel bezahlt.

Viele Jugendliche gehen zur Polizei, so erklärt der Leiter der Polizeiakademie in Rio, Jorge da Silva, in der Meinung, „sie können dann straflos gegen Gesetze verstoßen". Straßenkinder und Polizisten gehören derselben Subkultur an, oft verbindet sie ein Kontrakt. Gegen eine Beteiligung am Gewinn läßt der Polizist in seinem Revier ein paar Minderjährige stehlen. Oder er gibt konfiszierte Drogen an Straßenjungen zum Weiterverkauf.

Doch die Kinder bleiben der Willkür der Ordnungskräfte ausgesetzt: Liefern sie zuwenig Schutzgeld ab, müssen sie Schläge oder schlimme Mißhandlungen erdulden. Die Beamten bringen sie mit einer erfundenen Beschuldigung hinter Gitter. Wer zuviel weiß, wird einfach umgebracht – „queima de archivo" (Archivverbrennen) nennt sich das im brasilianischen Jargon.

„Bei uns findet ein Krieg ohne Kriegserklärung gegen die Straßenkinder statt", sagt der Franziskaner-Pater Márcio de Araujo Terra anklagend, der in Rios Favela Cantagalo eine Gruppe obdachloser Jugendlicher betreut. Einer seiner Schützlinge wurde schon ermordet, die anderen müssen seit dem Tod ihres Freundes fürchten, ebenfalls Opfer zu werden. Das ist das Berufsrisiko aller Straßenkinder in Brasilien.

„Ich bin müde geworden, die Toten zu zählen", sagt Wolmer do Nascimento, Koordinator der Nationalen Bewegung der Straßenkinder. Im Januar 1987 hatte er begonnen, die Namen aller Toten aus Duque de Caxias, einem der gewalttätigsten Slums am Rande von Rio, in roten Lettern an die Wand zu schreiben. Die Liste in dem Haus, das ihm der Bischof für seine Arbeit mit Straßenkindern überließ, bricht im September 1988 ab. Nach jeder Anzeige sei eine Racheaktion gefolgt.

Den „Krieg gegen die Kinder", den staatliche und selbsternannte Ordnungshüter führen, hat der brasilianische Journalist Gilberto Dimenstein dokumentiert*. Er registriert einen regelrechten „Auslöschungsprozeß" an herumvagabundierenden Minderjährigen, „eine Politik, die breite Unterstützung in der Gesellschaft findet".

Überall im Land engagieren Bürger, die Angst haben, ihr Auto, ihren Schmuck oder ihr Videogerät an kleine Räuber zu verlieren, Sicherheitstrupps. Diese „justiceiros" (Stifter der Gerechtigkeit, wie sie sich selbst sehen) sind Polizisten außer Dienst. Oder auch solche, die nebenbei ihr Gehalt aufbessern wollen.

Keiner wolle, daß die Kinder sterben, verteidigt sich ein Geschäftsinhaber aus São Paulo, der eine Killergruppe bezahlt. „Die Polizei nimmt sie fest, doch der Jugendrichter muß sie wieder freilassen. Mein Geschäft ist weiterhin bedroht. Habe ich etwa kein Recht, ein Geschäft zu betreiben?"

Mit Leistungsdruck begründet ein ehemaliger Mitarbeiter eines Sicherheitstrupps in Rio die Morde: „Es hilft nichts, den Banditen eine Tracht Prügel zu verpassen, sie kommen immer wieder. Wer nicht dafür sorgt, daß sie verschwinden, verliert seinen Job."

Weit davon entfernt, die Städte sicher zu machen, erhöhen die Todesschwadronen jedoch nur die Kriminalität. „Es sind Parallelheere, die für Geld töten", sagt Dimenstein und beschreibt, wie diese Organisationen sich verselbständigen und zu grandiosen Verbrecherringen werden.

Zwischen 1985 und 1991 wurden in Rio 2242 Kinder ermordet, meldete die Menschenrechtsorganisation Ceap an Amnesty International. Hauptstadt der Todesschwadronen ist Recife.

Im nordbrasilianischen Staat Maranhão, so fanden Menschenrechtler heraus, arbeitet diese Mordmaschine schon nach dem Prinzip von Versteigerungen: Geschäftsleute nennen die Kinder, deren Beseitigung sie wünschen, Killer machen ihr Angebot.

Die Brutalität erinnert an die Tradition der Militärdiktatur, die in Brasilien erst 1985 zu Ende ging. „Nach 25 Jahren

* Gilberto Dimenstein: „A guerra dos meninos". Editora brasiliense, São Paulo; 1990.

JE MEHR SIE SICH VON ÜBERHOLTEN AUTOMOBIL-VORSTELLUNGEN ENTFERNEN, UM SO MEHR KOMMT IHNEN LANCIA ENTGEGEN: DER NEUE LANCIA DEDRA INTEGRALE.

Leonhardt & Kern

3105 110 Leder-Innenausstattung als Extra.

1.6 i.e. Dedra 1.6 i.e.:
1591 cm³, 57 kW (78 PS), 170 km/h

1.8 i.e. Dedra 1.8 i.e..
1756 cm³, 77 kW (105 PS), 185 km/h

2.0 turbo ds Dedra 2.0 turbo ds:
1929 cm³, 66 kW (90 PS), 180 km/h

2.0 i.e. Dedra 2.0 i.e :
1995 cm³, 83 kW (113 PS), 195 km/h

Der neue Lancia Dedra integrale ist eine Hochleistungslimousine, die auf der bewährten Lancia-Philosophie basiert, zukunftsweisende Technik, außerordentliche Dynamik, anspruchsvolle Ausstattung und individuelles Design in einem Automobil zu vereinen.

Das zeigt sich am Handling, an der Fahrsicherheit und an der Motorleistung des Lancia Dedra integrale.

Seine technischen Daten: 1995 cm^3, 124 kW (169 PS), 264 Nm bei 3250/min, 8,0 s von 0–100 km/h und 215 km/h Höchstgeschwindigkeit.

Das hohe Leistungsvermögen in allen Drehzahlbereichen wird durch die intelligente und variable Ladedruck-Regelung, den Boost-Drive, erreicht.

Zur optimalen Verteilung des Drehmoments auf die Räder dient ein permanenter Allrad-Antrieb mit elektropneumatisch zuschaltbarem Sperrdifferential an der Hinterachse.

Zur Hochleistungs-Technik des Lancia Dedra integrale gehört auch das Bremssystem – serienmäßig ein 6-Sensoren-ABS.

In Verbindung mit der großzügigen Serienausstattung wird der Lancia Dedra integrale zur komfortablen und dynamischen Reiselimousine.

Lassen Sie sich bei einer Testfahrt davon überzeugen. Information zum Nulltarif: 0130-2285.

LANCIA DEDRA

DAS GESICHT IN DER MENGE

2.0 automatic	Dedra 2.0 automatic:	1995 cm^3, 83 kW (113 PS), 190 km/h
2000 turbo	Dedra 2000 turbo:	1995 cm^3, 119 kW (162 PS), 215 km/h
integrale	Dedra integrale:	1995 cm^3, 124 kW (169 PS), 215 km/h

Schützlinge von Ademilson und Roberta beim Basteln (in Recife): Die Kinder wählen ihre Regierung

Diktatur hat unsere Gesellschaft den Sinn für Skandalöses und für Würde verloren", analysiert der Soziologe Herbert de Souza die Gewaltneigung seiner Landsleute. Die Elite des Landes sei „phantastisch unsensibel", es fehle ihr jeglicher Respekt vor dem „Wert eines Lebewesens".

Damals, in den Zeiten der Repression, hatten Polizisten raffinierte Folterteчniken erlernt, die sie heute bei Kindern anwenden, um ihnen Geständnisse abzupressen oder bloß um ihren Sadismus zu befriedigen. So weisen die Leichen von Straßenkindern fast immer Folterspuren auf – in Recife sind sie ganz besonders makaber zugerichtet mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Genitalien, aufgeschlitzter Kopfhaut, Verbrennungen.

Bislang konnten in Brasilien Kinderquäler und -schlächter darauf zählen, straffrei auszugehen. Die Polizei hatte kein Interesse, gegen Todesschwadronen zu ermitteln, denen Kollegen angehören. Untersuchungen versickerten. Anklagen kamen schon deshalb schwer zustande, weil die Zeugen der Greueltaten meist aus Angst um ihr Leben schweigen.

In Peixinhos, einem Armenviertel von Recife, wurden am 4. September vergangenen Jahres die Brüder Cristiano, 16, und Elias da Silva, 17, im Morgengrauen von drei bewaffneten Männern aus dem Haus der Mutter gezerrt. Tags darauf tauchten ihre Leichen auf, durchsiebt von Blei, mit Zigarettenbrandlöchern, gefesselt, Finger und Penis abgeschnitten. Bis heute hat niemand Anzeige erstattet, noch wurde eine Untersuchung der Morde angeordnet. „Wenn ich die Täter anzeige, führt das zu nichts", sagt die Mutter, „sie waren nur Straßenkinder."

Die „impunidade", Straffreiheit der bewaffneten Ordnungshüter, ist ein in Lateinamerika weitverbreitetes Übel. Militärdiktaturen in jüngster Vergangenheit trugen dazu bei, den Uniformierten nahezu unbegrenzte Macht für Übergriffe einzuräumen. Die Ordnungskräfte gerieten außer Kontrolle und blieben bis heute Staat im Staat.

In Brasilien zumindest zeigen jetzt die Veröffentlichungen über das Treiben der Todesschwadronen erstmals Wirkung. Besonders die Anklage von Amnesty brachte die Regierung unter Druck. Präsident Collor de Mello erklärte die Kinder zur „nationalen Priorität" und verlieh seinem Gesundheitsminister Alceni Guerra den Zusatztitel eines Ministers für Kinder. Doch die neue

Verhaftung eines Straßenjungen in São Paulo: Polizeilicher Willkür ausgeliefert

ZWEI KÖNIGSTREUE UND DIE VERRÜCKTE ENTDECKUNG
König-Pilsener
DAS KÖNIGLICHE VERGNÜGEN

Häftlinge im Untersuchungsgefängnis von Recife: Leicht abduschbar wie ein Raubtierkäfig

Behörde hatte nur einen einzigen Beamten, der im Mai dann auch noch abberufen wurde.

Die Regierung Collor hat größte Mühe, den schlechten Ruf der bisherigen Jugendpolitik vergessen zu machen. Denn bislang beschränkte sich der Staat, wie in Lateinamerika üblich, darauf, die Kinder in Besserungsanstalten wegzusperren.

Im Oktober vergangenen Jahres setzte die Regierung unter viel Werberummel ein neues Gesetz in Kraft. Es soll die Rechte der Kinder besser wahren. Zunächst jedoch hat das Kinderstatut die Gewalt ansteigen lassen, stellten Betreuer von Straßenkindern fest. Die Killer mordeten nun erst recht, um zu zeigen, wie wenig sie auf verbriefte Rechte geben. „Weder die Bevölkerung noch die Justiz ist im Moment auf das Gesetz zugunsten der Kinder vorbereitet", sagt Jaime Benvenuto, Anwalt aus Recife, der mit seiner Organisation Gajop soziale Randgruppen vertritt.

Im Cap von Recife, einer Art Untersuchungsgefängnis, wo die Polizei verhaftete Jugendliche abliefert, sitzen statt ehemals 200 zur Zeit nur 30 Kinder ein, meist Rückfällige mit üppigem Vorstrafenregister. Eigentlich sollten nach den neuen Vorschriften die Kinder nur 24 Stunden hier bleiben und dann entweder freigelassen oder in eine Anstalt für minderjährige Kriminelle weitergeschickt werden.

Doch wegen Personalmangels dauert die Entscheidung oft monatelang. In einer Zelle, leicht abduschbar wie ein Raubtierkäfig, dösen die Häftlinge mit einem Wärter in den Nachmittag. Schmale 12jährige, geduckt hinter 18jährigen, die so aussehen, als könnten sie die Gitterstäbe mühelos auseinanderbiegen. Morgens dürfen die Jungen in der Betonarena Fußball spielen oder zwei Gemüsebeete beharken.

Im vergangenen Jahr wurden 1,5 Millionen verlassener brasilianischer Kinder in offenen oder geschlossenen Anstalten aufbewahrt – dafür verschlang die Jugendbehörde 2,5 Milliarden Mark. Hinausgeworfenes Geld.

„Wir brauchen nur 500 Cruzeiros (2,50 Mark) pro Tag für jedes Kind", sagt Ademilson do Nacimento. Mit Eis am Stiel haben der Schwarze und seine Frau Roberta in Recife schon viele Jungen und Mädchen aus dem Elend geholt. In Casa Amarela, einem proletarischen Viertel, begannen die beiden Lehrer 1983 mit sechs Straßenkindern, denen sie ihr Haus und ihren Kühlschrank zur Verfügung stellten.

Während das Eis für den Straßenverkauf fror, bekamen die Kinder Unterricht. Inzwischen kommen täglich 100 Kinder ins CAMM (Zentrum zur Unterstützung von Minderjährigen und Frauen). Neben Eis stellen sie auch Tonschüsseln her, die sie mit Blumen aus dem projekteigenen Garten bepflanzen. Die Mädchen nähen Kleider, Jungen basteln Holzspielzeug. Das Zentrum hat einen kleinen Laden, nimmt auch feste Aufträge an.

Mit Geldern von Terre des Hommes konnte das Ehepaar ein Hanggrundstück erwerben und mit den Kindern mehrere kleine Häuser bauen: einen Schulraum, Küche und Eßsaal, Werkstätten, einen Schlaftrakt und Ställe für Schweine und Hühner.

„Wir machen kein Projekt für Kinder, sondern mit Kindern", sagt Ademilson. Die Mädchen und Jungen lernen, selbst Verantwortung zu übernehmen, sie wählen eine „Diretoria de menino", eine Kinderregierung.

Doch Kinder, die in solch einem Projekt Aufnahme finden, sind Privilegierte. Sämtliche Hilfsprogramme der Sozialbehörden, Kirchen oder von privaten Organisationen vermögen nur einige wenige aus der Gosse zu retten. Das Problem der Straßenkinder lösen sie nicht.

Die übrigen verkommen. Eine Diskussion über Schwangerschaftsabbruch findet in diesen Ländern, die sich als Bollwerk des Vatikans verstehen, nicht statt, sagt eine Sozialarbeiterin aus Recife, „das ist und bleibt verboten". Doch was sei das Schicksal der Straßenkinder schon anderes als „eine gesellschaftlich tolerierte Form der Abtreibung unerwünschter Kinder nach der Geburt?"

Todesliste aus Teheran

Nach dem tödlichen Anschlag auf den ehemaligen iranischen Premierminister Schapur Bachtiar in Suresnes bei Paris und der Festnahme eines der Tat verdächtigten Iraners durch die Schweizer Polizei in Genf rechnen französische Sicherheitsbehörden mit weiteren Attentaten. Die Geheimdienste DST und RG verfügen über eine Todesliste, die von religiösen Hardlinern innerhalb der Teheraner Regierung stammen soll. 33 Personen sind aufgeführt, die „mit allen Mitteln" zu eliminieren seien, darunter ehemalige Generale, Ex-Minister, Diplomaten, religiöse Führer und die letzte Frau des Schah, Farah, deren ältester Sohn sowie Schah-Schwester Aschraf Pahlewi. In der französischen Hauptstadt leben 10 000 Exil-Iraner.

Hilfe bei der Fluchtgeld-Suche

Eine ungewöhnliche Art von Entwicklungshilfe hat die Schweizer Regierung entdeckt: Ihre „Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe" bezahlt dem westafrikanischen Staat Mali die Anwaltskosten bei der Suche nach Fluchtgeld des früheren Staatschefs Moussa Traoré. Der neuen malischen Regierung zufolge soll der im März gestürzte und seitdem inhaftierte Militärmachthaber während seiner 22jährigen Herrschaft ein Vermögen von rund 3,3 Milliarden Franken angehäuft haben – soviel wie die gesamten Auslandsschulden des Landes. Die Hälfte des Geldes vermuten die Afrikaner auf Schweizer Konten. Offiziell addieren sich alle Guthaben Malis und seiner Bürger bei Schweizer Banken auf 12 Millionen Franken.

Ex-Präsident Traoré

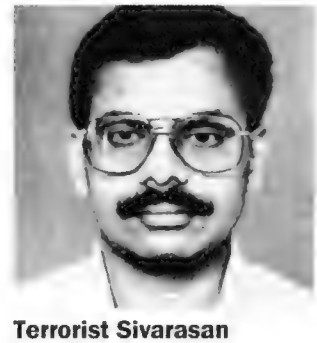
Bürgerkriegsopfer bei Osijek

Jugoslawien: Ultimatum zum Monatsende

Kroaten-Präsident Franjo Tudjman stellte der Bundesarmee am vergangenen Freitag ein Ultimatum: Sie soll „bis zum Monatsende" aus seiner umkämpften Republik abziehen. Am gleichen Tag wurde in Slawonien erneut erbittert gekämpft. Die Belgrader Nachrichtenagentur Tanjug sprach von 200 gefallenen Serben; die Kroaten meldeten zwei Tote. Hauptziel der von der Bundesarmee mit Artillerie und Flugzeugraketen unterstützten serbischen Angriffe ist die slawonische Stadt Osijek, die von der kroatischen Nationalgarde seit Wochen gegen serbische Freischärler gehalten wird. Osijeks Bürgermeister Zlatko Kramarić wies die Behauptung der serbischen Milizen, sie verteidigten nur ihre Dörfer, als Lüge zurück: „Bauern können sich nicht hundert Mörsergranaten pro Tag kaufen." Die serbischen Freischärler, aber auch die Bundesarmee fühlen sich an keinen Beschluß mehr gebunden – das Chaos regiert.

Gandhi-Attentäter beging Selbstmord

Die Aussichten, den Mord am ehemaligen indischen Ministerpräsidenten Rajiv Gandhi aufzuklären, verdunkeln sich. Der Mann, den der mit der Fahndung betraute Geheimdienst CBI für den Drahtzieher des Attentats hält, ist tot: Raja Arumanayagam, 30, gesucht unter den Alias-Namen Sivarasan oder „einäugiger Jack". 2500 Polizisten hatten sein Versteck, eine Fischerhütte in der südindischen Stadt Bangalore, einen Tag und zwei Nächte lang belagert. Als sie es am vergangenen Dienstag stürmten, hatte Sivarasan Selbstmord begangen. Die Fahnder halten die Befreiungsorganisation Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE), die auf Sri Lanka für einen unabhängigen Tamilen-Staat kämpft, für die Auftraggeber der Bluttat am 21. Mai, bei der auch die Attentäterin, eine Tamilin aus Sri Lanka, ums Leben kam (SPIEGEL 34/1991). Den Einäugigen, der mit ihr am Tatort fotografiert wurde, hält die Sonderkommission für den Aufklärungschef der LTTE. Er war in den vergangenen 90 Tagen der meistgesuchte Mann Indiens. Den Fahndern war bekannt, daß die Führer der Tamilen-Tiger Zyankali-Kapseln bei sich tragen, um sich Verhaftungen durch einen raschen Tod zu entziehen. Die belagernden Polizeitruppen waren deshalb darauf vorbereitet, dem Gejagten den Magen auspumpen zu lassen. Im Fall von Sivarasan hätte solches Eingreifen nichts genützt. Er hatte sich mit einer Pistole in den Kopf geschossen.



Terrorist Sivarasan

Kuweit: Jobs zu vergeben

Beim Wiederaufbau des Öl-Emirats Kuweit fehlt es an politisch unverdächtigen Arbeitskräften. Vor der Besetzung durch den irakischen Nachbarn hatten Palästinenser als Handwerker, Beamte und Ärzte sowie Pakistaner und Filipinos als Hausangestellte die Arbeit für die reichen und verwöhnten Einheimischen erledigt. Doch nach der Befreiung wurden die Arbeitsverträge der meisten Gastarbeiter gekündigt, sie mußten das Land verlassen. Um die vakanten Posten, vor allem in der Verwaltung und im Gesundheitswesen, rasch wieder zu besetzen, hält die kuweitische Regierung in den benachbarten Emiraten Ausschau nach arabischen Werktätigen. Trotz bester Bezahlung läuft das Programm nur mühsam an, denn einheimische Fachkräfte sind rar am Persischen Golf. Erster Erfolg: Das Emirat Bahrein hat den Kuweitern zugesagt, demnächst 200 Lehrer ins Land zu schicken.

„Heute begann Großrußland“

Zweimal stürzte Michail Gorbatschow. Erst putschten gegen ihn Spitzengenossen – oder spielte er bei diesem Komplott etwa mit? Rußlands Boris Jelzin siegte rasch über die Junta, nun entmachtet er den Präsidenten und löst die Sowjetunion auf. Der neue Held der westlichen Welt verbietet die Kommunistische Partei.

Der Sieg über den Panzerkommunismus reichte Boris Jelzin noch nicht zum Triumph. Er suchte die Niederlage jenes Mannes, der einmal der große Wandler des sowjetischen Systems gewesen war.

In einem eineinhalbstündigen Tribunal vor dem Russischen Parlament führte er Michail Gorbatschow geradezu vor. Er konfrontierte ihn mit einem Protokoll der Putsch-Kollaborateure, das Gorbatschow noch nicht kannte, und mit Fragen nach seiner eigenen Rolle im Staatsstreich. Er setzte ihn am vorigen Freitag dem Zorn der Vertreter des empörten Volkes aus, unterbrach ihn häufig und erwies ihm nur mitunter kleine Gnadenerweise – ein erschütterndes, unverschämtes Schauspiel.

Unkonzentriert und sichtlich schwer angeschlagen, nahm Gorbatschow Zuflucht zu alten Floskeln aus seinem Repertoire. Und dann kündigte Jelzin dem Auditorium einen Streich „zur Entspannung“ an: Er demütigte den KP-Generalsekretär auch noch mit der plötzlichen Unterschrift unter ein Dekret, das die Tätigkeit der Russischen Kommunistischen Partei bis zur Klärung ihrer Rolle beim Putsch suspendiert.

* Im Russischen Parlament am vorigen Freitag.

Gorbatschow, hilflos: „Das wird ein Fehler sein.“ Matt warnte er vor einer „antikommunistischen Hysterie“ – während die Leute im Land die Kommunisten jagten.

Boris Jelzin, 60, hatte das Volk gegen die Machthaber der alten Gewalten geführt, gegen die putschenden Chefs der Streitkräfte, der Geheimpolizei, der Regierung, der Rüstungsindustrie. Er hatte Michail Gorbatschow, den Präsidenten der Sowjetunion, aus seiner Einschließung auf der Krim zurückgeholt.

Nun forderte der zu allem entschlossene Jelzin einen neuen Vertrag über den künftigen Bund der Nachfolgestaa-

Reformkommunist Gorbatschow, Befreier Jelzin*: „In die Politik lasse ich dich nicht rein“

Siegeskundgebung nach dem Putsch vor dem Russischen Parlament: Die zweite Revolution ...

ten des Sowjetreiches. Er begann auch sogleich, die Souveränität seines Staatswesens zu zementieren, unterstellte schon einmal Armee, KGB und Polizei auf seinem Territorium der eigenen Befehlsgewalt. Und er bemächtigte sich aller Staatsbetriebe Rußlands – fast der ganzen Volkswirtschaft.

Doch das war dem Russen von der Statur eines Sagenhelden noch nicht genug. Jelzin griff auch nach der Regierung der gesamten Sowjetunion, entließ die Helfer der Putschisten und auch ihre von Gorbatschow schon berufenen Nachfolger, er ernannte ein Kabinett nach eigenem Geschmack. Michail Gorbatschow, der wieder eingesetzte Staatschef der UdSSR, beugte sich.

Seine Alliierten von gestern hatten ihn gestürzt, einem Bündnis mit Jelzin entzog er sich. Denn der Revolutionär Jelzin will den Kommunismus auf dem gesamten Gebiet der UdSSR den Garaus machen, und Gorbatschow, der Reformist und Taktiker, er zauderte.

Noch fürchtete er die Revanche des alten Apparats, ein letztes Gefecht der in ihrer Existenz, in ihrem Leben gar bedrohten Funktionäre. „Wir dürfen nicht vergessen, in welchem Land wir Reformen durchführen", warnte er im Stil seiner Besänftigungen aus der Zeit vor den drei turbulenten Tagen.

Obwohl den Generalsekretär Gorbatschow beim Putsch vom Montag die eigene Partei im Stich gelassen hatte, suchte er nach seiner Wiederkehr noch Rechtfertigungen für seine Genossen. Ausführlich rügte er die freie Presse, pries Lenin und empfahl sich noch einmal als „Anhänger der sozialistischen Idee". So einer ist nicht mehr gefragt in Rußland.

Getragen von den Menschen, die nach zwei Generationen den Kommunismus leid sind, ließ Jelzin das Zentralorgan der KPDSU, die *Prawda*, und andere Parteiblätter auf dem Boden Rußlands verbieten. Der Kommunismus in Rußland geht zu Ende, sein Reformer Gorbatschow hat verloren.

Diese historische Wende begann mit einer Banalität – einem Lumbago, dem gemeinen Rückenschmerz. Jeder Mensch könne mal einen Hexenschuß haben, hielt der SPIEGEL im Juni dem Gorbatschow-Vize

Putsch-Soldaten am Kreml
... die das Volk gewann

Eine Partei verschwindet

RUDOLF AUGSTEIN

Michail Gorbatschow, nach den Ereignissen der vergangenen Woche im Schatten seines Rivalen und Retters Boris Jelzin, wird jetzt unter Wert gehandelt. Er habe sich zu zögerlich verhalten, habe „Flickschusterei betrieben" und „seinen Mantel in den Wind gehängt", wie George F. Will in der *International Herald Tribune* meint, er habe sich seine Feinde erst ins Haus geholt und sei dann in Urlaub gefahren. Darüber läßt sich reden.

Sein früherer Außenminister Eduard Schewardnadse wirft sich aber doch wohl zu leidenschaftlich in die Debatte, wenn er insinuiert, Gorbatschow selbst habe den Putsch gegen sich angezettelt. Das wäre Borgia-Renaissance à la russe und ließe das vorherrschende Tohuwabohu in der Sowjetunion außer acht.

Man stelle sich vor, was Schewardnadse wohl angerichtet hätte, wäre er seinerzeit anstelle seines Freundes Gorbatschow Chef des Politbüros geworden. Man hätte ihn wahrscheinlich schon sehr viel früher aus dem Weg zu räumen versucht.

Schließlich war er kein „Säbel" wie Napoleon, der die Revolution in Frankreich aus ihrem eigenen Sumpf hochzog. Auch Schewardnadse hätte die Bevölkerung nicht mit dem Lebensnotwendigen versorgen können. Das konnten die Neuerer ja bisher alle nicht, das haben sie als Planwirtschaftler nicht gelernt.

Es mag sein, daß mit Alexander Jakowlew, Ex-Kommunist wie Schewardnadse, mehr konzeptioneller Verstand als durch Gorbatschow ins Amt gekommen wäre. Offenbar war er aber selbstkritisch genug, um zu erkennen, daß er sich weder im Land selbst noch im Ausland hätte durchsetzen können.

Boris Jelzin, dem Helden des Tages, wäre der Triumph versagt geblieben, hätte ihm Gorbatschow mit „Glasnost" nicht die Bresche freigeschlagen. Es hat seine eigene Tragik, daß „Glasnost", die Durchschaubarkeit der öffentlichen Dinge, der „Perestroika", der Umgestaltung der Gesellschaft, im Weg stand, ja, sie geradezu unmöglich machte. Welche der führenden Persönlichkeiten der Sowjetunion hätte dagegen ein Rezept gehabt?

Man sagt, Gorbatschow habe sich trotz seines taktischen Gespürs zwischen sämtliche Stühle gesetzt. Doch auch Abraham Lincoln saß zu Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges 1861 zwischen den Stühlen, bis die Rebellen des Südens den ersten Schuß auf Fort Sumter abfeuerten. George F. Will meint sogar, er hätte ursprünglich gar nicht beabsichtigt, die Sklaverei abzuschaffen. Binnen 18 Monaten hätten die Dinge aber eine Eigengesetzlichkeit entwickelt.

Das trifft auch auf Gorbatschow zu. Er muß sich mit einer kommunistischen Partei auseinandersetzen, die es eigentlich schon gar nicht mehr gibt, die er aber gleichwohl, wenn auch halbherzig, wiederbeleben möchte. Nur, wer hat sie entmachtet? Ihr Generalsekretär Gorbatschow selbst. Während des Putsches war sie von der Bildfläche verschwunden.

Da gab es das KGB. Wer, wenn er nicht über die Macht Iwans des Schrecklichen oder Zar Peters I. verfügte, der noch selbst bei der Pfählung seiner angeblichen Feinde helfend zur Seite stand, hätte den „richtigen" KGB-Chef aussuchen können? Gibt es nicht so etwas wie die Eigenständigkeit dieses riesigen Apparates, der jeden neuen Chef seiner inneren Dynamik gefügig macht? Was wäre denn Berija ohne Stalin gewesen?

Und die Armee? Hatte sie nicht schon viel zu lange stillgehalten? Bestand denn, hätte sie einen „Säbel" gehabt, aus der Sicht der Militärs kein Grund für einen Putsch? Lenin und Trotzki, diese Revolutionsexperten, hätten dem Spektakel in Moskau und Leningrad vermutlich recht verwundert zugesehen. Hatten sie nicht immer vor der Gefahr des „Bonapartismus" gewarnt?

Nun war dieser trostlose Trümpel Jasow alles andere als ein Bonaparte, alles andere als ein „Säbel". Sieht man denn nicht, daß er für Gorbatschow viel ungefährlicher war, als es etwa ein Marschall Tuchatschewski gewesen wäre?

Lenin, kurz vor seinem Tod, hatte noch das rüde Vorgehen von Stalin und dessen Kumpan Ordschonikidse gegen das nationalkommunistische Georgien beklagt. Nur, hatte ein gesunder Lenin etwas anderes im Kopf als die Einheit von Partei und Union? Hätte er das Baltikum, Georgien und die Ukraine friedlich ziehen lassen, wenn er mächtig genug gewesen wäre, sie zu halten? Da kennt man Lenin wohl schlecht.

Boris Jelzin hat Gorbatschow kraft der von ihm durchgesetzten Schwächung der Zentralmacht in Moskau und durch die – unabsichtliche? – Förderung der Fliehkräfte in den Republiken erst in die Lage gebracht, aus der er ihn erretten konnte. Das Leninsche Rußland besteht nicht mehr. Aber so erhebend der persönliche Mut Jelzins und der Mut der Bevölkerung war: Die Sache selbst ist noch längst nicht ausgestanden. Für die Zuständigkeiten beider Präsidenten, und damit für einen von beiden, wird es auf die Dauer keinen Platz geben. Sie werden sich die Lebensluft vom Munde wegatmen.

Daß Jelzin Brot backen und die Regale füllen kann, dürfte wohl nur für kurze Zeit und auch nur unter Vorbehalten zu erwarten sein. Für die Sowjetunion gilt „Freiheit nicht gleich freier Markt" und nicht die chinesische Parole „Freier Markt nicht gleich Freiheit".

Zu Wort meldet sich jetzt natürlich der „Old boys"-Klub. Auf Jahrzehnte hinaus, so prophezeit Helmut Schmidt, werde die Sowjetunion wirtschaftlich von Schwäche gekennzeichnet sein. Henry Kissinger will immer schon davor gewarnt haben, ausschließlich auf einen Mann zu setzen.

Darf man fragen, ob er neben Gorbatschow zugleich auch auf Jelzin hätte setzen wollen oder, noch dazu, auf die Ukraine, wie Helmut Schmidt es vorschlägt? Wollen sie sich, ohne die mindeste Ausrüstung, in den Dschungel der sowjetischen Innenpolitik stürzen?

Nun, sie müssen ja nicht, sie schreiben ja nur. Vom sicheren Port in Hamburg oder Washington aus läßt sich gut raten.

Abraham Lincoln sei es ursprünglich allein um den Erhalt der Union gegangen, meint George F. Will. Darum müßte es jedem russischen Präsidenten auch gehen. Niemand hat aber mehr zum Zerfall der Union beigetragen als Jelzin. De Gaulle wollte zu Beginn auch alles andere als die Unabhängigkeit Algeriens. Aber seine Alleinherrschaft war ihm am Ende doch wichtiger.

Alle haben sich von den Ereignissen mitreißen lassen. Jelzin wird das wohl oder übel auch tun müssen. Kommt er nach Deutschland, wird man ihn zu Recht begeistert feiern. Doch werden seine Probleme, so das möglich ist, noch größer sein als die Gorbatschows.

Putsch-Anführer auf ihrer Pressekonferenz am vorigen Dienstag*: „Das Land ist unregierbar geworden"

Gennadij Janajew vor, und ob er, wenn so etwas dem Präsidenten Gorbatschow widerfahre, dann die Sowjetunion regiere? „So ist es", bekannte der Karriere-Funktionär und versprach, in diesem Falle keine „Kraftakte" zu vollführen.

Den Urlauber Michail Gorbatschow befiel wenig später auf der Krim ein Hexenschuß, den seine Ärzte behandelten. Das teilte Gorbatschow am vorletzten Sonntag nachmittag seinem Freund und Berater Georgij Schachnasarow per Telefon mit.

Kaum eine Stunde später, um 16.50 Uhr Ortszeit, besetzten KGB-Leute Gorbatschows Datscha, schnitten die Telefone ab und schlossen seine Familie samt 32 Leibwächtern ein: Ehefrau Raissa erlitt einen „tiefen Schock", ihre Hand soll darob gelähmt sein.

So völlig überrascht konnte Gorbatschow nicht sein. Schon einmal war er sieben Wochen im Urlaub mit Nötigungen festgehalten worden, 1987. Und während der Gorbatschow-Ferien 1989 erinnerte die *Prawda* gezielt an die Verhaftung des Sowjetchefs Nikita Chruschtschow 1964 aus dem Urlaub – heute werde sich ein Machtwechsel nur als Putsch vollziehen oder aber durch Druck auf Gorbatschow, seinen Kurs zu ändern.

Damals dementierte Verteidigungsminister Dmitrij Jasow, wegen der Größe des Landes und der modernen Logistikprobleme sei ein Putsch „unwahrscheinlich". Diesmal, am Kap Sarich bei Foros am Schwarzen Meer, erschien Präsidenten- Stellvertreter Janajew mit einer Hiobsbotschaft: Das Land nähere sich einer Katastrophe.

Das war nun nicht neu. Industrieproduktion, Export und Import, vor allem aber die Masseneinkünfte sinken dramatisch. Der Westen leistet keine Hilfe.

Schlimmer noch: Die Sowjetunion löst sich auf. Im größten Bundesland der UdSSR, der Russischen Republik, hatte der Landespräsident Jelzin die Aktivitäten der Kommunistischen Partei in Betrieben, Behörden und Militäreinheiten verboten.

Am vorigen Dienstag wollte Gorbatschow mit Jelzin in Moskau einen Vertrag unterschreiben, der die verbliebenen 9 der 15 Sowjetrepubliken nur noch zu einem lockeren Staatenbund zusammenfaßt – ohne das Beiwort „sozialistisch" im Namen und mit geringeren Rechten der Zentrale, die zum Beispiel keine eigenen Steuern mehr erheben sollte: höchste Gefahr für alles, was gestandenen Kommunisten teuer ist – und besonders den aus dem zentralen Etat finanzierten Sicherheitsorganisationen Armee, Bereitschaftspolizei und Geheimdienst.

Janajew, der von dem ZK-Experten für Rüstung, Oleg Baklanow, begleitet war, legte Gorbatschow ein Ultimatum vor: Entweder rufe Gorbatschow den Ausnahmezustand aus, oder er erteile Janajew dazu die Vollmacht.

Gorbatschow erzählte am Donnerstag die von einem seiner Leibwächter rapportierte Szene etwas anders: Vom Auftreten der beiden Genossen sagte er nichts, die Alternative habe ihm vielmehr der Leiter seiner Präsidialabteilung, Walerij Boldin, vorgetragen. Am Freitag, vor dem Russischen Parlament, gab er das Erscheinen Baklanows zu. Energisch blieb er jedoch dabei, er habe beide Varianten verweigert – „sonst hätte ich Selbstmord begehen müssen".

Am nächsten Morgen um 6.18 Uhr ließ Janajew über die Agentur Tass seinen Chef krankmelden, unfähig zur Erfüllung seiner Pflichten, die er nun selbst ausübe. Sobald Gorbatschow gesund sei, erklärte Janajew hernach der Öffentlichkeit, werde er zurückkehren. Als ob

Heimkehrer Gorbatschow, Ehefrau Raissa*: „Tiefer Schock"

* Oben: Tisjakow, Starodubzew, Pugo, Janajew, Baklanow, Berater; unten: mit Enkeltochter Xenija am vorigen Donnerstag.

„Rossija ist auferstanden"

SPIEGEL-Reporter Hans-Joachim Noack über die unbekannten Helden von Moskau

In den Tagen und Nächten, in denen die Sowjetunion am Abgrund stand, sind es in Moskau vor allem Frauen gewesen, die dem Land die Ehre gerettet haben. Eine von ihnen ist Tatjana Starikowa, 49, Technikerin. „Um den Besatzungen ins Gewissen zu reden", erklomm sie von Montag bis Mittwoch morgen ein halbes Dutzend Panzer.

In den Stunden, die Rußland Schande brachten, sind den Russen Helden erwachsen. Einer heißt Kolja, 21 Jahre alt, aus Belgorod, der seinen T-72 am Smolensker Ufer aus dem Pulk der Belagerer löste und statt dessen den bedrohten Präsidentensitz schützte. „Überredet von einer Mutter", wie er später lachend bestätigen wird.

Ob es Tatjana Starikowa war, die den kindlich wirkenden Zugführer „auf die Seite des Lebens" lockte, interessiert nicht mehr. Beide empfinden mit Dankbarkeit, „daß es überhaupt geschah" – daß in seiner Heimat, sagt nach der Flucht der Putschisten der junge Soldat, „die Instinkte noch funktionieren".

Das erlöste Moskau am Donnerstag: Einer geisterhaft anmutenden Choreographie folgend, wie sie zu Beginn der Woche vorgerückt sind, bewegen sich jetzt im Morgengrauen die letzten schweren Panzer in Richtung Ausfallstraßen. Der Spuk verflüchtigt sich.

„Hunderte von gepanzerten Fahrzeugen", die nach Boris Jelzins Angaben allein in der Hauptstadt zusammengezogen worden waren, kehren in ihre Kasernen zurück. Den mißbrauchten Einheiten der wie geschlagen davonschleichenden Sowjetarmee fahren jene Todesmutigen hinterdrein, die mit ihrem Gerät beizeiten die Seiten gewechselt hatten. Und unter ihnen der in der Nacht zuvor vielfach geküßte Kolja.

Ein Tag bricht an, der die Ängste wegzuwischen scheint. Munter erhebt sich hinter dem Weißen Haus der Atomphysiker Alexander Tschistjakow aus dem Schlamm. Seit dem Aufmarsch hat er in einem windschiefen Zelt ausgeharrt, um für seinen Präsidenten notfalls die blanke Brust hinzuhalten. „Doch nun wird ja alles gut, Jungchen" – und die massige Gestalt bittet über dem kokelnden Lagerfeuer zum obligaten Tee.

Denn ginge es etwa nach dem Priester Gleb Jakunin, dessen kraftvolle Stimme von der Balustrade des Parlamentsgebäudes herüberweht, begänne

Panzerzugführer Kolja
„Die Anständigen haben gewonnen"

sogleich das Osterfest. „Teure Landsleute", ruft der kampffreudige Geistliche, einer der Protagonisten der Bewegung „Demokratisches Rußland", „Rossija ist auferstanden."

Erstmals während der schicksalsträchtigen Tage reißt der Himmel auf. Die Sonne scheint, und die Erretteten sollen sich auch ein bißchen selbst feiern dürfen. Wie bis tief in die Nacht, als eine endlose Kette von Rednern das anfängliche Pathos mehr und mehr in Humor verwandelt hatte, dominiert so schon am frühen Morgen der lustvoll empfundene Triumph. „Rossija hurra", schallt es aus der Menge; die russische Seele will was zum Lachen haben.

„Rossija hurra – soll das KGB doch in den Irak übersiedeln, bei uns lebt ja noch der Honecker!" Schon die Ankündigung Jakunins, er werde gleich einen Satz aus der *Prawda* verlesen, gilt dem Publikum, das in einem seltsam angeregten Wachzustand verharrt, als geradezu vorzügliches Entertainment.

Menschen, die Tage und Nächte inmitten von Geröllhalden ihre Widerstandskraft erprobten, schütteln auch die aufgestauten Todesängste aus. Der von Boris Jelzin gepriesene „lebendige Schutzschild" entlädt sich – er entlädt sich in einer Art zu lachen, die den Tränen noch immer nahe ist.

„Gesiegt hat das Volk", sagen in schönem Gleichklang auf der Tribüne die Volksvertreter. Doch welches Volk? Ist es nicht vielmehr so, daß sich da eine gewaltige Masse heranschiebt, die nun zu ernten begehrt, was im Grunde einer kleinen Jelzin-Avantgarde gehört? Moskau am Dienstag, als Janajew die Panzer zu schicken schien, und Moskau am Donnerstag wirken wie ausgewechselt.

Aber die wahren Sieger zeigen sich nachsichtig. Mag die wundersame Vermehrung der Demokraten auch auf schwachen Füßen stehen – die große Zahl fasziniert sie. Und in der Hoffnung, daß der Zulauf alsbald in qualitatives Wachstum umschlagen wird, kriegt die bislang eher unbeachtete Freifläche vor dem Weißen Haus einen symbolkräftigen Namen. Von Stund an heißt sie „Platz des Freien Rußlands".

Umgestürzte Moskauer Welt: Eine Widerstandsinsel wird ins Zentrum gerückt. Während der Kreml mitsamt seinem Roten Platz fast verlassen daliegt – „denn da wohnen die Kommunisten" –, schlägt das russische Herz neuerdings um zwei Kilometer versetzt. In der traditionsreichen Kremlmauer, höhnt der vormalige Außenminister Eduard Schewardnadse, lägen ohnehin „zu viele drin".

So sorgsam der Umgang ist, den Jelzin und seine Bewußtseinselite mit dem noch hinterherhinkenden Volk pflegen, so schmerzlich trifft es Gorbatschow. „Gorbi who?" fragt am Freitag beim Abbau der Barrikaden ein Trupp Studenten und hält die Sorge um ihn „für unangemessen". Gorbatschow, entfährt es dem Konstrukteur Anatolij Tarakanow, sei „eine Ausgeburt des Systems".

Der Held der Welt gilt auch empfindsameren Moskowitern bestenfalls noch als tragische Figur. Kaum einen interessiert, wie er da in der Nacht zum Donnerstag im offenen Hemdkragen in die Metropole heimkehrt. Daß die Abwehr des Putschversuchs „ein Sieg der Perestroika" gewesen sei, wird ihm als Eigensucht angekreidet.

Gorbi scheint endgültig out – es lebe Jelzin, „der Bär, die ehrliche Haut, unser Teuerstes". Was immer russische Mentalität und russische Sprache an Liebkosungen hervorzubringen in der Lage sind, reicht da gerade noch aus, um die neue Lichtgestalt zu verklären. Mischt sich so in die verständlichen Huldigungen nicht zugleich die aufkeimende Sehnsucht nach dem starken Mann?

Sicher ist die Parteinahme für Boris Jelzin auch politisch bestimmt. „Die De-

mokraten", heißt dazu das derzeit in Moskau gebräuchliche Kürzel, „im Kampf gegen die Konservativen". Aber allem voran meint sie den Führer der Russen, eine Kraftnatur, die die Größenphantasien beflügelt.

„Denn, nicht wahr, in diesen Stunden, auf diesem Platz hat Rußland das Schicksal der Welt entschieden", lärmt am Mittwoch abend mit pendelndem Kreuz der Priester Jakunin. Tosender Beifall belohnt ihn dafür. Zu Tausenden ergreifen die Hauptstädter danach die hochgestreckten Hände, als der Pop-Sänger Alexander Malinin zaristische Offiziere beweint.

Janajew und seine Clique haben mit „einem Schmierenstück" (der Schauspieler Nikolai Karatschenko) bewirkt, daß das Pendel jetzt voll zurückschlägt. In der Nacht zum Freitag heben Jugendliche mit einem Krupp-Kranwagen das Denkmal des verhaßten KGB-Altvaters Felix Dserschinski vom Sockel – in Moskau knistert es rund um die Zitadellen der alten Macht.

Technikerin Starikowa: „Acht Halunken gegen acht Millionen Moskauer"

In Moskau, erklärt der Panzerzugführer Kolja, ehe er ins heimatliche Belgorod davonzieht, „haben die Anständigen gegen die Unanständigen gewonnen". Er ist anständig geblieben und wird dafür belohnt. Zum Dank darf Kolja in Beuteln Schokolade und Gurken mit nach Hause nehmen.

Der Technikerin Tatjana Starikowa ist „die ganze Aufregung ein bißchen peinlich". Keine Sekunde hat sie daran geglaubt, daß es „acht Halunken" gelingen könnte, „gegen acht Millionen Moskauer anzutreten – die Sache ist erledigt".

er sich für eine Sinnesänderung seines Chefs offenhalten wolle, vermied Janajew indes jedes abträgliche Wort über den Gestürzten. Statt dessen bemerkte er auf einer internationalen Pressekonferenz mit zitternden Händen: „Ich denke, daß mein Freund Präsident Gorbatschow wieder antreten kann und daß wir wieder zusammenarbeiten können."

Dies war die Stunde eines mächtigen Herrenklubs der UdSSR, fünf von ihnen Mitglieder des Sicherheitsrats, kollektiver Oberbefehlshaber aller sowjetischen Streitkräfte und Sicherheitsorgane. Unter Janajew, auch hier Gorbatschows Vize, riefen sie für die nächsten sechs Monate den Notstand aus.

Die Mitglieder dieses Hauptquartiers: Verteidigungsminister Marschall Jasow, KGB-Chef Krjutschkow (er witterte hinter der Perestroika die CIA), Premier Pawlow – der durch bedenkenloses Gelddrucken die Inflation angeheizt hatte –, Innenminister und Polizeichef Pugo und der Sprecher des militärindustriellen Komplexes der Sowjetunion, Baklanow, ehemals Minister für Atomwaffenproduktion und nun Vorsitzender der ZK-Kommission für Militärpolitik der Staatspartei KPdSU.

Außenminister Bessmertnych flüchtete sich in Krankheit, Parlamentsvorsitzender Lukjanow hielt sich nach außen hin zurück, erklärte aber den Unionsvertrag für unannehmbar – weshalb er von Jelzin als „Ideologe" der Verschwörung bezeichnet wurde. Lukjanow kennt Gorbatschow noch aus der Studienzeit, er hatte 1953 den damaligen Hochschulsekretär Gorbatschow wegen Vernachlässigung seiner Pflichten gerügt.

Die Runde reicherte sich noch um zwei Lobbyisten wider die Privatisierung an: den Chef des Verbandes der Kolchos-Vorsitzenden, Starodubzew, und den Chef des Verbandes der Staatsbetriebe, Tisjakow.

Die acht Repräsentanten der sowjetischen Vergangenheit konstituierten sich als „Staatskomitee für den Ausnahmezustand", russisch abgekürzt: Gekatschepe. Das klang nach einer Verbindung von „Tscheka", der ersten sowjetischen Geheimpolizei, und Gestapo.

„Das Land ist unregierbar geworden", konstatierte ein Manifest unter dem Datum des Sonntags, das oftmals das Vaterland und die Rolle einer „Großmacht" beschwor; „Sex und Gewalt" bedrohten die Gesundheit, der „Rutsch in die Marktwirtschaft" lasse den Egoismus explodieren, und: „Nur unverantwortliche Menschen können auf Hilfe von außen bauen."

Solche Sprüche, meinten die Nothelfer, gefielen dem Volk ebenso wie die vorgeführte Autorität: Sie ließen um Moskau zehn Divisionen mit über 3500 gepanzerten Fahrzeugen in Stellung gehen und die Tanks auf der sonst ihnen selbst vorbehaltenen Mittelspur die Straßenkreuzungen sichern. Zur Eroberung von Berlin 1945 hatten sie weniger Panzer benötigt.

Nach altem Sowjetbrauch kannten die Soldaten nicht ihren Kampfauftrag – wie 1968 in Prag, 1979 in Kabul: Sie wußten nur, es gelte das Vaterland gegen irgendwelche Feinde zu verteidigen, die „politischen und moralischen Terror" ausübten. Truppen besetzten öffentliche Gebäude, das Telegrafenamt, das Fernsehzentrum, Redaktionen. Alle Zeitungen bis auf neun konservative Blätter wurden verboten, die Zensoren kehrten zurück.

Die Soldaten rückten auch auf Leningrad vor (siehe Seite 144). Und sie bemächtigten sich endlich wieder der baltischen Staaten (siehe Seite 145).

Gorbatschows Sommerfrische auf der Krim zernierte ein KGB-Regiment aus Sewastopol unter Major Wjatscheslaw Jeremin. Schlepper blockierten den Hubschrauber-Landeplatz, sechs Küstenwachboote das Ufer. Gorbatschows Enkeltochter Anastassija, 4, durfte nicht baden gehen.

Ihr Großvater berichtete, die Bewacher hätten ihn moralisch, psychologisch „zerbrechen" wollen und seine Familie auch. Er versuchte, sechs Kassiber und Fotos herauszuschmuggeln, hörte mit einem alten Radio BBC und die „Stimme Amerikas".

Die Außenwelt aber erstarrte in neuerlicher Furcht vor einer Sowjetunion, die zurückzufallen schien in Gewaltherrschaft und Kalten Krieg. Waffenlobbyisten frohlockten, nun sei erwiesen, welches Risiko die Abrüstung berge. In

Freunde gewinnen

prachen können

In Zukunft wird Ihr privater nd beruflicher Erfolg immer mehr on Ihren Sprachfähigkeiten abängen. Gewinnen Sie Freunde im ereinten Europa 1992 und arüber hinaus.

ngenehm

Erlernen Sie Ihre Wunschsprache n Zustand tiefer Gelöstheit. Denn ann ist Ihr Gehirn um ein Vielaches aufnahmebereiter. Das ist issenschaftlich erwiesen. Das ITA LEARNING SYSTEM hilft nnen, sich wohlig zu entspannen. in Mikroprozessor überwacht Ihre tmung. Wenn Sie ruhig und ntspannt atmen wird automatisch ie Sprachlektion von der SITA assette eingespielt.

raumhaft

Schnell und leicht kann das nterbewußtsein den Lernstoff ufnehmen und im Langzeitedächtnis abspeichern.

SITA LEARNING SYSTEM

SITA: für zuhause + unterwegs
(Batterie- und Netzbetrieb)

Zeit & Geld sparen

Mit SITA lernen Sie wann und wo Sie gerade wollen. Zuhause oder unterwegs. Die SITA Methode ist preiswert und höchst effektiv.

Der Beweis

Viele wissenschaftliche Untersuchungen bestätigen die große Wirksamkeit. Prof. Dr. Rainer Dieterich: „In einem Experiment lernten die Testpersonen mit SITA in nur einer Woche durchschnittlich 1.138 neue Vokabeln. Das entspricht dem Lernstoff eines gesamten Schuljahres". Über 50.000 Anwender sind bereits überzeugt.

Garantie

Sie erhalten 12 Monate Garantie auf ein deutsches Qualitätsprodukt. Einfach ausprobieren mit 30 Tagen Rückgaberecht. Bestellen Sie gleich heute noch mit dem Coupon oder per Telefon Ihr SITA LEARNING SYSTEM und Sprachkurs(e).

Wir sind 24 Std. für Sie da.
Telefon: 041 01/6 10 55
Fax: 041 01/6 10 53

SITA
...erfolgreicher durch Wissen

Testen Sie SITA LEARNING volle 30 Tage unverbindlich zuhause. Einfach ausschneiden und einsenden!

JA, schicken Sie mir: (bitte ankreuzen)

SITA LEARNING SYSTEM

☐ Steuergerät, Lernmaske, Kopfhörer, Infokassette, Reisebox **DM 798,00**

und dazu den Sprachkurs DM 248,00
(5 Kassetten mit 10 Lektionen und Begleitbuch)

☐ **Englisch** ☐ **Spanisch**
☐ **Französisch** ☐ **Italienisch**
☐ **Einsteiger** ☐ **Fortgeschr.**

☐ **Bitte kostenlos weitere Informationen**

SITA garantiert Rückgaberecht innerhalb von 30 Tagen (Absendung genügt). Wenn ich nach dem Test von SITA LEARNING überzeugt bin, begleiche ich die Rechnung. Sonst schicke ich alles zurück.

Name

Straße Tel

Ort

Unterschrift Alter

Noch heute per Post an **SITA Amselstieg 38 D-2080 Pinneberg** (476)

Deutschland kam Sorge auf über den Abzug der restlichen 273 000 Sowjetsoldaten.

Deren Befehlshaber Burlakow hatte schon Ende Juni gedroht, der Rückzug könne sich verzögern. Jetzt warnte Emigrant Michail Voslensky („Nomenklatura"), alte DDR-Seilschaften könnten sich ermuntert fühlen, daran zu arbeiten, daß sich die neuen Bundesländer „politisch und psychologisch" absondern.

Die „Großmacht"-Ambitionen der Putschisten („Die zunehmende Destabilisierung untergräbt unsere Stellung in der Welt") klangen beinahe nach neuen Expansionsgelüsten. Am Tag vor dem Putsch hatte Jelzin enthüllt, daß die Militärs die Atomtests auf Nowaja Semlja verfünffachen wollten.

Der kaum bekannte Gekatschepe-Chef Janajew, ein Mann mit außenpolitischen Interessen (er verteilte jahrelang die Auslandsreisen der Nomenklaturisten), war im Golfkrieg aufgefallen, weil er die USA rügte, die Aggression des Irak gegen Kuweit dürfe nicht durch „eine andere Aggression" beantwortet werden.

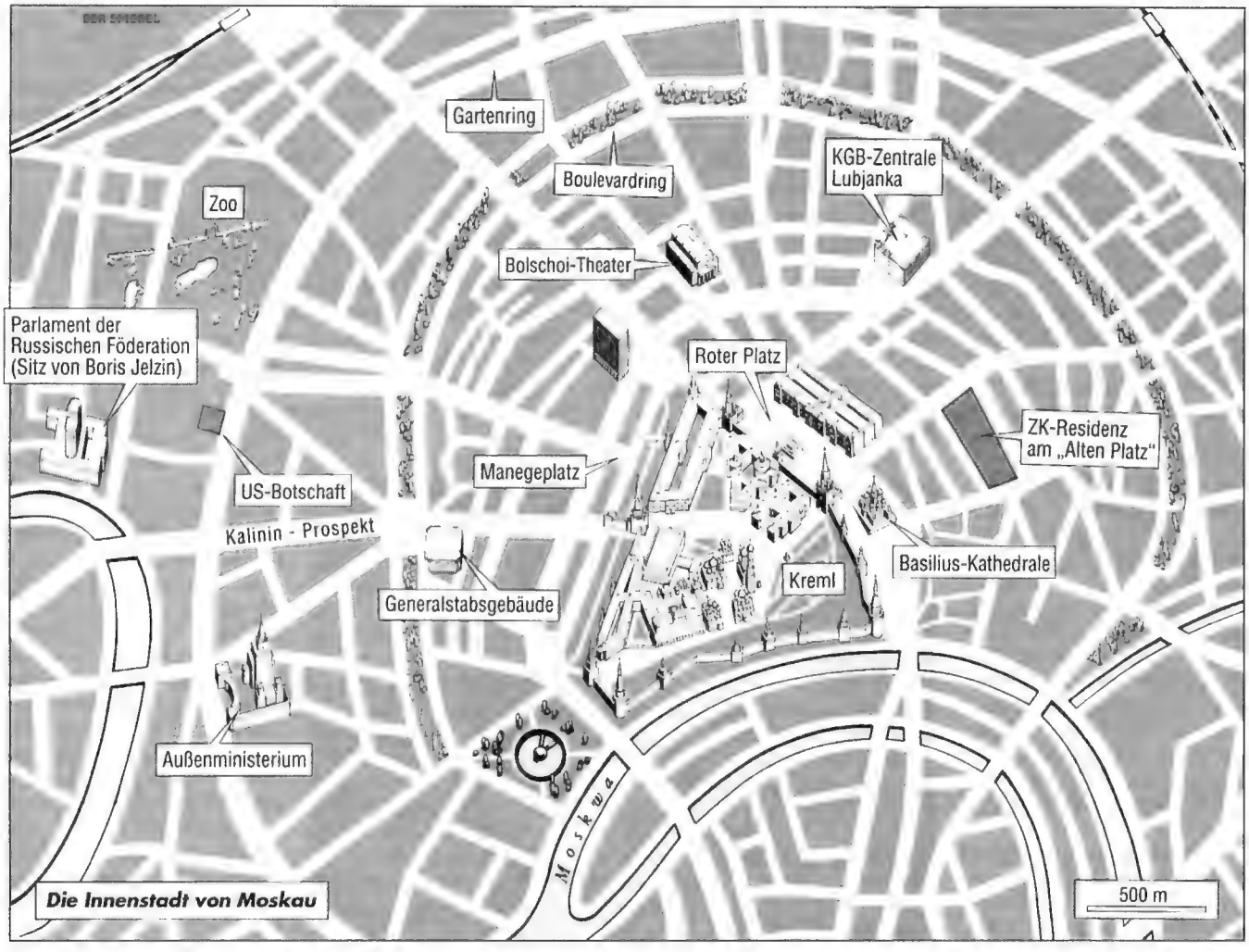
Jetzt schickte er Saddam Hussein gleich einen Brief, wonach die „internationale Rolle" der UdSSR wiederhergestellt würde. Libyens Gaddafi gratulierte Janajew zu seiner „historischen Tat". Fortan könne der Westen nicht mehr „mit seinen schmutzigen Füßen" auf der Sowjetwürde herumtrampeln. „Zur Hölle mit Gorbatschow", jubelten Intifada-Kämpfer in Gaza.

Sowjetanrainer übten sich in Vorsicht. Finnlands Regierung scheute sich, in eine gemeinsame Erklärung der skandinavischen Staaten das Wort „Staatsstreich" aufzunehmen. SPD-Fraktionschef Hans-Jochen Vogel drängte, auch zu den neuen Herren in Moskau den Draht nicht abreißen zu lassen; Janajew hatte im Juni Bonn als Gast der Friedrich-Ebert-Stiftung besucht.

Osthändler Wolff von Amerongen warnte vor Sanktionen und Handelsembargo. US-Präsident Bush befand erst einmal: „Da gibt es nicht viel, was wir tun können."

Auch Bürger der Sowjetunion zeigten sich vom Staatsstreich beeindruckt: Tausende zahlten schleunigst ihre Parteibeiträge nach, Veteranen hofften auf die „Ruhe und Lebensfreude", die ihnen die Junta versprach. Der Hamburger Generalkonsul Wladlen Kusnezow, dessen Vorname sich aus den ersten Silben von „Wladimir Lenin" zusammensetzt, äußerte sich – zu früh – am Montag: „Gorbatschow hat einmal gesagt, wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Das gilt nun auch für ihn."

Der Parlamentspräsident der Ukraine, Krawtschuk, behauptete, vom Ausnahmezustand aus dem Fernsehen erfahren zu haben – Jasow-Vize General Warennikow hatte ihn unterrichtet. Krawtschuk vermied eine „eilige Wertschätzung" und



Die Innenstadt von Moskau

nannte Ruhe nun die erste Bürgerpflicht.

Kollege Nasarbajew in Kasachstan warnte vor Chaos in der Wirtschaft, mithin vor Streiks. Usbekistans Präsident Karimow plädierte für „Ordnung und Disziplin", hielt aber den Notstand für unnötig, so wie der Vize-Parlamentspräsident Belorußlands, Scholodonow.

Allemal streiklustige Kumpel fern in Workuta und im sibirischen Kohlerevier legten die Arbeit nieder. Ansonsten gingen die Ereignisse in Moskau, Leningrad und dem Baltikum an der Provinz vorbei. Die Zeitungen druckten die Junta-Dekrete, lokale Putsch-Komitees gab es nicht, das Militär blieb in den Kasernen.

Nur Moldowa (Bessarabien) annullierte das Ausnahmerecht und verbot den Vertrieb zensierter Sowjetzeitungen – und die baltischen Staaten riefen wieder die Welt um Hilfe. Estland und Lettland erklärten sich nun auch endgültig für unabhängig.

Doch dann kam Boris Jelzin, der im Juni von der Mehrheit seiner Landsleute in freien Wahlen berufene Präsident von Rußland, dessen Widersacher damals in der *Prawda* eine von drei Wissenschaftlern gefertigte Charakterstudie über ihn veröffentlicht hatten: Er sei seelisch labil und geistig beschränkt, überhaupt nicht belastbar und suizidgefährdet.

„Er gibt anderen Leuten die Schuld für seine eigenen Fehler und läßt Freunde und nahestehende Kollegen kurzerhand fallen, wenn er neue Verbündete braucht." In seiner Autobiographie („Aufzeichnungen eines Unbequemen") habe er das Wort „Macht" 397mal in positivem Sinn mit seiner Person verbunden.

Dieser vermeintliche Psychopath nahm die Putschisten wie ein Rammbock an. Er wußte auch, wie man sie stürzt, Rußland rettet und sich selbst alle Macht verschafft.

Die Putschisten hatten den falschen Mann verhaftet – Gorbatschows Taktik war es immer gewesen, die Brücken zum Apparat, zur Partei und zu den konservativen Klüngeln niemals abreißen zu lassen. Jelzin hingegen, einst Parteisekretär der Rüstungsschmiede Swerdlowsk, hatte mit den Kommunisten längst gebrochen. Der Querkopf verkörpert die russischen Tugenden der herzlichen Spontaneität und Tapferkeit, aber auch einer Unbeugsamkeit, die eine als gerecht erkannte Sache bis zur Brutalität durchficht.

Einen Monat nach Gorbatschows Wahl zum Generalsekretär der KPdSU 1985 rief der ZK-Sekretär Ligatschow den Sibirier nach Moskau in das ZK-Dienstgebäude am Alten Platz, die – vorigen Donnerstag in Volkseigentum überführte und versiegelte – „Zitadelle der Macht", so Jelzin: „Von hier gehen Ideen, Befehle und Ernennungen ins Land. Grandiose, aber unerfüllbare Programme, Fortschrittsparolen, schlichte Hochstapeleien und wirkliche Verbrechen haben hier ihren Ausgangspunkt."

Jelzin wurde ZK-Bauabteilungsleiter, nach drei Monaten einer der hohen ZK-Sekretäre; nach weiteren acht Monaten Kandidat des Politbüros, dann Parteileiter für die Hauptstadt.

Da zeigte sich seine Neigung zum Autoritären. Jelzin entließ 23 der 33 Bezirksparteisekretäre und befahl Razzien in Wohnblocks nach Kleinkriminellen. Er lehnte sich gegen die Privilegien der Parteimachthaber auf, auch dagegen, daß sich Gorbatschow-Ehefrau Raissa in seine Dienstgeschäfte einmischte.

Das verzieh ihm Gorbatschow nie. Er setzte ihn ab, gab ihm aber den Posten eines Vize-Bauministers: „Aber denke daran, in die Politik lasse ich dich nicht rein!" Jelzin ließ sich nicht unterkriegen,

nahm einen neuen Anlauf, bewarb sich in der ersten Volkswahl 1989 und gewann als Deputierter 89 Prozent der Moskauer Stimmen: „Mit wem halten Sie es, Michail Sergejewitsch", stellte er nun Gorbatschow die Schicksalsfrage, „mit dem Volk oder dem System, das unser Land in den Abgrund geführt hat?"

Michail Gorbatschow wählte den Mittelweg. Der Taktiker schreckte die Apparatschiks mit der Gefahr, die Jelzin für sie verkörperte. Der meinte damals schon: „Wenn Gorbatschow Jelzin nicht gehabt hätte, hätte er ihn erfinden müssen."

In einem dramatischen Auftritt auf dem Parteitag im vorigen Jahr sagte Jelzin der Staatspartei Valet. Selbst von schlichter Natur, zog er so die besten Berater an sich, die begabtesten Redenschreiber, die wenigen Wirtschaftsexperten vom Schlage des in den USA trainierten Grigorij Jawlinski, welche die Regeln der Marktwirtschaft begriffen haben. Gorbatschows Berater Jakowlew, Schatalin, Schewardnadse, Petrakow liefen ebenfalls zu Jelzin über, dem populärsten Politiker Rußlands. Und er hört auch auf sie.

Die Bewegung „Demokratisches Rußland", die Jelzin stützt und sich jüngst zu einer Partei mauserte, warnte unaufhörlich vor der Rache des Apparats – so im Februar zur Volksabstimmung über den Fortbestand der UdSSR (die Mehrheit war dafür) vor einem „reaktionären Umsturzversuch der KPdSU-Führung und des rüstungsindustriellen Komplexes, gestützt auf Militärgewalt und KGB".

Jelzin also war gewarnt. Am vorigen Montag morgen suchten uniformierte Staatsschützer nach ihm. Aber er hatte seine Wohnung schon verlassen und fuhr in das marmorverkleidete Regierungsgebäude der Russischen Republik an der Moskwa, das „Weiße Haus".

Die Putschisten unterschätzten ihn. Sie dachten womöglich daran, auch den Russisch-Nationalen, der früher einmal mit der faschistischen Bewegung „Pamjat" geflirtet hatte, zu sich herüberzuziehen.

Junta-Chef Janajew, selbst trinkfreudiger Bauernsohn und Traktorfahrer aus Nischni Nowgorod (Gorki) mit einem großen Wortschatz an volkstümlichen Flüchen, hatte einen ähnlichen Aufstieg erlebt: über die Partei-Jugendorganisationen und den Verband der Freundschaftsgesellschaften, dessen Vorsitzende, die Kosmonautin Walentina Tereschkowa, ihn als ungehobelten „Rüpel" einstufte.

Auch Janajew zeigte sich volksnah, indes bar des Jelzinschen Charakters: ein schlauer, burschikoser Opportunist, der sich nur wunderte, warum er es bis zum Gewerkschaftschef, ja, Stellvertreter des Präsidenten Gorbatschow geschafft hatte.

Hatte Jelzin nicht seine eigene Rechnung mit Gorbatschow aufzumachen? Im März noch tönte er: „Gorbatschow betrügt ständig das Volk und die Demokratie." Im Juli wollte er nicht neben Gorbatschow dem amerikanischen Präsidenten gegenübertreten.

Student Jelzin 1950 (l. hinten): Herzliche Spontaneität

Vorigen Montag verhandelte Janajew mit Jelzin und berichtete hernach: „Wenn die Führerschaft Rußlands zur Zusammenarbeit bereit wäre, könnten wir meines Erachtens auch Wege zu ihrer Realisierung finden."

Dies war der entscheidende Irrtum. Am Montag mittag unternahm Boris Jelzin, was Lenin gleich nach seiner Rückkehr in das vom Zaren befreite Rußland im April 1917 getan hatte: Er stieg auf einen Panzer, dessen Besatzung sich mit ihm solidarisiert hatte. Das verlangte Mut – bedroht von anderen Panzern, von Scharfschützen, von KGB-Agenten.

Jelzin erklärte den Umstehenden, die Putschisten seien Verbrecher, und rief zum landesweiten, unbefristeten Generalstreik gegen die Junta auf: „Das Land sieht sich der Drohung des Terrors gegenüber. Die von den selbsternannten Rettern des Vaterlandes versprochene Ordnung wird in einer Tragödie enden, in der Unterdrückung Andersdenkender, in Konzentrationslagern, in nächtlichen Verhaftungen."

Und der Russen-Führer ergriff Partei für Gorbatschow, der nicht sein Freund, kein nahestehender Kollege war: Der Gefangene müsse, wenn er noch lebe, zurückkehren.

Es war die einsame Entscheidung eines einzelnen Mannes in einem seit Jahrhunderten zu Gehorsam und Anpassung erzogenen Volk, die das Schicksal der Menschen in der Sowjetunion wendete. Das sowjetische Fernsehen war ihm verschlossen, nur ein schwaches „Radio Echo" strahlte vom Weißen Haus aus.

Die Drucker der *Iswestija* erzwangen per Streik den Abdruck des Jelzin-Aufrufs in ihrer landesweit verbreiteten Zeitung – neben der Junta-Proklamation. Ihre Großväter hatten zu jener Gewerkschaft gehört, die sich 1918 per Streik den Bolschewiki widersetzt hatte.

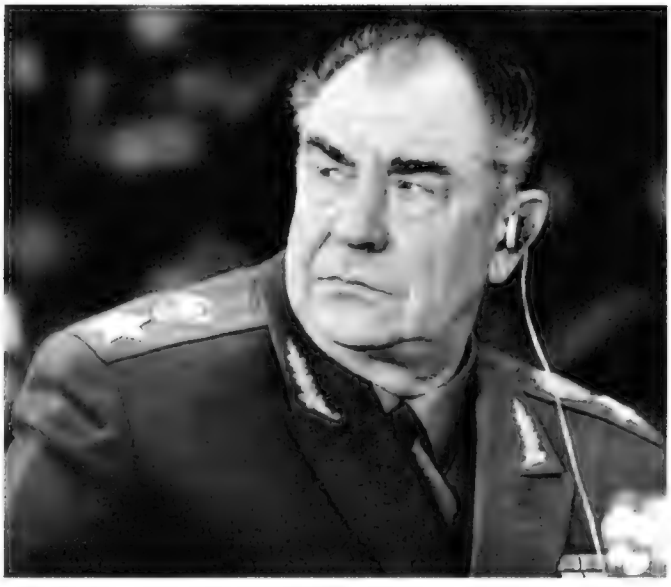
Westsender ließen sich mit Transistorgeräten empfangen, wie auch vom eingeschlossenen Gorbatschow. Helfer druckten Jelzins Aufrufe und Plakate, die sich sofort im ganzen Land verbreiteten.

Da zeigten sich Zehntausende Moskauer entschlossen, Jelzins Burg zu verbarrikadieren und mit ihren Leibern zu schützen – vor allem junge Leute, die der Kommunismus nie hatte gewinnen können. Rund hundert Abgeordnete des Russischen Parlaments versammelten sich dort, ehemalige Afghanistan-Kämpfer unter ihnen bewaffneten sich mit Kalaschnikows, andere erhielten Pistolen, Gasmasken wurden ausgegeben.

Der Regierungssitz verwandelte sich in eine Festung wie das Parlament im litauischen Vilnius. Ihre Eroberung hätte ein Massaker wie auf dem Pekinger Tienanmen-Platz bedeutet. Aber die Hände der Putschisten zitterten.

Auf einer Parlamentssitzung am Dienstag hielt Jelzin eine glanzvolle Ansprache, die sein Redenschreiber dem Plädoyer Ciceros gegen die Catilinarische Verschwörung nachgestaltet hatte.

Die Putschisten hatten versäumt, die Fernsprechverbindungen zu unterbrechen; US-Präsident Bush konnte mit



Putschisten KGB-Chef Krjutschkow, Marschall Jasow: Dilettanten mit weniger Geschick ...

Jelzin telefonieren und spürte dabei Jelzins Angst, ebenso Englands Major und Frankreichs Mitterrand. Die Regierungen des Westens entschlossen sich, das völkerrechtliche Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates aufzugeben, und nahmen Partei im innersowjetischen Machtkampf – für Jelzin.

Bush nannte den Staatsstreich einen Rechtsbruch und verlangte die Rückkehr Gorbatschows: „Mit dem Putsch setzt sich die Sowjetunion in Widerstreit mit der gesamten Weltgemeinschaft."

Der Amerikaner setzte jede Wirtschaftshilfe für das selbstberufene Regime aus, die EG stornierte ihr Hilfspaket in Höhe von 1,2 Milliarden Dollar für die UdSSR. Die Junta versprach den Sowjetbürgern angesichts der „Gefahr drohenden Hungers" flugs das „Einfrieren oder Sinken der Preise" sowie Schrebergärten für jeden Stadtbewohner.

Boris Jelzins Abgeordnete schwärmten derweil nach altbolschewistischer Art zu den belagernden Truppen und in die Kasernen aus, um mit der Agitation zu beginnen. Als Präsident Rußlands hatte Jelzin alle Truppen auf russischen Territorium einfach seiner Befehlsgewalt unterstellt.

Solch ein Aufruf des Volksfreundes hatte schon im Januar geholfen, den Übermut der Offiziere in Litauen zu bremsen. Zu seinem Stellvertreter als Staatschef Rußlands berief er im Juni den „Helden der Sowjetunion" Oberst Ruzkoi – das brachte ihm die Sympathien der Leute mit den Schulterstücken ein, vor denen sein neuer Mitstreiter Eduard Schewardnadse gewarnt hatte.

Die Wehrpflichtigen aber waren jedem Argument zugeneigt, nicht auf ihre Landsleute schießen zu müssen. Die sowjetische Armee, seit 1945 nur noch Instrument eines versinkenden Imperiums, leidet längst am Sinnverlust, zumal im Zeitalter der Entspannung.

Voriges Jahr schon klagte Marschall Jasow, daß die Rekruten in nichtrussischen Gebieten „ihre militärischen Einheiten verlassen". Seither desertieren sie auch in Rußland, oder sie entziehen sich nach Kräften der Einberufung. Die ruhmreiche Sowjetarmee taugt nicht als Bürgerkriegstruppe im eigenen Land.

Putsch-Opfer in Moskau
... als ihre Genossen in Peking

In der Nacht zum Mittwoch sucht eine Kolonne von Schützenpanzern an der Unterführung der Tschaikowski-Straße eine Barrikade zu durchbrechen. Demonstranten werfen Benzinkanister, einer springt auf einen Panzer und wird erschossen, drei andere geraten unter die Panzerketten. Volksdeputierten und Priestern gelingt es, die Menge davon abzuhalten, die Tankisten zu lynchen – da treten zwei Panzerbesatzungen zum Volk über.

Mit weißer Fahne und den weiß-blau-roten Farben Rußlands aus der Zarenzeit unterstellen sich zehn Panzer am Belagerungsring ums Weiße Haus dem Präsidenten Jelzin, das Bataillon 61896 der Taman-Division, der traditionellen Leibgarde des Kreml. Einheiten der Kantemir-Division, die sonst die Paraden auf dem Roten Platz anführt, folgen. Fallschirmjäger aus Tula unter ihrem Generalmajor Lebed und aus Sewastopol herangeführte Mot-Schützen schließen sich an.

Der Wehrbezirkschef Ural-Wolga, General Makaschow, tritt auf. Er hatte im Juni bei der russischen Präsidentenwahl gegen Jelzin kandidiert, und zwar für die „Bolschewistische Plattform" der Stalinistin Nina Andrejewa, die dazu einen Artikel gegen den „Verräter" Gorbatschow in Umlauf setzte. Jetzt bekannte sich Makaschow zu Jelzin.

Die Verlockung, auf Gorbatschows Sessel zu sitzen, ließ den wendigen Janajew vergessen, was er im Juni noch selbst befunden hatte – weshalb keine Militärdiktatur kommen werde: „Die Armee unterstützt die Perestroika und die Politik Gorbatschows." Staatsgrün-

Die Deutschen wechselten ihre Meinung

Durch Gorbatschow wandelte sich die Einstellung der Deutschen zur Sowjetunion grundlegend. Die Ergebnisse einer SPIEGEL-Umfrage von 1981 und der letzten SPIEGEL-Umfrage vor dem gescheiterten Staatsstreich in der Sowjetunion, jeweils repräsentativ für die erwachsene Bevölkerung Westdeutschlands:

Furcht vor Massenflucht

SPIEGEL-Umfrage über Gorbatschow und die Russen

Zum fünften Male ließ der SPIEGEL vorigen Monat die Deutschen, zum erstenmal die Polen nach ihrer Einstellung zum sowjetischen Präsidenten Michail Gorbatschow fragen.

Anhand der Antworten soll in einer deutsch-polnischen Umfrage die Einstellung der beiden Völker zu dem Kremlchef verglichen werden. Zugleich ermöglichen die Angaben eine aufschlußreiche Zwischenbilanz nach sechseinhalb Gorbatschow-Jahren, gezogen anhand der demoskopischen Daten:

Kein anderer ausländischer Politiker war seit Kriegsende in der Bundesrepublik so populär wie Gorbatschow, der den Deutschen die Furcht vor der Sowjetunion nahm und die Hoffnung auf die Vereinigung ihres einst von Stalin geteilten Landes erfüllte.

Deshalb genießt Gorbatschow bei den Westdeutschen, vor allem aber bei den Ostdeutschen mehr Sympathien als bei den Polen, mehr auch (wie frühere Umfragen zeigten) als bei Franzosen, Amerikanern oder bei irgendeinem anderen Volk.

Von allen Bonner Politikern ist nur Bundespräsident Richard von Weizsäcker bei den Deutschen populärer als Michail Gorbatschow. Lediglich für Außenminister Genscher ermittelte Emnid in etwa gleiche Zahlen wie für den unterdessen in bedrohliche Turbulenzen geratenen Moskauer Reformer.

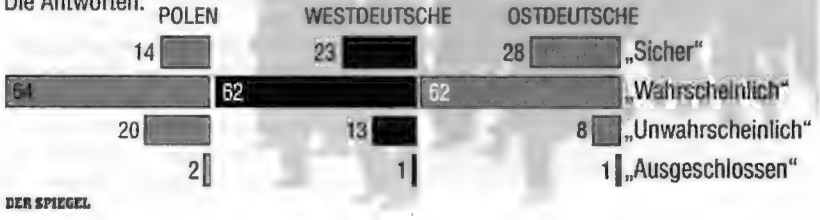
Gorbatschow hat einen der eindrucksvollsten Meinungswechsel bewirkt, die von den Demoskopen in der mehr als 40jährigen Geschichte der Bundesrepublik festgestellt wurden. Vorher überwog die negative, seither überwiegt die positive Einstellung zur Sowjetunion und zu den Russen.

Ein anderes Thema der deutsch-polnischen Umfrage (über die in einem der nächsten Hefte berichtet wird) waren die wirtschaftlichen Probleme in der Sowjetunion.

Einig waren sich mehr als drei Viertel der Polen, der Ost- und der Westdeutschen in der Sorge, daß Hunderttausende aus der Sowjetunion gen Westen flüchten, wenn sich die Misere in ihrer Heimat zur Katastrophe auswächst.

Werden Hunderttausende Russen kommen?

„Meinen Sie, daß bei weiterhin schlechter oder noch schlechterer Wirtschaftslage in der Sowjetunion Hunderttausende Menschen in Richtung Westen ziehen werden?"
Die Antworten:



der Lenin, dessen Putsch von 1917 als die „Große Sozialistische Oktoberrevolution" in die Geschichtsbücher einging, hatte gelehrt: „Den Aufstand aber muß man verstehen als *Kunst* zu behandeln." Auch diese altmodische Fertigkeit ging verloren. Die Hasardeure von 1991, ein Marschall und ein leibhaftiger Geheimpolizeichef dabei, waren Dilettanten mit geringerem Geschick als afrikanische Unteroffiziere oder ihre Genossen in Peking.

In ihrem verpfuschten Putsch sperrten sie nicht die Grenzen, kappten nicht die Kommunikationslinien, zensierten keine ausländischen Korrespondenten, ließen gar fremde Fernsehkameras über Satelliten senden – und die strahlten zurück ins Sowjetland. Das Verbot aller Demonstrationen ließ sich nicht durchsetzen, die angedrohte „Internierung" von Widerspenstigen fand nicht statt, nicht einmal der Beistand weniger Divisionen war gesichert.

Fehlte es den Putschisten an der von Lenin einst als unumgänglich erkannten „Kühnheit"? Waren sie sich ihrer Sache nicht sicher? Zögerten sie zu lange, oder litten sie unter der Berufskrankheit der Nomenklatura, dem Realitätsverlust?

Gewiß waren sie uneins, und zweifellos mangelte es ihnen an Qualität. Marschall Jasow, nach der Niederlage der sowjetischen Luftabwehr durch den Kreml-Flieger Rust ins Amt geschoben, pries vor kurzem noch die Prag-Intervention von 1968; außer 33 sowjetischen Garnisonen hatte er wenig gesehen von der Welt.

KGB-Chef Krjutschkow, der einmal die Auslandsspionage geleitet hatte, bezichtigte Westfirmen, Sand in Getreidelieferungen zu mischen. Und er schenkte jüngst einem deutschen TV-Interviewer vor laufender Kamera mit großer Geste KGB-Sonderbriefmarken.

Janajew erlag wohl dem Machtrausch. Innenminister Pugo mag als alter KGB-Mann nur seinem Chef gehorcht haben. Premier Pawlow, der Finanz-Scharlatan, ortete einen Plan westlicher Banken, durch Währungsmanöver die UdSSR zu vernichten, weshalb er alle großen Rubelscheine umtauschen ließ. Bluthochdruck setzte ihn außer Gefecht.

Pugo nahm sich mit der Kugel das Leben, die anderen Putschisten wurden am Mittwoch festgesetzt. Nach dem Strafgesetzbuch der Russischen Föderation droht ihnen wegen „Verschwörung mit dem Ziel der Machtergreifung" Haft von 10 bis 15 Jahren und Konfiskation ihres Vermögens oder die Todesstrafe.

Werden sie verurteilt lediglich wegen „öffentlichen Aufrufs zum Sturz der sowjetischen Staats- und Gesellschaftsordnung" – der ihnen kaum anzulasten ist –, können sie mit sieben Jahren davonkommen. Oder mit 5000 Rubel, das sind derzeit zum Touristenkurs 300 Mark.

Ihre Aussagen im Prozeß werden noch ungeklärte Hintergründe des Staatsstreichs offenlegen. Schon kam der Verdacht auf, der auffällig gewaltfreie Griff nach der Macht sei womöglich mit dem Objekt der Aktion abgesprochen gewesen. Gorbatschows Berater Alexander Jakowlew empfahl schon im vorigen Jahr, im Fall eines Putsches auf die Teilnehmer zu achten: Seien es Freunde Gorbatschows, wollten sie nur einem Putsch von echten Reaktionären zuvorkommen.

Wahr ist, daß sich der Afghanistan-General und Pugo-Vize Gromow, der als Anwärter für solch ein Unterfangen galt, nicht beteiligt hat. Und auch nicht der Oberst Alksnis, dessen „Sojus"-Gruppe im April und im Juni forderte, den Ausnahmezustand auszurufen und Gorbatschow gegen Janajew oder Pawlow auszutauschen. Diese Offiziere hielten sich bereit für den eigenen, den eigentlichen Schlag gegen die ganze demokratische Bewegung und „Konterrevolution".

Vorige Woche räsonierte Jakowlew: Sollte Gorbatschow eine Beziehung zu dem Putsch haben, wäre er ein Verräter. Ex-Außenminister Schewardnadse warf die Frage auf, ob der Präsident Opfer oder Urheber des Staatsstreichs sei, ob er ein Doppelspiel getrieben habe. Der ehemalige Gorbatschow-, heutige Jelzin-Berater Wjatscheslaw Daschitschew behauptete, Gorbatschow habe gleichzeitig mit der beabsichtigten Unterzeichnung des Unionsvertrages selbst den Notstand verordnen wollen.

Schon mußte sich der gewiefte Taktiker im Russischen Parlament fragen lassen, ob er erst einmal das Gelingen des Abenteuers hatte abwarten wollen, bis er so oder so als Gewinner aus Sieg oder Niederlage der Putschisten hervorgegangen wäre. Unklar blieben Gorbatschows dunkle Worte an die Janajew-Leute in seinem Bericht über den Tag seiner Festnahme: „Sie können ihnen sagen, daß der Präsident bereit ist, sofort ein Telegramm zu unterschreiben, und wir haben einen Vorwand, wir kommen, um (den Unionsvertrag) zu unterzeichnen."

Iswestija-Kolumnist Melor Sturua nannte Gorbatschow sogar den „neunten Verschwörer" – insgesamt wohl Hirngespinste, wie sie in den drei nervösen Tagen vielfältig die Gemüter der Moskauer erhitzten. Daß es beständig regnete, erklärten sich ernsthafte Leute mit dem Einsatz von Wetterflugzeugen, die zwecks Demotivierung der Jelzin-Anhänger Wolken über der Hauptstadt hätten abregnen lassen. „Radio Echo" verbreitete gar fortlaufende Warnungen vor „Psycho-Generator-Waffen" des KGB gegen die Demonstranten.

Die Verschwörer waren nicht Gorbatschows Freunde, auch wenn er sie selbst in ihre Ämter gebracht hatte und nunmehr sagt, er habe ihnen vertraut, und das „war auch eine Lehre für mich". Mit ihrer erpreßten Berufung nahm Ende vorigen Jahres ein schleichender Staatsstreich gegen Gorbatschow seinen Anfang: Der Reformer suchte sich mit vielen Winkelzügen aus der konservativen Umarmung, dem Preis für sein politisches Überleben, zu befreien.

The Economist

Nun ist er der Verlierer – aber gegen seinen Befreier Jelzin. Gorbatschow bleibt allenfalls die Chance, als eine Art Bundesratspräsident einer neuen Konföderation die Honneurs zu machen.

Held der westlichen Welt ist nicht mehr Gorbatschow, sondern der Russen-Präsident. Da gibt es viel gutzumachen: Washington hatte ihn zuvor als einen Irrwisch empfunden. Präsident Mitterrand gewährte ihm einst mal gerade ein Händeschütteln, EG-Parlamentspräsident Barón nannte ihn einen „schlauen Bauern". Der sozialistische Fraktionschef Cot hielt ihm im April noch vor, er sei „zuweilen sympathisch, häufig maßlos, gern demagogisch und unverantwortlich". Als Jelzin artig widersprach, rief Cot: „Dort ist die Tür."

Und nun Jelzins Triumph: Jetzt ist er es, der bestimmt, wem sich in Moskau und anderswo das Tor öffnet. Er will Rußland zurück in den Kreis der europäischen Mächte führen, ihm ist gleichsam über Nacht unermeßliche Macht zugewachsen.

Doch er erbt Gorbatschows Probleme, auch wenn er sie anders gewichtet. Er übernimmt die von Gorbatschow vernachlässigte Wirtschaftskrise, gesteigert um den fälligen Übergang zur Marktwirtschaft mit Millionen Arbeitslosen und Massenarmut. An die Stelle des Nationalitäten-Haders der UdSSR tritt die Minderheitenfrage innerhalb Rußlands. Der Streit mit selbstbewußten Republiken, etwa der Ukraine, ist programmiert.

Wo Gorbatschow der Sabotage des Apparats mit Konzessionen beizukommen suchte, trifft Jelzin auf unversöhnlichen Widerstand der Seilschaften in der gesamten Hierarchie. Jelzin könnte versucht sein, alle Konflikte mit einem billigen Rezept zu kalmieren: russischem Nationalismus.

Der Mann jedoch, der vor sechs Jahren das Sisyphos-Werk begann, Rußland zu verändern, erweckte den Eindruck, als habe er in den drei Tagen seiner Zwangsisolation nichts gelernt. Gorbatschow fehlte auf der Siegesfeier der Massen von Moskau. Es war nach dem Februar 1917, der den Zaren stürzte, die zweite eigene Revolution, die das russische Volk gewann.

Die Sonne war wieder hervorgekommen und belebte die Emotionen. Jelzin-Vize Ruzkoi, der Oberst, spürte die Gründung eines neuen Staates: „Heute, auf diesem Platz, begann Großrußland."

Stunde des spröden Volkshelden

Leningrads Bürgermeister Anatolij Sobtschak: Widerstand ohne Pathos und Gesten

Unten wartet das Volk von Leningrad auf den feierlichen Augenblick. Oben, auf dem Balkon des Rathauses, verliert der Held der Stadt für einen Moment die Übersicht. Die Rede stockt, Anatolij Sobtschak dreht sich zu seinen Mitarbeitern um: „Wo ist denn nur die Fahne?" raunzt der Oberbürgermeister.

Es ist Donnerstag nachmittag, der Tag nach dem großen Sieg. Auch in Leningrad soll die neue, alte russische Fahne gehißt werden. Seit der Oktoberrevolution wehte hier das rote Tuch mit dem schmalen blauen Rand. Jetzt ist wieder Weiß-Blau-Rot dran. Aber das Protokoll hakt.

Bürgermeister Sobtschak: „Wo ist denn nur die Fahne?"

Schließlich wird Sobtschak aufgeklärt, daß oben auf dem Dach der Strippenzieher nur auf die Order wartet: „Zieht sie hoch", ruft er, und die Menge jubelt auf – dankbar, daß ihr spröder Volksheld das richtige Wort gefunden hat.

Anatolij Sobtschak, nach Boris Jelzin der standfesteste Demokrat in bewegten Tagen, gibt für Feierlichkeiten nicht viel her. Kein Pathos, keine große Geste. Nur zur Begrüßung seines Volkes ballt er kurz die Faust, dann verschränkt er die Hände während der Rede hinter dem Rücken.

Im dunkelgrauen, tadellos sitzenden Anzug, den schwarzen Slippern und dem britisch anmutenden Schlips wirkt Sobtschak wie ein Manager bei einem Firmenjubiläum: „Wir haben soviel geredet in den letzten Tagen", ruft er vom Balkon, „jetzt müssen wir wieder was tun."

Die Leningrader haben es geahnt. So ist er nun mal, ihr Juraprofessor. Statt eine schöne rührselige Siegesfeier aufzuführen wie die in Moskau, weist der Chef schon wieder auf die trübe wirtschaftliche Lage hin. Die gelte es jetzt zu bessern.

Nur ein paar hundert Leute sind gekommen, um den historischen Fahnenwechsel zu erleben. Immerhin, für die schwierigste Zielgruppe, die jugendlichen Leningrader, hat Sobtschak noch etwas vorbereitet: „Ich lade euch ein zu einem Rockkonzert nachher, das wird bestimmt gut", verabschiedet er sich und verschwindet in seinem Büro.

Abends um acht geht dann diese Siegesfeier ausgerechnet vor dem Winterpalast los. Kein Ort in Leningrad muß die konservativen Apparatschiks mehr ärgern. Hier zelebrieren jedes Jahr im November Partei und Armee die Erinnerung an die ruhmreiche Revolution des Jahres 1917. Ein paar hundert Meter weiter ankert der Panzerkreuzer „Aurora", von dem damals das Signal zum Sturm auf das Winterpalais kam.

Jetzt zuckt Disco-Licht Gelb-Grün-Lila in den Abend. Gitarren pfeifen, Frisbee-Scheiben fliegen durch die Menge, Skateboard-Artisten tanzen auf neonfarbenen Untersätzen. Ein stadtbekannter Anarchist liest Gedichte, die Sobtschak, Jelzin, Gorbatschow, das Leben veräppeln. Da ist nichts von der Erhabenheit der Moskauer Siegesfeier.

Unter der Regie des Pflichtmenschen Anatolij Sobtschak, 54, ist Leningrad näher an den Westen gerückt als jede andere russische Stadt. Die drei Tage des Putsches offenbarten dies: Kein Panzer, kein bewaffneter Soldat war in der Stadt zu sehen.

Sobtschak, neben seinem Amt in Leningrad parteiloser Abgeordneter im sowjetischen Parlament, erfuhr am Montag morgen von dem Coup. In seiner Moskauer Wohnung hörte er Nachrichten. Unverzüglich fuhr er 40 Kilometer aus der Stadt in ein Quartier der russischen Regierung.

Boris Jelzin, dessen Stellvertreter Ruzkoj und der russische Ministerpräsident Silajew trafen ebenfalls dort ein. Beschlossen wurde, daß Jelzin sich im „Weißen Haus" verbarrikadieren, Sobtschak nach Leningrad zurückkehren sollte.

Als die russischen Führer nach Moskau zurückkehrten und Sobtschak zum Flughafen Scheremetjewo abbog, wurde der ganze Dilettantismus der Putschisten deutlich: Die Kavalkade der schwarzen Limousinen überholte eine Panzerkolonne, die in die Stadt rollte. Obwohl an Jelzins Auto die russische Fahne flatterte, blieben die Wagen unbehelligt.

Sobtschak stieg, begleitet lediglich von zwei Leibwächtern, ins Flugzeug. Nach seiner Ankunft in Leningrad fuhr er direkt ins Hauptquartier des Kommandeurs der Armee, General Wiktor Samsonow. „An allen Wachen und Soldaten vorbei", so ein Sobtschak-Vertrauter, drang der Oberbürgermeister in das Büro des Generals vor.

Es war ein besonderes Glück für die Leningrader, daß Sobtschak und Samsonow einander gut kannten.

Als Abgeordneter im Volksdeputiertenkongreß hatte Sobtschak 1989 jene Kommission geleitet, die den mörderischen Truppeneinsatz gegen Demonstranten in der georgischen Hauptstadt Tiflis untersuchte.

Samsonow war dafür zwar nicht verantwortlich gewesen, hatte aber als

Protestdemonstration in Leningrad*: „Wir haben soviel geredet, jetzt müssen wir wieder was tun"

Zeuge der Exzesse vor der Sobtschak-Kommission auftreten müssen.

Jetzt trafen sich die beiden wieder. Es wurde „ein hartes Gespräch" (Sobtschak). Der Jurist suchte dem Militär klarzumachen, daß „es in der Geschichte schon Leute den Kopf gekostet hat, wenn sie Befehle nur weitergeben". Die angebliche Erkrankung Gorbatschows rechtfertige keineswegs den Ausnahmezustand.

Schließlich räumte der General ein, daß ihm keine schriftliche Order vorlag. Die Panzer rückten nicht näher als 45 Kilometer an Leningrad heran.

Nach dem Gespräch mit dem General eilte Sobtschak am Putsch-Montag in sein Stadtparlament. Alle rechneten mit einer Verhaftungswelle. Und obwohl die Medien zu den ersten Zielen der Putschisten gehörten, konnte Sobtschak am Abend im örtlichen Leningrader Fernsehen auftreten, das KGB erlaubte es. 40 Minuten dauerte eine Diskussion, an deren Ende Sobtschak für den nächsten Morgen zur großen Demonstration vor dem Winterpalast aufrief.

Etwa 150 000 Menschen versammelten sich dann am Dienstag, um zehn Uhr, vor dem Schloß. Nachts waren die U-Bahnen länger gefahren, um mehr Menschen in die Innenstadt zu schleusen. Die Stadt spannte jeden Muskel an. Selbst die Jungs von der Mafia waren in ihren neuen Lada Samara besorgt um das Rathaus gekurvt.

Seit der Demonstration vom Dienstag hielt Sobtschak, umringt von 150 000 Leibwächtern, Leningrad in der Hand – jedenfalls solange kein Angriff von außen kam. Das KGB und General Samsonow zogen es vor, an diesem Zustand nichts zu ändern. Falls es keine Unruhe in der Stadt gebe, so ließen sie erkennen, würden sie nicht eingreifen.

Was wäre passiert, wenn sie sich mit aller Macht auf die Stadt an der Newa geworfen hätten? „Jedenfalls hätten wir keine Widerstandsgruppe in Sibirien gegründet", sagt Dimitrij Mesenzew, Sobtschaks Sprecher.

Sie haben sich wohl gegenseitig gestützt, das Moskauer Monument Jelzin, auf den die Welt blickte, und der Leningrader Sobtschak, der den Putschisten als unüberwindbares Hindernis Sinn und Tatkraft raubte.

Damit schweißte der Coup zwei Politiker zusammen, die sich eigentlich nicht leiden können. „Keineswegs problemlos" nennt Sobtschak in einem, passend zum Putsch, erschienenen Buch sein Verhältnis zu Jelzin**. „Populistische Euphorie" verdränge bei dem Moskauer „häufig den gesunden Menschenverstand". Man kann sich vorstellen, daß Jelzin dafür den Professor für einen Besserwisser und juristischen Erbsenzähler hält.

* Am vergangenen Dienstag vor dem Winterpalais.

** Anatolij Sobtschak: „Für ein neues Rußland". Lübbe-Verlag, Bergisch Gladbach; 368 Seiten; 39,80 Mark.

Weg voller Dornen

Die baltischen Staaten hoffen nach dem fehlgeschlagenen Coup auf ihre baldige Unabhängigkeit.

Für Alfred Rubiks, den orthodoxen KP-Chef in Lettland, war der Moskauer Putschtag ein beglückendes Ereignis. „Freude und Stolz" empfinde er über diese Entwicklung, jubelte der Betonkommunist und kündigte „den Bann aller anderen politischen Organisationen", die Auflösung von Parlament und Regierung an. Rubiks nannte dies „die Reform", und er war überzeugt: „China und Kuba werden die jetzigen Fortschritte in der UdSSR wohlwollend verfolgen."

Ähnlich dachte wohl Fjodor Kusmin, Befehlshaber des baltischen Militärbezirks. Unmittelbar nach Gorbatschows Sturz teilte der General in Riga mit, er sei von nun an der Hauptverantwortliche für „die Durchführung der Direktiven des Notstandskomitees". Widerstand werde mit „allen notwendigen Mitteln" gebrochen.

Was er darunter verstand, demonstrierte der General Montag nacht mit einem Präventivschlag. Fallschirmjäger und die Schwarzen Barette, eine für ihre Brutalität berüchtigte Sondereinheit des Moskauer Innenministeriums, besetzten

KP-Chef Rubiks*: Zu früh gejubelt

nacheinander die Fernsehanstalt, das lettische Innenministerium, das Hauptquartier der regierenden Volksfront und das Fernmeldeamt.

Das Rundfunkgebäude am Domplatz nahmen die Soldaten mit einem Angriff über die Dächer der Nachbarhäuser ein. Dabei prügelten sie Journalisten und Gäste, darunter Parlamentarier, mit Karabinerkolben auf die Straße und zertrümmerten Büros. In vier Stunden hatte der General Lettland von allen Kontakten nach außen abgeschnitten. Selbst die Telefondrähte in die übrigen Sowjetrepubliken wurden gekappt.

Damit waren am ersten Putschtag in Lettland die Vorbereitungen für das getroffen, was die „Moskauer Bande der Acht" laut Lettenpräsident Anatolis Gorbunovs überall vorhatte: „Das riesige Gebiet vom Baltikum zum Pazifik sollte in einen neuen Gulag verwandelt werden."

Nur eine Woche hätte es gedauert, meint Vizepräsident Dainis Ivans, „dann wären alle unsere politischen Institutionen aufgelöst, Minister und Abgeordnete verhaftet und in irgendein Sibirien verbracht worden".

Alfred Rubiks hätte sich dem wohl kaum widersetzt. Doch der lettische KP-Chef hatte zu früh gejubelt. Nach der Flucht der Moskauer Putschisten zog auch General Kusmin seine Truppen aus allen besetzten Rigaer Zentralen ab.

Ein Fallschirmjäger-Oberleutnant bekannte: „Ich bin erleichtert, daß es vorbei ist. Wir schämen uns, vor allem für unsere Vorgesetzten."

Rigas Regierung, Parlament und Politiker aber trauten der plötzlichen Ruhe nicht. Sie nutzten die Gunst der Stunde und erklärten noch am Mittwoch nachmittag mit Mehrheitsbeschluß im Parlament Lettlands völlige Unabhängigkeit.

Begründung: Als Folge des Moskauer Putsches gebe es in der UdSSR „keine konstitutionellen Strukturen und keine Regierung". Daher habe Lettland auch keinen Partner mehr, um über den Weg in die Unabhängigkeit zu verhandeln. Am Abend zuvor hatte auch Estland seine Souveränität proklamiert.

Nach dem Putschende wähnen sich die Balten einer echten Unabhängigkeit so nah wie nie. Vizepräsident Ivans zum SPIEGEL: „Jelzin hat den baltischen Republiken die Unabhängigkeit in bilateralen Verträgen mit Rußland zugesichert. Und dieser Jelzin hat sich jetzt als echter Demokrat bewährt." Präsident Gorbunovs allerdings warnte: „Es wird ein Weg voller Dornen."

Daß der Widerstand der zentralistischen Hardliner noch nicht gebrochen ist, zeigte die prompt folgende Reaktion. Mit Schützenpanzern rückten die Schwarzen Barette am Domplatz an. Sie schossen in die Luft, fackelten Tränengaskanister ab und verprügelten schimpfende Zuschauer.

Vorsichtshalber verbrachten Regierungsmitglieder und Abgeordnete die Nächte Ende vergangener Woche daher nicht in ihren Wohnungen, sondern im Parlament. „Solange die Schwarzen Barette los sind", sagte Talavs Jundcis, Vorsitzender der Parlamentskommission für Sicherheit, „müssen wir mit Verhaftungen, Terror und Mord rechnen."

Immerhin nahm General Kusmin bei den Abzugsverhandlungen seine schützende Hand von den Schwarzen Baretten. Er werde nicht eingreifen, wenn lettische Sicherheitsbehörden die Sondereinheit des Moskauer Innenministeriums ausschalteten.

Ende voriger Woche bereiteten sich Milizionäre im Vorhof des Parlaments zum Angriff auf den Stützpunkt der Schwarzen Barette vor. Deren Treiben während der Putschtage hatte in Riga mindestens drei Tote und ein Dutzend Verletzte gefordert. Ein halbes Dutzend Männer gelten noch als verschollen. Befehlshaber Kusmin muß nun mit seiner baldigen Abberufung rechnen. KP-Vorsteher Rubiks wurde nach dem Verbot seiner Partei verhaftet und sieht einer Anklage wegen Hochverrats entgegen.

Schwarze Barette, Rigaer Bürger: Terror und Mord

* Bei seiner Verhaftung am vergangenen Freitag.

Putsch? Welcher Putsch?

Alles blieb ruhig im Fernen Osten des Sowjetimperiums

Blagoweschtschensk ist die Hauptstadt der Amur-Region, eines der abgelegensten, aber auch strategisch wichtigsten Gebiete des sowjetischen Imperiums. Als die Nachrichten vom Putsch über das Radio die Stadt erreichten, schienen die 210 000 Einwohner überhaupt nicht zu reagieren.

Moskau ist weit, 6000 Kilometer weit. Die Menschen im Schatten der Denkmäler, die allesamt vergangenen Kriegen und gefallenen Helden gewidmet sind, erduldeten einfach weiter, was ihr Leben sie erdulden läßt: die üblichen Schlangen, das übliche sozialistische Warten.

Es gab keine Aufmärsche, keine Streiks, keine Demonstrationen in dieser Stadt am Ufer des Amur, der über knapp 2000 Kilometer die Grenze zu China bildet. Und trotzdem wurde – wie überall im russischen Fernen Osten – schnell klar, daß der Griff der Hardliner nach der Macht zum Scheitern verurteilt war.

Sowjetisch-chinesische Grenze bei Khorgos: Keine Aufmärsche, keine Streiks

Nichts hatte sich verändert am Tag nach dem Coup: Alle Zeitungen erschienen, alle Radiostationen sendeten, die Nachrichten waren ausgewogen: Das Dekret der Putschisten erreichte die Einwohner ebenso wie Jelzins Aufruf zum Widerstand.

Es gab keine Truppenbewegungen und keine Vorsichtsmaßnahmen. „Moskau hat uns angewiesen, Soldaten vor allen öffentlichen Gebäuden zu postieren", sagt der Vizeverwaltungschef Wladimir Kasnadi. „Wir haben das nicht getan. Es war überflüssig, alles ist ruhig hier."

Die Funktionäre verweigerten sich schlicht den neuen Machthabern im Kreml, die keine Möglichkeit hatten, ihre Befehle durchzusetzen. Die militärischen Befehlshaber im Fernen Osten verhielten sich neutral. Aus Moskau kam niemand, um die neue Ordnung durchzusetzen.

Die Pazifikküste der Sowjetunion gehört zur Russischen Föderation. Boris Jelzin genießt hier große Popularität. 24 Stunden nach Putschbeginn wurden auf den Hauptstraßen von Blagoweschtschensk Flugblätter verteilt, die zur Unterstützung des russischen Präsidenten aufriefen. Eine Sonderausgabe des *Amur-Kurier* brachte unzensierte Nachrichten aus Moskau.

Andere Handzettel beschrieben die Situation in den Städten Khabaravosk und Wladiwostok. Dort bekundeten die Belegschaften großer Firmen ihre Unterstützung für Jelzin.

Die einzigen, die sich über den Putsch freuten, waren chinesische Funktionäre auf der anderen Seite des Amur. Als am Tag nach dem Coup eine Gruppe chinesischer Grenzbeamter mit ihren sowjetischen Kollegen auf Booten in der Mitte des Flusses zusammentraf, konnten die Chinesen ihre Freude nicht verbergen. Die Moskauer Machtübernahme galt ihnen als verspätete Rechtfertigung des Blutvergießens auf dem Tienanmen-Platz vor zwei Jahren.

Blagoweschtschensk ist eine Stadt, in der die Geschichte unterschiedlichste Spuren hinterlassen hat. Ihr Name – Mariä Verkündigung – spiegelt den christlichen Glauben jener Kosaken, die den Ort Mitte des vergangenen Jahrhunderts gegründet hatten. Ein paar elegante Gebäude sind Zeugen für den Glanz der längst vergangenen Zarenzeit.

Die verblassenden Parteiparolen an den Hauswänden rufen dagegen Erinnerungen an jüngere, schmerzhaft enttäuschte Träume wach. „Kommunismus ist die feste Grundlage für Frieden, Freiheit, Solidarität, Gleichheit und das Glück auf Erden", verkündet ein Transparent über dem Eingang zum Oktober-Kino auf der Lenin-Straße.

Doch die Geschichte lebt in Blagoweschtschensk. Am Tag nach dem Putsch warteten zwei Kosaken-Offiziere in Uniformen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stundenlang auf dem Telegrafenamt, um eine Botschaft loszuwerden.

Sie war an den Papst in Rom gerichtet und enthielt die Bitte um besonderen päpstlichen Segen. Die 15 000 Kosaken in der Amur-Region, so möge der Heilige Vater bedenken, lebten noch immer als gute Christen hier.

Der Putsch, der so schnell Geschichte wurde, hat keine Spuren hinterlassen. Die Nachricht aus Moskau, daß alles vorbei sei, erreichte fast niemanden zu dem Zeitpunkt, an dem sie verbreitet wurde. Es war Nacht, die Stadt schlief, und über den Wassern des Amur leuchtete orangefarben der Mond – alles sah aus, als sei am fernen Außenposten des Sowjetreichs wirklich nichts geschehen.

„Jelzin verdient den Dank der Partei“

SPIEGEL-Interview mit ZK-Sekretär Walentin Falin über den Putschversuch gegen Gorbatschow

SPIEGEL: Walentin Michailowitsch, dies ist das erste Mal, daß wir zu Ihnen durch den Hintereingang kommen. Am Vordereingang stehen Absperrgitter. Was ist geschehen?

FALIN: Das ist auch für mich neu, gestern waren die Absperrgitter noch nicht da. Es handelt sich offenbar um Vorsichtsmaßnahmen, denn gestern fand hier eine Demonstration statt, bei der es zu Ausschreitungen kam. Ich gehe davon aus, daß diese Maßnahmen nur provisorisch sind.

SPIEGEL: Gestern stand in Sichtweite dieses Gebäudes auch noch Lenins Geheimdienstchef Felix Dserschinski auf seinem Denkmalsockel. Heute nacht wurde er gestürzt. Fehlt jetzt etwas in Moskau?

FALIN: Gewiß. Es fehlt vieles aus der Vergangenheit. Eine andere Frage ist, ob es der Tradition zivilisierter Länder entspricht, bei politischen Veränderungen alle Spuren der alten Zeit auszulöschen.

SPIEGEL: An den Mauern dieses Hauses steht auch der Spruch „KPdSU vor Gericht“. Kommt die große Abrechnung mit der Kommunistischen Partei?

FALIN: In den letzten anderthalb Jahren erleben wir hier eine Welle des Antikommunismus, die höher schlägt als anderswo. In Leningrad hat sogar ein Stadtratsabgeordneter gesagt: „Wenn man alle 19 Millionen Kommunisten erschießt“ – so viele waren es damals noch –, „würde das kaum jemanden aufregen.“

SPIEGEL: Wenn nun aber der neue starke Mann der Sowjetunion, Boris Jelzin, die Kommunistische Partei durch Dekret auflöst – was dann?

FALIN: Nach dem Gesetz ist das nur möglich, wenn eine Partei die Verfassung wie auch das gültige Recht verletzt. Unsere Verfassung und die Menschenrechtsdeklaration der Uno erkennen das Recht der Bürger auf Bildung von Parteien und Organisationen ausdrücklich an. Wenn man dagegen verstößt, heißt das, daß wir vom Rechtsstaat so weit entfernt sind wie zuvor.

SPIEGEL: Die Partei hat den Zorn der Bürger erregt, weil sie zum Putschversuch so erstaunlich lange geschwiegen hat. Das wird das Volk so leicht nicht vergessen.

FALIN: Verwechseln Sie das Volk bitte nicht mit manchen Politikern, die vorgeben, im Namen des Volkes aufzutreten. Doch zur Sache: Die Partei hat mit diesem Putsch nichts zu tun gehabt. Nur ein Mitglied des Politbüros, Oleg Schenin, hat sich im eigenen Namen und ohne Vollmacht des Politbüros oder des ZK-Sekretariats den Verschwörern angeschlossen. Das ZK-Sekretariat hat von Schenin keinerlei Antwort auf seine Frage bekommen, was geschehen sei und was heute oder morgen geschehen solle. Mit anderen Putschisten hatte die Partei überhaupt keinen Kontakt.

ZK-Sekretär Falin: „Das ist gewiß irgendwie merkwürdig“

SPIEGEL: Aber ist es nicht seltsam, daß der Generalsekretär der Partei und Staatspräsident der UdSSR politisch nicht durch die Partei gerettet wurde, sondern durch einen Mann, der aus der Partei ausgetreten ist?

FALIN: Ja, das ist gewiß irgendwie merkwürdig.

SPIEGEL: Zeugt es nicht von Resignation?

FALIN: Ich widerspreche Ihnen nicht. Aber das erklärt sich dadurch, daß der Kontakt zwischen dem Generalsekretär und der Partei in der letzten Zeit geschwächt war. Es gab keine reguläre Verbindung mehr, durch die unser erster Mann seine Hoffnungen, Wünsche und Forderungen direkt an die Leute in der Partei herantragen konnte, auf deren Hilfe er angewiesen war und von denen er wußte, daß sie ihn nicht verraten würden.

SPIEGEL: Und was tat das ZK-Sekretariat?

FALIN: Das Sekretariat hatte etwa die Position: Solange wir nicht wissen, was geschehen ist, können wir nicht definitiv Stellung nehmen.

SPIEGEL: Hätte denn die Position des Sekretariats nicht sein müssen: Egal, was geschehen ist, der Generalsekretär der KPdSU darf nicht weggeputscht werden?

FALIN: Für uns war der Generalsekretär selbstverständlich der Generalsekretär geblieben. Das haben wir ja in unserer Erklärung zum Ausdruck gebracht. Wir als Partei hatten ihn von seinen Pflichten nicht entbunden. Aber wir kannten seinen Standpunkt nicht. Deshalb sollte Vize-Generalsekretär Wladimir Iwaschko sich erklären lassen, wie er zu Notstandsmaßnahmen steht oder ob er gar seinem Vize Vollmacht gegeben habe, die Pflichten des Präsidenten provisorisch zu übernehmen.

Deshalb hat Iwaschko gegenüber Gennadij Janajew gefordert, ihn mit einem Sonderflugzeug zu Gorbatschow zu bringen. Die Antwort hieß: Nein.

SPIEGEL: Wie haben die Putschisten ihr Nein begründet?

FALIN: Sie haben erklärt, Iwaschko brauche mit Gorbatschow nicht zusammenzutreffen, weil es sich um eine Staatsfrage und nicht um eine Parteifrage handele. Die Forderung des Sekretariats nach einem unverzüglichen Treffen von Iwaschko mit Michail Gorbatschow

wurde sofort veröffentlicht, damit die Position der Partei jedem klar wurde.

SPIEGEL: Soweit die Partei. Was nun die Armee angeht – ist sie den Putschisten nicht gefolgt, weil diese so unentschlossen und ungeschickt vorgingen, oder hat die Haltung der Armee die Putschisten erst so unentschlossen gemacht?

FALIN: Wissen Sie, wenn ich an diese Tage zurückdenke, muß ich sagen: Das war mit Blick auf die Gefahr, die bestanden hat, und auf die Folgen, die sich ergeben, natürlich ein Drama. Doch die Ausführung war eine Operette, ein billiges Amateurspiel.

SPIEGEL: Saß der Spiritus rector des Ganzen unter den acht Mitgliedern des Notstandskomitees, oder kam er von außerhalb?

FALIN: Er saß bestimmt unter ihnen, doch an Spekulationen, wer es war, möchte ich mich nicht beteiligen.

SPIEGEL: Können Sie die Gedankengänge der Putschisten nachvollziehen?

FALIN: Da muß man die Lage des Landes sehen, die Wirtschaftskrise und die rechtliche Unsicherheit. Die Stimmung im Volk ist sehr kritisch, auch dem Präsidenten gegenüber. Doch während des Putsches bekam die Bevölkerung große Sorge, eine neue Welle des Stalinismus könne kommen – und diese Sorge war letzten Endes das Wichtigste.

SPIEGEL: Eduard Schewardnadse hat zum Putsch eine beunruhigende Variante angeboten: Der Generalsekretär könne eventuell nicht nur Opfer, sondern auch Täter gewesen sein, also das Ganze inszeniert haben. Ist das so verrückt, wie es sich anhört?

FALIN: Die These Schewardnadses wurde bei unseren Gesprächen noch nicht ausführlich erörtert. Aber es gab scheinbar objektive Zeichen, daß der Generalsekretär ärztliche Hilfe benötigt hatte. Die Splitter von Tatsachen dürften Vorwand zu verschiedenen Deutungen geben. Doch ich wiederhole: So, wie Schewardnadse es gesagt hat – es handle sich um eine Verschwörung, bei der die Rollen verteilt gewesen seien und . . .

SPIEGEL: . . . bei der das Opfer zugleich als Täter gehandelt habe . . .

FALIN: . . . so haben wir das nicht erörtert. Viele Fragen blieben für uns damals unbeantwortet: Was denkt der Generalsekretär, was ist heute geschehen und warum nicht gestern oder vorgestern? Also, erst müßten die Tatsachen auf den Tisch, meinten wir, bevor Schlußfolgerungen gezogen werden könnten.

Partner Janajew, Gorbatschow (im April)
„Es gibt nichts Böses ohne Gutes"

SPIEGEL: Trägt nicht Gorbatschow insofern Verantwortung für den Putsch, als er sich die meisten der Leute, die ihn verraten haben, selbst ausgesucht hatte?

FALIN: Diese Frage zielt indirekt auf den Charakter von Michail Gorbatschow, für den ich große Sympathie hege. Begabte Menschen sind leider oft sehr widersprüchlich. Wenn sie jemandem einmal ihr Vertrauen geschenkt haben, kontrollieren sie oft nicht, ob dieses Vertrauen berechtigt ist, und geben dem Betreffenden zuviel Vollmachten.

ZK-Gebäude, Demonstranten
„Es fehlt vieles aus der Vergangenheit"

SPIEGEL: Warum hat der Generalsekretär zugelassen, daß ein so alter Freund wie Alexander Jakowlew von der Parteikontrollkommission ausgeschlossen werden sollte und deshalb die Partei von sich aus verlassen hat?

FALIN: Das ist ein für mich sehr trauriges persönliches Erlebnis. Ich kenne Alexander Nikolajewitsch sehr lange und habe mit ihm vieles gemeinsam gemacht, etwa in der Außenpolitik. Über sich selbst sagt er allegorisch, er sei kein Boxer, der Schläge leicht wegstecke. Wenn ihn jemand verletzt, reagiert er emotional, fühlt sich von allen verlassen, sogar vom Präsidenten.

SPIEGEL: Warum hat der Generalsekretär nicht der Parteikontrollkommission gesagt, sie solle mit Jakowlew nicht so verfahren?

FALIN: Weil die Parteikontrollkommission dem Generalsekretär nicht untersteht. Sie ist schon gegen Schewardnadse in ähnlicher Weise vorgegangen, Jakowlew war der zweite Fall einer souveränen Entscheidung dieser Kommission.

SPIEGEL: Jakowlew hat uns gesagt, nun müsse sich jedes Mitglied der Kommunistischen Partei fragen, ob es in dieser Partei noch bleiben könne. Gorbatschow dagegen hat erneut erklärt, daß er nach wie vor an die Reformfähigkeit der Partei glaube. Wie steht es mit Ihrem Glauben?

FALIN: Sie erinnern sich an das ZK-Plenum vom April 1991, auf dem Gorbatschow sein Amt zur Disposition stellte. Am nächsten Tag sagte er mir unter vier Augen: „Walentin, was für einen schweren Tag haben wir gestern erlebt." Meine Antwort lautete: „Michail Sergejewitsch, es gibt nichts Böses ohne Gutes."

Zum ersten Mal seit Lenins Tod ist das Thema Generalsekretär kein Tabu mehr. Darin sehe ich ein wahres Zeichen dafür, daß die Partei sich verändert.

SPIEGEL: Sie sind also optimistisch?

FALIN: Nein, ich bin nicht optimistisch, ich bin im Moment sogar sehr skeptisch, wenn ich etwa sehe, wie versucht wird, diese Partei in Verbindung mit dem Staatsstreich zu bringen. Diese Versuche sind so massiv, daß ich keinerlei Prognose wage, was morgen geschehen könnte. Doch es wäre eine Tragödie,

wenn dieser Partei die Chance versagt würde, eine demokratische Partei zu werden.

SPIEGEL: Die Partei hatte ja lange genug Zeit, demokratisch zu werden.

FALIN: Sie werden doch zugeben, daß vieles geschehen ist. Der Reformprozeß wurde ja von Leuten aus der Partei angestoßen und vorangetrieben.

SPIEGEL: Fürchten Sie nach diesem Ausgang des Putsches nicht, daß der stark gewordene Volksheld Jelzin nun über die Stränge schlagen könnte?

FALIN: Jelzin hat sich in dieser Woche von einer sehr positiven Seite gezeigt. Warum sollte ich das nicht sagen, obschon meine Beziehungen zu ihm sehr differenziert sind. Jelzin war eine führende Figur, als es darum ging, den Putsch scheitern zu lassen.

SPIEGEL: Wären Sie auch einverstanden mit der Formel, daß er die entscheidende Figur war, an der der Putsch scheiterte?

FALIN: Ja, gewiß. Jelzin verdient die Dankbarkeit auch der Partei, die er verlassen hat.

„Die Macht wanderte zum KGB"

Die Rolle des sowjetischen Geheimdienstes bei der Perestroika und dem Putsch

Zuerst, unmittelbar nach dem gescheiterten Putsch, waren es nur einige hundert Demonstranten gewesen, die dorthin zogen, wo sie den wahren Feind des Volkes sahen: vor die Lubjanka, die gelbe Zwingburg mit der neugotischen Fassade im Zentrum Moskaus, die seit der Gründung des Sowjetstaates Zentrale des Geheimdienstes ist.

Am Donnerstag versammelten sich schon Tausende dort, skandierten „Weg mit dem KGB", dann versuchten sie, das Denkmal des ersten Geheimdienstchefs Felix Dserschinski zu stürzen. Sie scheiterten an dem sieben Meter hohen Bronze-Koloß – bis die Moskauer Stadtverwaltung das nötige Gerät schickte. Ein Kran hob den Erfinder des „roten Terrors" vom Sockel, die Statue verschwand in einem städtischen Lagerhaus.

Damit stürzte in der Nacht zum Freitag vergangener Woche ein Symbol der sowjetischen Stasi, deren Macht selbst aber blieb vorerst noch unangetastet. Auch im siebten Jahr der Perestroika, von Liberalisierung und Demokratisierung in der Sowjetunion, ist die Lubjanka immer noch, mehr als der Kreml, Sitz der tatsächlichen Macht im Sowjetreich. So war es vor dem Putsch, während des Putsches, und so könnte es womöglich auch nach diesem historischen Moskauer August bleiben, auch wenn Hausherr Wladimir Krjutschkow nach dem mißglückten Abenteuer verhaftet wurde.

Während fast überall sonst in den Ländern des einstigen Realsozialismus auf dem Weg zur Freiheit als erstes die Betonburgen der Staatssicherheit gestürmt und deren Organisationen zerschlagen wurden, blieb der Krake im Sowjetreich nicht nur am Leben. Er gewann sogar noch neue Aufgaben und Macht hinzu, da die anderen Institutionen der alten Ordnung rapide verfallen.

„Geht zu Krjutschkow, der ist der einzige, der wirklich was weiß", erhielt noch unlängst eine ungarische Parlamentarier-Delegation von russischen Abgeordneten auf die Frage nach der Entwicklung der Sowjetunion zur Antwort. Heißt: Allein das KGB wisse, wo es langgehe mit der Perestroika.

Damit aber steckt die Umgestaltung der Sowjetunion auch nach dem Scheitern der Putschisten in einem Dilemma, ist der Kampf um Demokratie noch längst nicht gewonnen: Demokratie im Osten Deutschlands mit weiter voll funktionsfähiger Stasi in der Berliner Normannenstraße – wäre das vorstellbar?

Ganz unbestritten ist das KGB „das mit Abstand größte Staatssicherheits-, Spionage- und Sabotageunternehmen der Welt", so die Ostwissenschaftlerin Astrid von Borcke in ihrem Standardwerk „Unsichtbare Weltmacht KGB".

Der sowjetische Geheimdienst ist nicht nur ein „Staat im Staat", wie sein Ex-General Oleg Kalugin bezeugt. Er ist eine Macht, deren Arm bis in die entlegensten Gebiete der Erde reicht, mit nichts auf dieser Welt vergleichbar.

Das KGB kommandiert eigene Armeen mit Panzern, Schiffen, Flugzeugen. Das KGB kontrolliert die übrigen Streitkräfte, verwahrt die Schlüssel zu Atomarsenalen, lauscht ins Bonner Kanzleramt und ins Weiße Haus hinein, setzt fremde Staatschefs ein oder ab. Das KGB bestimmt mit oder sabotiert Innen- wie Außenpolitik der eigenen Regierung, beeinflußt die Weltmeinung mit gezielter Desinformation – etwa mit der geschickt lancierten Nachricht, der Aids-Virus sei das Produkt eines amerikanischen Militärlabors.

2,9 Millionen Menschen, mehr als ein Prozent der sowjetischen Bevölkerung, stehen im Sold des Riesenkraken KGB. Davon sind mehr als eine halbe Million Waffenträger in Uni-

Gestürztes Dserschinski-Denkmal: „Symbol des roten Terrors"

KGB-Zentrale Lubjanka in Moskau: „Das größte Staatssicherheits-, Spionage- und Sabotageunternehmen der Welt"

form – Sondereinheiten des Staatssicherheitsdienstes, die Grenztruppen, Spezialregimenter, Wachbataillone sowie jene Sondertruppen des Innenministeriums wie die „Omon"-Einheiten, die im Baltikum Bandenkrieg spielten und nach dem gescheiterten Putsch drohten, als Partisanen in die Wälder zu gehen.

Es waren KGB-Truppen, nicht Armeeangehörige, die während des Putsches in Moskau als einzige auf das Volk schossen – die Besatzungen jener Schützenpanzer, die in der Nacht zum Mittwoch zum Weißen Haus an der Moskwa vorzustoßen versuchten.

Während ihrer über 70jährigen Geschichte war die Sowjetunion stets mehr ein terroristischer Geheimpolizeistaat als eine sozialistische Gesellschaft. Kaum aus der Oktoberrevolution geboren, schuf sich der neue Staat der Bolschewisten das Terrorinstrument der Tscheka. Denn „die Macht der Werktätigen kann ohne eine solche Institution nicht bestehen", so Lenin – dem ein einfaches Dekret genügte, jene Organisation zu schaffen, die damit von Anfang an über allen Gesetzen stand.

Über 8000 Erschießungen allein in Zentralrußland meldete die Tscheka unter dem polnischen Adelssproß Felix Dserschinski schon in den ersten 18 Monaten ihres Bestehens – Beginn einer Mordorgie, die in den folgenden Jahrzehnten die Völker der Sowjetunion grauenvoll dezimierte.

Dermaßen fürchterlich wüteten die Schergen des Geheimdienstes unter Stalin, daß, so als könnte man damit das Blut abwaschen, immer wieder der Name des Terror-Dienstes geändert wurde – 1922 in GPU, 1923 in OGPU, 1934 in NKWD, 1941 in NKGB, 1946 in MGB, 1953 in MWD. Und schließlich, nach Stalins Tod, in KGB: Die Namen wechselten, die Methoden blieben.

Folter und Genickschuß, Zwangsarbeit und Hunger, Massenmord an ganzen Gruppen waren die tödlichen Waffen des „Schwerts und Schildes der Partei", wie sich der Geheimdienst stolz nennt. Sein Wüten traf zuerst den Klassenfeind schlechthin, dann die Kulaken – wobei die einmalige Tat gelang, den ganzen aktiven Bauernstand eines großen Landes auszurotten.

Dann richtete sich das Schwert der Partei gegen diese selber, gegen die Armee, und schließlich amputierte der Geheimdienst seine eigenen Glieder. Angeblich abtrünnige Völker, von den Krimtataren bis zu den Wolga-Deutschen, verschwanden in fernen Steppen. Millionen eigener Soldaten, die Hitlers Gefangenschaft überlebt hatten, endeten im Gulag Stalins.

Seinen Höhepunkt erreichte das Mordimperium des Geheimdienstes unter Lawrentij Berija, dessen Gulag-Reich mehr Insassen hatte, als viele Staaten Einwohner zählen. Auch er wurde nach dem Tod seines Mentors Stalin selbst liquidiert – er sei britischer Agent gewesen, lautete eine der absurden Beschuldigungen, da der Massenmord am eigenen Volk nach wie vor tabu blieb.

Es wurde weitergemordet, wenn auch subtiler. Häftlinge mußten Atomunterseeboote reinigen und krepierten danach an Krebs. Intellektuelle kamen in Irrenanstalten. Und: Die Organe schotteten das Reich strikt vor äußeren Einflüssen ab.

Noch 1962 wurden der Akademie der Wissenschaften ernsthafte Forschungen im Computerbereich verboten – Fortschritte auf dem Gebiet hätten womöglich die Informationskontrolle gefährdet. Das aber führte zur Technologielücke der UdSSR. Ein 1980 eingeführter automatischer Telefonselbstwählverkehr wurde rasch wieder unterbunden – er war zu schwer zu überwachen.

All diese Perversitäten im Dienste der Staatssicherheit, die längst zum Selbstzweck geworden war, legten schließlich den Staat selber lahm. Für Spionen- oder Häftlingsproduktion gab es ein Plansoll wie bei Milchkannen.

„Gibt es keine Spione, müssen Sie interne Gegner aufdecken", mahnte KGB-General Titow, heute noch im Amt, einmal seine Mannen. „Und wenn Sie gar keine finden, fabrizieren Sie eben welche." So wurden normale Kriminelle zu antisowjetischen Äußerungen erpreßt, um sie anschließend als Staatsfeinde aburteilen zu können.

Wohl niemals in der Geschichte hat sich ein großes Staatswesen – in diesem Fall das größte und potentiell mächtigste der Welt – selbst soviel Schaden zugefügt wie die Sowjetunion. Die Zahl der Menschenopfer dieser Selbstverstümmelung liegt irgendwo zwischen jenen 4,2 Millionen, die das KGB heute selbst als Ergebnis des Stalin-Terrors einräumt, und 60 Millionen, auf die der wortgewaltige Dichterdissident Alexander Solschenizyn kommt. (Westliche Expertenschätzungen gehen bis zu 35 Millionen.)

In der Lubjanka hatte die Sowjetmacht aber auch ihr Informationsmonopol. Dort liefen die Berichte der Agenten aus aller Welt zusammen (zu denen auch 60 Prozent aller sowjetischen Diplomaten zählen), wurden Publikationen aus allen Ländern ausgewertet, korrekte Statistiken erstellt, Wirtschaftsdaten gesammelt.

Alles zusammen ergab schließlich am Ende der durch Hochrüstung gekennzeichneten Breschnew-Ära ein für das Imperium existenzgefährdendes Bild: Die Sowjetunion, die 1960 noch Wirtschaftsmacht Nummer zwei gewesen

war und davon träumte, die USA zu überholen, war Anfang der achtziger Jahre auf den vierten Platz hinter die Vereinigten Staaten, die EG und Japan abgerutscht. Ihre Wirtschaft befand sich im freien Fall.

Im Dezember 1984 stellte Michail Gorbatschow die Frage, „ob die Sowjetunion noch als bedeutende und prosperierende Großmacht in das neue Jahrtausend eintreten kann". Ein Vierteljahr später war er Generalsekretär der KPdSU. Gorbatschow war Schützling jenes Mannes, der es als erster KGB-Chef geschafft hatte, auch Generalsekretär der KPdSU zu werden, und damit die Macht der beiden stärksten Kräfte der Sowjetunion, der Partei und des Geheimdienstes, im Kreml zu konzentrieren: Jurij Andropow. Als der starb, folgte mit Tschernenko wieder ein gebrechlicher Greis. Nach dessen baldigem Tod aber kam jener junge Mann zum Zug, den Andropow, der Reformen für nötig hielt, als würdigen Erben angesehen hatte.

Gorbatschow wurde – getreu dem KGB-Wahlspruch „Wer die Informationen besitzt, macht die Musik" (KGB-Oberst Rubanow) – Kremlchef mit Hilfe des KGB. Der Geheimdienst schaltete die mächtigsten Konkurrenten mit gezielten Korruptions-Informationen aus seinen Dossiers aus. Mit gleicher Methode wurden die Betonköpfe der Führung, die sich Neuerungen entgegenstemmten, rasch weichgeklopft.

Gorbatschow bedankte sich bei seinen Geheimdienstgönnern, wo immer sich Gelegenheit bot. Während seine Perestroika fast alle anderen Institutionen der Sowjetmacht in ihren Grundfesten erschütterte, verschonte er das KGB von allem Reformeifer.

Die Organe selber besetzten eifrig neue Körperschaften mit ihren Agenten. Sie stiegen in Joint-ventures mit ausländischen Firmen ein, fast 3000 KGBisten ließen sich in zentrale und lokale Parlamente wählen. „Der Schwerpunkt der Machtoligarchie begann in Richtung KGB zu wandern", registrierte das Reformblatt *Moskowskije nowosti*.

Dennoch wurde der Staatssicherheit der Geist, den sie da aus der Flasche gelassen hatte, samt seinem Zauberlehrling bald unheimlich. Was als Reform der kommunistischen Strukturen gedacht war, hatte Folgen, die niemand abzusehen vermochte.

Die Reformen gerieten zuerst in den Bruderländern fast überall zur unkontrollierten Revolution und zum totalen Machtverlust der Kommunisten. Dann griff der Bazillus auch auf das Mutterland über und stellte schließlich den ganzen Sowjet-Sozialismus in Frage.

Das ging an die Existenz der Staatssicherheit selbst, die ihre Daseinsberechtigung allein auf eine Einparteiendiktatur gründet. Als KGB-Chef Tschebrikow versuchte, das Steuer herumzureißen, und gegen Gorbatschow zu intrigieren begann, ersetzte der ihn im Herbst 1988 durch den Auslandsspionagechef Wladimir Krjutschkow.

Auch der neue Mann zog die Notbremse, als sich das Tempo der Erosion der Sowjetmacht alter Art noch beschleunigte. KGB-Trupps wurden gegen aufsässige Nationalisten in den Republiken losgelassen: in Armenien, Georgien und Moldawien, wo sie den Haß unter den Völkerschaften schürten, insbesondere aber im Baltikum, wo sie immer gerade dann Terror entfachten, wenn wichtige Perestroika-Entscheidungen oder internationale Begegnungen anstanden – zuletzt etwa mit dem Mord an sieben litauischen Grenzern während des Bush-Besuchs in Moskau im Juli.

Terroropfer des NKWD*
Den Bauernstand ausgerottet

Die Staatssicherheit, letzte Säule der Macht alter Art, erhielt dennoch vom Präsidenten neue Befugnisse. Sie übernahm die Kontrolle über wichtige Wirtschaftsbereiche: über Banken und insbesondere Firmen mit Auslandsbeteiligungen oder -kontakten, deren Räume jederzeit von bewaffneten KGB-Kommandos heimgesucht werden konnten – alles im Namen eines Kampfes gegen „Spekulanten", in Wahrheit Terror gegen die Marktwirtschaft. Der Geheimdienst verteilte auch die Lebensmittelspenden aus dem Westen – und bedachte vornehmlich Getreue. Die Organe schlossen willkürlich aufmüpfige Zeitungen und Rundfunkstationen.

Über seine Archive, in denen grauenhafte Geheimnisse aus sieben Jahrzehnten vergraben sind, bestimmt das KGB ausschließlich selbst. Welcher Sprengstoff da liegt, illustrieren schon einige Stichworte:

das Katyn-Massaker an Tausenden gefangenen polnischen Offizieren, das Attentat auf Papst Johannes Paul II., das Verschwinden des schwedischen Diplomaten Wallenberg, der Juden in Ungarn vor den Nazis gerettet hatte, nach Überläuferangaben womöglich der Mord an Ägyptens Präsidenten Sadat.

Agentenlisten mit Millionen Namen, darunter solchen von Präsidenten und Ministern fremder Staaten, die Akten Hunderter von Moskau befohlener Schauprozesse in Osteuropa, Subversion und Terrorismus in der ganzen Welt.

„Seine eigene Vergangenheit erlaubt dem KGB keine Zukunft", urteilt ein westlicher Geheimdienstexperte – deshalb klammert es sich so an die Gegenwart, kann dieser Krake keine freie Gesellschaft in seinem Umfeld zulassen. Deshalb hetzte Krjutschkow gegen „destruktive Elemente", die „sich die Beseitigung der Sowjetmacht zum Ziel gesetzt haben". Um die zu stoppen, müsse man notfalls auch „Blutvergießen" in Kauf nehmen, sagte er schon Ende letzten Jahres.

Es war eine Rhetorik, die immer drastischer wurde (Vizeinnenminister General Gromow: „Russiten, erhebt euch zum Widerstand gegen die Verwüster der Heimat"), begleitet von Sabotageakten, die Gorbatschows Politik stets in entscheidenden Augenblicken diskreditierten und die schließlich zu dem Putsch vom 18. August führten.

Es war der Altbolschewik Sinowjew, später selber Opfer der Organe, der nach der Tscheka-Gründung hoffte, eines Tages werde man die Geheimpolizei nicht mehr brauchen, dann werde die Lubjanka zum „Kindergarten" werden.

Vielleicht wird Rußland tatsächlich erst an dem Tag, da dies geschieht, wirklich frei sein. Einer, der dies offenbar noch immer nicht verstanden hat, ist Putsch-Opfer Michail Gorbatschow. Auf eine Journalisten-Frage nach der Rolle des KGB kratzte er sich verlegen am Kopf und entgegnete, dies sei „nicht so wichtig". Er sehe die Rolle des KGB eher „gelassen".

Seine Landsleute denken da wohl anders. Ihre Demonstrationen vor der Lubjanka wurden von Stunde zu Stunde aggressiver. Sie bemalten den leeren Denkmalsockel mit Hakenkreuzen so-

* 1990 in Tscheljabinsk geöffnetes Massengrab.

Stalin, Geheimdienstchef Berija*: Nach dem Tod des Mentors hingerichtet

wie SS-Runen, drohten schon mit Sturm auf die Geheimpolizeifestung.

Und Rußlands Retter Jelzin verkündete Freitag, daß Gorbatschows Eintagsfliege als Nachfolger Krjutschkows – ein KGB-Veteran – durch den im Vorjahr geschaßten Innenminister Wadim Bakatin ersetzt worden sei, einen überzeugten Reformer. Vielleicht wird der nun zum Liquidator des KGB.

Geheimdienste

Schmählich versagt

Die Verschwörung in Moskau offenbarte erneut die Schwächen westlicher Nachrichtendienste.

Gut 12 000 Meter über der Ukraine lehnte sich Helmut Kohl zufrieden in seinem Liegesessel zurück. Die Welt war für ihn wieder in Ordnung. Bei seinem Besuch in Kiew, so der Bundeskanzler zu ihn begleitenden Journalisten, sei deutlich zu erkennen gewesen, daß Präsident Gorbatschow „ein Stück aus dem Tal" herausgefunden habe.

Das war zu einem Zeitpunkt, als sich der Ring der Verschwörer um Michail Gorbatschow zu schließen begann. Man weiß unterdessen, daß der Putsch seit mindestens vier Monaten geprobt wurde. Doch das, so behaupten westliche Nachrichtendienste heute, habe damals noch keiner wissen können. Die Lage sei viel zu unübersichtlich gewesen.

Dabei hätten sie am 23. Juli bloß den Aufruf zur Gründung einer „patriotischen Volksbewegung" in der *Sowjetskaja Rossija*, dem Hausblatt der KP-Betonköpfe, zu lesen brauchen, um zu ahnen, was sich in Moskau zusammenbraute. Nur noch die Armee und die Flotte, so hieß es da, könnten „eine Zerstörung der Heimat verhindern". Und das, so stand am 29. Juli im SPIEGEL, „war mehr als nur klirrende Rhetorik".

Am Samstag vorletzter Woche, zwei Tage vor dem Putschversuch, dann Alarmstufe eins: Gorbatschows früherer Berater Wjatscheslaw Daschitschew erklärte dem SPIEGEL, man solle die Ankündigung des Gorbatschow-Freundes Alexander Jakowlew, in der KP-Spitze bereite „eine einflußreiche stalinistische Gruppierung" einen Staatsstreich vor, sehr ernst nehmen. Jakowlew wisse genau, wovon er rede.

Im übrigen seien, so Daschitschew, die konservativen Kräfte in einer Situation, aus der es für sie kaum einen Ausweg gebe. Zwei Tage nach dieser düsteren Prognose gingen die Panzer des Putschgenerals Jasow auf der Moskauer Ringstraße in Stellung.

Weil die westlichen Dienste – wie so oft – ahnungslos waren, wurden die Regierenden in Bonn, London, Paris und Washington von dem Moskauer Coup im Schlaf überrascht. US-Präsident George Bush erfuhr davon in seinem Urlaubsdomizil in Kennebunkport, nachdem die Nachtschicht im „Situation Room" des Weißen Hauses die Meldung aus journalistischen Quellen übernommen hatte. Der News-Starsender aus Atlanta war – wieder mal – schneller gewesen als die Crew der beamteten Nachrichtensammler in Washington.

In der aktuellen Krise habe der Nachrichtendienst CIA, so rügte Ex-CIA-Agent Vincent Cannistraro, schmählich versagt. Nun versuche er, „seinen Hintern zu retten". Präsident Bush, einst selbst an der Spitze der CIA, nahm seine Dienstmänner in Schutz. Sie hätten „immer wieder ihre Besorgnis" über die ernste Lage in der Sowjetunion ausgedrückt. Man könne aber nicht alles voraussehen.

Ähnlich schwach die Ausrede von Bonns Kanzleramtsminister Lutz Stavenhagen, der für die Koordination der deutschen Nachrichtendienste zuständig ist. Der Bundesnachrichtendienst, so sagte er, habe einen Staatsstreich gegen Gorbatschow „als eine Möglichkeit nicht ausgeschlossen". Eben wie jeder ganz gewöhnliche Rundfunkhörer und Zeitungsleser.

Dabei waren auch die äußeren Zeichen eines bevorstehenden Umsturzversuchs unübersehbar gewesen. In den vergangenen zwölf Monaten waren des öfteren starke Militärverbände vor der Hauptstadt aufgezogen. Die reaktionären Kräfte hätten „mehrfach ihre Muskeln spielen lassen", sagt Stephen Meyer, Sowjet-Experte am Massachusetts Institute of Technology. Sie seien aber „jedesmal mühelos zurückgeschlagen worden".

Am 25. Februar hatten US-Spionagesatelliten schwerbewaffnete Kadetteneinheiten auf Moskauer Zufahrtsstraßen geortet. Zwei Interpretationen waren möglich: Hielten sie sich dort zum Schutz der Regierung bereit, oder bereiteten sie einen Putsch vor? Die Sache wurde nicht weiter verfolgt, wohl auch weil der permanente Bedrohungszustand die Sinne der Beobachter langsam einschläferte.

Der Putsch wurde, bevor die Verschwörer zum großen Schlag ausholten, an wechselnden Orten geprobt – in Moldawien, Turkmenien und im Baltikum. Doch die Auswerter der Aufnahmen nahmen auch diese Indikatoren nicht ernst genug.

Die Ahnungslosigkeit der westlichen Geheimdienste hat eine lange Tradition. Es gibt keinen vergleichbar teuren Öffentlichen Dienst mit einem vergleichbar niedrigen Leistungsniveau. Das mutmaßlich schlechteste Preis-Leistungs-Verhältnis haben – bei einem Jahresbudget von derzeit schätzungsweise 30 Milliarden US-Dollar (rund 50 Milliarden Mark) – die CIA und ihre zwölf Schwesterorganisationen.

Der militärische Aufklärungsdienst verschlief 1941 den japanischen Aufmarsch gegen Pearl Harbor. Seine Nachfolger haben – abgesehen vom Angriff Saddam Husseins auf Kuweit – keine einzige der bedeutenden Weltkrisen in den vergangenen 25 Jahren kommen sehen.

Die CIA ahnte nichts

▷ vom Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in Prag im August 1968;

* Auf Berijas Schoß: Stalins Tochter Swetlana.

Die Tageszeitung

- ▷ vom Sturz Schah Resas im Iran Anfang 1979;
- ▷ vom Überfall der Sowjets auf Afghanistan im Dezember 1979;
- ▷ von dem Massaker der chinesischen Streitkräfte auf dem Pekinger Tienanmen-Platz im Juni 1989;
- ▷ vom Fall der Berliner Mauer und Honeckers Sturz im Herbst 1989.

Als die Sowjets sich im Januar 1989 weitgehend aus Afghanistan zurückgezogen hatten, war für die CIA klar, daß sich das Nadschibullah-Regime in Kabul höchstens ein halbes Jahr würde halten können. Bis heute hat Nadschibullah auch ohne die Hilfe sowjetischer Panzer recht gut überlebt.

Nur der Aufbau sowjetischer Raketenabschußrampen auf Kuba im Herbst 1962 blieb den amerikanischen Spähern nicht verborgen – er vollzog sich eine halbe Flugstunde von Homestead Airbase in Florida.

Vor dem Ausbruch des Golfkrieges lieferte die CIA zwar offenbar brauchbares Material über die Angriffsvorbereitungen des Irak. Aber sie hatte auch nicht annähernd eine Vorstellung von der Anzahl der mobilen Scud-Raketenstellungen, mit denen Saddam Hussein den Alliierten das Leben schwermachte. Nach jedem Scud-Einschlag in Israel ertönte in Washington die gleiche Litanei: Nun sind es wirklich nicht mehr viele.

Obwohl ganz Bagdad täglich Zentimeter um Zentimeter von Satelliten fotografiert wurde, entdeckte die Aufklärung nicht, daß der Amarija-Bunker im Stadtzentrum in einen zivilen Luftschutzbunker umfunktioniert worden war. 314 Zivilisten bezahlten den Irrtum mit ihrem Leben.

Trotz der durch Glasnost und Perestroika erleichterten Bedingungen gelang es den Diensten der Nato-Alliierten nicht, ein zuverlässiges Informantennetz in der Sowjetunion aufzubauen, mit dessen Hilfe sich die Lage dort zuverlässig einschätzen ließ. Senator Daniel P. Moynihan schrieb in der *Washington Post*, die CIA sei wegen ihrer fortwährenden Fehleinschätzung der sowjetischen Militärmacht dafür verantwortlich, daß Präsident Ronald Reagan den Wohlstand der Nation acht Jahre lang für nutzlose Rüstung verpulvert habe.

Die Fehlleistungen sind immer häufiger auch Ergebnis der rasanten Technisierung. 95 Prozent aller Geheiminformationen werden heute über Satelliten und elektronische Späh- und Lauscheinrichtungen eingebracht. Die Spione der alten Schule sind seltener geworden.

Allerdings können Satellitenfotos und Himmelsspione keine Stimmungen erkennen und nicht unter fremde Dächer schauen.

So haben trotz intensiver Spionage die westlichen Nachrichtendienste nicht die geringste Spur von den geheimen Gefängnissen im Libanon ermitteln können, in denen seit Jahren Geiseln aus westlichen Ländern festgehalten werden.

Surinam

Verfilzte Clique

Drogenhändler kontrollieren die niederländische Ex-Kolonie – Abgeordnete in Den Haag drängen auf einen Militärschlag gegen das Regime.

Mindestens einmal in der Woche startet ein geheimnisvoller Autokonvoi von Paramaribo, der Hauptstadt Surinams, ins Landesinnere. Im ersten Fahrzeug sitzen Sicherheitsbeamte, die sich als Jäger getarnt haben. In sicherer Entfernung folgt ihnen ein Patrol-Geländewagen mit einem bulligen Offizier: Desi Bouterse, Armeechef und starker Mann der ehemaligen holländischen Kolonie im Norden Südamerikas.

Im Tibiti-Gebiet, einer vom Militär kontrollierten Indianerregion, stoppen die Wagen an einer Landepiste. Bouterse und seine Entourage bilden das Empfangskomitee für eine wertvolle Fracht, die kleine Propeller-Flugzeuge zwei- bis dreimal die Woche aus Kolumbien bringen: 50 Säcke mit Kokainpaste, die in Surinam verladen und in Dschungellabors weiterverarbeitet wird.

„Surinam ist total im Griff der Kokainmafia", entsetzte sich jetzt die holländische Tageszeitung *NRC Handelsblad*. Gemeinsam mit dem Verteidigungsminister, dem Stabschef und hohen Beratern führe Bouterse einen kriminellen Clan, der „seit 1983 minde-

Armeechef Bouterse
Neue Drogendiktatur nach Noriega

Sauber?

Toilettenpapier: Wirklich der sauberste Abschluß eines Geschäftes?

Sauber!

Keramikteil Laufen

Das Geberit DoucheWC reinigt mit einem sanften Wasserstrahl.

Das Geberit DoucheWC: Die kleine Dusche danach.

Machen Sie Schluß mit dem Rollenspiel auf dem WC. Der angenehme Wasserstrahl des Geberit DoucheWC reinigt Sie nicht nur, sondern verwöhnt Sie auch mit beispielhaftem Komfort.

Danach fühlen Sie sich herrlich frisch.

Wollen Sie mehr wissen über das Geberit DoucheWC? Per Coupon oder am Telefon zum Nulltarif (0130-4250) erfahren Sie alles Weitere. Wir nennen Ihnen auch einen DoucheWC-Fachhändler in Ihrer Nähe.

Bitte senden Sie mir mehr Informationen über das Geberit DoucheWC.

Name SP 35/91

Vorname

Straße

PLZ, Ort

Geberit GmbH, Postfach 1120, D-7798 Pfullendorf
Geberit Gesellschaft m.b.H., Bahnstraße 48, A-3140 Pottenbrunn
Geberit AG, Postfach 1575, CH-8640 Rapperswil

GEBERIT
Sanitärtechnik mit System

W·L Walther · Leuenberger

Ewald M., 52, Bauunternehmer, und sein schnurloses Hagenuk.

Hagenuk CCS.
Die erste schnurlose Telefonanlage.
So leicht anzuschließen wie ein Zementmischer.

Jetzt hat sich der Marktführer für schnurloses Telefonieren etwas Neues einfallen lassen: CCS, die erste schnurlose Telefonanlage.

Speziell für kleine und mittlere Unternehmen bietet CCS alle Vorteile schnurlosen Telefonierens. Plus der vielseitigen Möglichkeiten einer kompletten Telefonanlage.

Anschließen können Sie insgesamt 8 Geräte. 4 davon schnurlos über die zentrale Funkstation. Einstecken genügt – schon sind Sie verbunden. Aufwendige Verkabelungsarbeiten fallen gar nicht erst an.

Erleben Sie CCS von Hagenuk jetzt live vom 30. 08. bis 08. 09. auf der IFA '91 in Halle 20. Wenn Sie schon vorher mehr wissen wollen, rufen Sie uns an: 04 31 / 30 13-22 oder schreiben Sie an: Hagenuk Multicom GmbH, Postfach 23 45, 2300 Kiel 1.

CCS. Die Anlage, die Sie unabhängig macht.

hagenuk
Telekommunikation

Ein Unternehmen der Preussag-Gruppe

stens einige zehntausend Kilo Kokain eingeführt hat". Es falle dabei auf, „daß fast jedes Mitglied der Organisation von Zeit zu Zeit persönlich bei dem Empfang der Drogen anwesend ist".

So erstaunlich ist das nicht. Denn Bouterse kann sich seit Jahren sicher fühlen, obwohl die ehemalige Schutzmacht schon lange beobachtet, daß er in Surinam ein Kokainimperium errichtet hat. 90 Prozent allen Kokains, das auf Amsterdams Flughafen Schiphol beschlagnahmt wird, stammen aus Surinam. Rege Reisen zwischen den 200 000 Surinamern in Holland und ihren Familien in der Heimat haben eine Vielzahl von Schmuggelkontakten geschaffen.

Im Februar 1990 beschlagnahmte die holländische Polizei den bis dahin größten Kokainfund in Europa: 2658 Kilo erstklassigen Stoff, der in zwei Containern mit Passionsfrucht-Saft versteckt war. Lieferant: ein Fruchtexporteur im kolumbianischen Cali. Transporteur: der schwedische Frachter „Bo Johnson" aus Paramaribo.

21 solcher Containersendungen bezog eine Importfirma in Holland zwischen 1988 und 1990. Einen befreundeten Armeeoffizier, der in Miami fünf Jahre wegen Drogenschmuggels abgesessen hatte, begrüßte Bouterse im Mai persönlich am Flughafen. Tage später war der Offizier wieder in Amt und Würden.

Bereits 1989 bei einer Zwischenlandung Bouterses in Amsterdam hatte Justizminister Ernst Hirsch Ballin erwogen, ihn verhaften zu lassen. Aber angeblich fehlten Den Haag die letzten Beweise für eine Anklage. Die will jetzt die amerikanische Drogenpolizei DEA liefern. In Amsterdam führten ihre Agenten Videoaufnahmen mit Aussagen geflüchteter Surinamer vor. Die schilderten, wie Bouterse die ehemalige Kolonie systematisch zu einer Drehscheibe für den Kokaintransport ausgebaut hat.

Washington fürchtet, daß im verschlafenen Surinam ein neuer Drogendiktator vom Schlage des panamaischen Ex-Diktators Noriega herangewachsen ist. Bernard Aronson, zuständig für interamerikanische Angelegenheiten im State Department, drohte bereits: „Eine neue Drogendiktatur in Lateinamerika werden wir nicht dulden."

Hollands Außenminister Hans van den Broek versteht die Sorgen der Amerikaner. Die Erkenntnisse der DEA, bekannte der Minister vor dem niederländischen Parlament, seien „grauenerregend, aber nicht unerwartet". Eine militärische Intervention in der Ex-Kolonie schloß er nicht aus, „wenn eine gewählte Regierung darum bittet".

Christdemokratische Abgeordnete drängen seit längerem auf einen militärischen Schlag nach dem Vorbild der US-Invasion in Panama im Dezember 1989. Doch Regierungschef Ruud Lubbers versetzte ihnen einen Dämpfer. Den Haag solle sich „nicht in die inneren Angelegenheiten Surinams einmischen".

Das kleine, liberale Holland verspürt wenig Lust, sich auf ein militärisches Abenteuer in Südamerika einzulassen – wenn auch die Parallelen zwischen Noriega und Bouterse frappierend sind:

Der ehemalige Feldwebel Bouterse trainierte die holländischen Streitkräfte als Sport-Ausbilder, bevor er 1980 mit Hilfe des niederländischen Militärattachés in Paramaribo gegen die korrupte demokratische Regierung putschte. Wie zunächst auch Noriega, zu dem er herzliche Beziehungen unterhielt, setzte Bouterse Strohmänner als Regierungschefs ein, ohne sich selbst zum Präsidenten wählen zu lassen.

Als sein ehemaliger Leibwächter Ronnie Brunswijk mit einem Dschungelkommando sogenannter Buschneger (Nachfahren afrikanischer Sklaven) Mitte der achtziger Jahre den Kampf gegen sein Regime aufnahm, schien Bouterse in Bedrängnis zu geraten. Doch der Diktator band den Rebellenführer geschickt ein. Und er rief schließlich, wie Noriega, eine eigene Form des Sozialismus aus – damit wurde Surinam für die USA endgültig zum Paria.

Die Niederlande hatten zu diesem Zeitpunkt bereits mit ihrem einstigen Schützling gebrochen. Nach den Bouterse angelasteten Morden an zwölf Oppositionellen 1982 sperrte Den Haag der Ex-Kolonie die Entwicklungshilfe. Seither, so ein Exilant in Amsterdam, „sucht man in Surinam nach neuen Geldquellen – da bot sich der Kokaintransit aus Kolumbien an".

„Die Clique ist groß. Die Clique ist korrupt. Die Clique ist verfilzt", beschreibt der Exil-Surinamer Ruud Shari in Amsterdam das Regime. „Wer in Surinam etwas werden will, muß dazugehören, sonst hat er keine Chance."

Versuche der Zivilregierung, den Einfluß Bouterses zurückzuschrauben, sind bislang immer gescheitert: Weihnachten 1990 putschte er erneut. Auf internationalen Druck ließ er zwar am 25. Mai dieses Jahres Wahlen abhalten. Doch die von Bouterse kontrollierte Nationaldemokratische Partei verlor kaum an Terrain. Die DEA habe jetzt neue Informationen über die Drogengeschäfte Bouterses lanciert, weil Washington und Den Haag Bouterse „auf die Finger klopfen wollen, um seinen Einfluß auf die Regierungsbildung zu dämpfen", vermutet der surinamische Landeskenner Henry Cairo.

Zumindest einen Propagandaerfolg konnten sie bereits verbuchen. Er wolle „die Jauchegrube des Drogenproblems" offenlegen, versprach Bouterse Anfang August. Zugleich drohte er: „Es wird dann allerdings unfrisch riechen." ◄

Kokainfund in den Niederlanden*: Versteckt in Fruchtsaft-Containern

* Im Februar 1990.

Freitag, der 13.?
Kein Hindernis für uns, trotzdem Million-Gewinne zu ziehen!

Mögen die Vorzeichen noch so sehr dagegen sprechen – die Ziehung der Million der Nordwestdeutschen Klassenlotterie findet statt – jeden Freitag – komme, was da wolle.

► Am Freitag, dem 13. September, geht es sogar um mehr – es geht um eine und um vier Millionen DM. Wenn Sie sich davon selbst überzeugen wollen – bitte sehr, Freitag abend auf RTL plus. Was Sie sehen, ist die vorletzte Ziehung der 6. Klasse.

NEU! Jetzt jeden Freitag 2mal 1 Million. Und 20mal 100.000 DM.

► Nur in die Röhre gucken, das genügt Ihnen sicher nicht. Damit Sie zukünftig mitspielen können, hier die Spielregeln. Vorab: *Der Reiz der Nordwestdeutschen Klassenlotterie liegt darin, daß die Chancen auf hohe Gewinne sehr gut sind, und daß die Chancen auf die höchsten Gewinne trotzdem noch von Klasse zu Klasse steigen.*

► Und so läuft das Spiel ab: In einer Klasse finden jeweils 4 Ziehungen statt. Der Lospreis gilt für alle 4 Ziehungen.

► Wer bei uns in der 1. Klasse 140 DM einsetzt, der möchte Millionär werden. Vom 1. Spieltag an sieht der Gewinnplan zweimal eine Million DM und 20mal 100.000 DM in jeder Ziehung vor.

► Wer von der 1. bis 6. Klasse durchspielt – also ein halbes Jahr – ist mit einem Einsatz von insgesamt 840 DM dabei und möchte Multi-Millionär werden.

► Und wenn Sie mit Ihrer Losnummer im Laufe einer Klasse vor Ihrem Traumziel mit einem kleineren Gewinn ausscheiden, können Sie sofort mit einer neuen Losnummer weiter auf unsere Spitzengewinne setzen. Wie wär's? Die Saison für neue Millionäre wird wieder eröffnet. Wenn Sie von Anfang an dabei sein wollen: Der 27. September '91 ist Stichtag.

► Übrigens: Der 13. Dezember ist wieder ein Freitag. Sie wissen ja – die Ziehung der Million-Gewinne findet trotzdem statt. Komme, was da wolle.

Am 27. September geht's los! Sie können es miterleben: Die Million-Ziehung jeden Freitagabend bei **RTL plus!**

► Sie möchten noch mehr über uns wissen? Dann schreiben Sie uns:

Nordwestdeutsche Klassenlotterie
Lotterie-Direktion
Überseering 4 · 2000 Hamburg 60

► Sie fühlen sich bestens informiert? Dann nehmen Sie Ihr Glück gleich in die Hand:

Die Losbestellung zum Nulltarif! Rufen Sie einfach an:

0130-828081

Damit nutzen Sie alle Chancen von Anfang an.

► Ihre Spielmöglichkeiten:

Ein ganzes (1/1) Los	DM 140	Ein Viertellos (1/4)	DM 35
Ein halbes (1/2) Los	DM 70	Ein Achtellos (1/8)	DM 17,50

Die Preise gelten – bei Teilnahme von der 1. Klasse an – je Klasse jeweils zuzüglich 1,90 DM für die Amtliche Gewinnliste einschließlich Porto.

NKL Nordwestdeutsche Klassenlotterie

Anrufbeantworter?

... verlieren Sie nicht länger wichtige Anrufe durch ein endlos klingelndes Telefon! Unser postzugelassenes ***Modell 2760*** *mit Fernabfrage und vielen wichtigen Extras informiert Ihre Anrufer bis 28 Sek. und nimmt die Nachrichten auf Band. Zeitspeicher, Fernansageänderung, fern ein/aus usw. gegen Aufpreis! Einfach einstekken und die neue Freiheit genießen!*

Deutschlands meistverkauftes Gerät, denn kein anderes *bietet bei diesem günstigen Preis einen solchen Leistungsumfang* **+ 12 Monate Garantie!**

nur 198,–

unverbindliche Preisempfehlung ohne Taschencoder (DM 38,-)

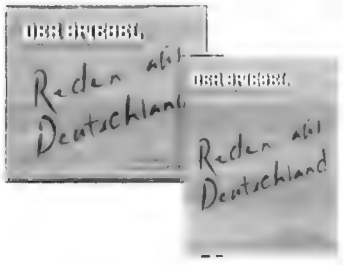
Oft ausverkauft - jetzt wieder erhältlich im preisbewußten Fachhandel oder z.B. bei Karstadt, OTTO, STINNES Baumarkt, PHOTO PORST, METRO, Kaufhof, Allkauf, Horten, Hertie, Massa, A-Z, Wegert, Völkner, PC-Computer, Brinkmann, Schaulandt, Wertkauf **und GTT TELEFONPALAST, Hauptstr.30, W-1000 Berlin 62, 030-7843062** oder **Schnellversand** mit 10 Tagen Umtauschrecht - einfach anrufen: 04154-807533!

CODE-A-PHONE

Kompetenz durch über 14 Millionen Anrufbeantworter seit 1957 !

Stationen deutscher Geschichte

12 Reden aus 40 Jahren



Die Reden markieren wichtige Etappen auf dem Weg von der deutschen Teilung bis zur Wiedervereinigung. Eine einzigartige zeitgeschichtliche Dokumentation. 12 Reden (Auszüge, Gesamtdauer 132 Minuten) auf zwei Compact Discs oder Doppel-Kassetten. Preis je DM 37,–.

Bestellung an: SPIEGEL-Verlag, Vertriebsabteilung, Postfach 11 04 20, W-2000 Hamburg 11 (Germany)

Ich bestelle „Reden aus Deutschland"
☐ Compact Discs (CD) ☐ Doppel-Kassetten (MC)
zum Preis von je DM 37,–.

Einen Euroscheck über DM _____ füge ich diesem Coupon bei.

Bei Überweisung des Betrages auf das Postgiroamt Hamburg, Konto-Nr. 19 224-203, BLZ 200 100 20, bitte Bestellvermerk „CD" oder „MC" und genaue Lieferanschrift angeben.

Name

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Thomas Mann 1949: Dankrede anläßlich der Verleihung des Goethepreises in der Frankfurter Paulskirche

Herbert Wehner 1950: Interfraktionelle Erklärung zur Volkskammerwahl in der DDR

Franz Josef Strauß 1952: Bundestagsrede zur deutschen Wiederbewaffnung

Charles de Gaulle 1962: Ansprache an die deutsche Jugend im Ludwigsburger Schloß

Konrad Adenauer 1962: Bundestagsrede zur SPIEGEL-Affäre („Ein Abgrund von Landesverrat")

Ernst Benda 1965: Bundestagsrede zur Verjährungsfrist von NS-Verbrechen

Willy Brandt 1969: Regierungserklärung („Wir wollen mehr Demokratie wagen")

Walter Scheel 1972: Bilanz der ersten sozialliberalen Koalition in der Debatte über die vorzeitige Auflösung des Bundestages

Helmut Schmidt 1982: Erklärung zum Ende der SPD/FDP-Koalition

Richard von Weizsäcker 1985: Gedenkrede zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkriegs

Uwe Barschel 1987: Presseerklärung zu den Enthüllungen des SPIEGEL („Ich gebe mein Ehrenwort")

Helmut Kohl 1989: Rede anläßlich der Öffnung des Brandenburger Tores in Berlin

Frankreich

Trauriges Bild

Sie kommen mit Bussen und kampieren in den Parks – zu Hunderttausenden fallen zahlungsschwache Ost-Touristen in Paris ein.

Monsieur Jacky Moret, der Oberkellner des populären Café Berkeley unweit der Champs Elysées, wo ein Eisbecher um die 15 Mark kostet, beobachtete „eine gewisse Scheu" bei den neuen Gästen: „Sie gukken nur und staunen."

Auch Noël Charpentier, Generaldirektor des Pariser Tourismus-Unternehmens Cityrama (Preis für eine Stadtrundfahrt: 135 Francs, knapp 40 Mark), konnte keinen Zuwachs in der Kasse durch die exotischen Besucher verbuchen: „Die können sich unsere Preise einfach nicht leisten."

Fremd und ungewohnt sind die Touristen aus dem ehemaligen Ostblock, aus Ungarn und Polen, der ehemaligen DDR und vor allem aus der Tschechoslowakei, die in den letzten Wochen zu Hunderttausenden in die französische Hauptstadt einfallen – per Anhalter, im Zug, gelegentlich im modernen Fernbus wie die Gäste des Thüringer Reisedienstes Zink aus Eisenach. Meist jedoch kommen sie in klapprigen Fahrzeugen mit abgenutzten Reifenprofilen, an denen der einzige Luxus die dicken Vorhänge sind, mit denen sich die Passagiere vor der Sonne schützen.

Sie schlagen ihre Zelte im Stadtpark, dem Bois de Boulogne, auf, sie betten sich in Schlafsäcke auf dem Champ de Mars vor dem Eiffelturm, oder sie funktionieren ihre Busse schlicht zu Gemeinschafts-Schlafräumen um.

Der Pariser Stadtverwaltung, „völlig überrascht von dieser Völkerwanderung", fehlt es an Parkplätzen für die insgesamt 2000 Busse, die in der vorigen Woche täglich durch die Stadt kurvten. Vor allem aber ist der Campingplatz im Bois de Boulogne hoffnungslos überbelegt.

Die Folge: Die Place de la Concorde sah zeitweise wie ein gigantischer Busbahnhof aus, die Wiesen vor dem Eiffelturm oder im Bois de Boulogne glichen einem Flüchtlingslager. Bevor der Pariser Bürgermeister Jacques Chirac sich zur Erholung auf die Insel Mauritius im Indischen Ozean zurückzog, klagte er: „An den schönsten Plätzen gibt Paris ein trauriges Bild ab." Deshalb sein Befehl: „Räumen."

Die Flics vertrieben die Zelter vom Rasen vor dem Eiffelturm und jagten die Schlafsacktouristen aus den Bahnhöfen. Allein im Stadtpark ließen sie gele-

Ost-Touristen in Paris: „Sie gucken nur und staunen"

Picknick in der Pariser City: „No money, no water"

gentlich Toleranz walten. „Schließlich", fand ein dort eingesetzter Fahnder der Sittenpolizei, „gehen wir gegen die hier aktiven Transvestiten auch nicht mit dem größten Eifer vor."

Ob an der italienischen Adria-Küste, in Österreichs Bergen oder eben in Paris – die neue Freizügigkeit der Ost-Völker bringt für die Tourismus-Industrie neue Probleme und in der Regel wenig Profit mit sich. Nachdem in den letzten Wochen osteuropäische Busse mehrmals zusammenbrachen oder sogar in Schluchten stürzten, weil Bremsen versagten oder Reifen platzten, wollen die Österreicher an ihren Grenzen die Ost-Fahrzeuge nun auf ihre Sicherheit prüfen und notfalls die Einreise verweigern.

Die italienischen Gastwirte und Eisverkäufer jammern über die Fremden, die den Strand belegen, aber kein Geld ausgeben – sie sind in der Regel Selbstverpfleger wie auch die meisten Billig-Touristen in der französischen Hauptstadt. Die Tschechoslowaken etwa – in diesem Jahr werden rund 200 000 in Frankreich erwartet – dürfen pro Person 5000 Kronen (knapp 300 Mark) pro Jahr ausführen. Soviel kostet eine einzige Übernachtung in einem feinen Pariser Hotel.

Reiseunternehmen wie die Bohemian Tours in Prag bieten „Frankreich und Versailles in vier Tagen" an. Im Preis, rund 200 Mark, sind die zwei Anreisenächte im Bus und zwei Übernachtungen im Hotel eingeschlossen.

Schon für 80 Mark werden in der ČSFR Paris-Reisen angeboten, die nur Entbehrungsgewohnte locken können: 16 Stunden Anreise über Nacht, dann zu Fuß vom Louvre zum Eiffelturm, zurück über die Champs Elysées zur Sacré-Coeur-Kirche, zwischendurch ein Blick ins Kaufhaus Galeries Lafayette, dann zurück in die Heimat, falls der Bus durchhält, 16 Stunden Fahrt.

Die Eisverkäufer, die von dieser Spezies Touristen vor dem Eiffelturm um ein Glas – kostenloses – Wasser angebettelt werden, zeigen unmißverständlich, wie der Kapitalismus funktioniert: „No money, no water."

Selten nur können sich die Osteuropäer den Eintritt etwa ins Lido leisten. Dabei ist der Direktor dort, José Jimenez, „einfach empört über die Ablehnung dieser Leute durch die Pariser". Jimenez investiert in die Zukunft, wenn er „ganz gerührt" Gäste aus dem deutschen Osten identifiziert, die sich „nach 40 Jahren Haft am Leben erfreuen können. Es wird nicht lange dauern, dann verdienen sie soviel wie wir".

Bis dahin hat zumindest die Klo-Frau im Café Aux deux Magots, in deren Kachel-Reich sich Besucher aus dem Osten nur in allerhöchster Not wagen, Verständnis dafür, daß sich ihre Besucher verdrücken, ohne Trinkgeld auf den Teller zu legen: „Ich weiß – die haben weniger als ich."

Spanien

Höfliche Leute

Straßenräuber plündern Touristen auf den katalanischen Autobahnen aus. Bestraft wird selten einer.

Der Trick ist, daß man sich ruhig erwischen lassen kann. Sind die Fingerabdrücke genommen und die Polizeibilder geknipst, geht das Plündern weiter.

So einfach hat es eine Hundertschaft raffinierter lateinamerikanischer Straßenräuber, die auf den Autobahnen Kataloniens die Wagen von ahnungslosen Urlaubern leerräumt. Denn ein in Gang gesetztes Verfahren schützt vor der Ausweisung nach Ablauf des Touristen-

Barock around the clock in Gelsenkirchen.

Falls Sie mal nach Gelsenkirchen kommen und einen Gelsenkirchener mit „Gelsenkirchener Barock" ärgern wollen, dann kommen Sie um Jahre zu spät. Denn die Menschen im Ruhrgebiet lassen sich ihre Möbel nicht mehr vermiesen, sie feiern sie.

Vom 21. September bis zum 11. Oktober 1991 geben sich in Gelsenkirchen aber nicht nur Omas Schränke ein Stelldichein, sondern alles, was sich nach Barock anhört oder nach Barock aussieht. Eine kritische Würdigung erfährt der „Gelsenkirchener Barock" bei seiner Ausstellung im Städtischen Museum. Und glanzvoller Höhepunkt ist ein Barockfest mit Barockfeuerwerk auf Schloß Berge.

Wie's der Zufall und das Ruhrgebiet wollen, steht gleichzeitig beim Europäischen Opernfestival Ruhr eine Barockoper auf dem Programm. Und auch sonst läßt man Gutes von gestern hochleben. Beim Internationalen Kammermusikfestival zu Ehren Mozarts im November in Duisburg. Oder bei den 16. Tagen alter Musik im Dezember in Herne.

Wer soviel Zukunft hat wie das Ruhrgebiet, der darf eben auch in der Vergangenheit schwelgen.

Wenn Sie mehr über das Kulturgebiet Ruhrgebiet erfahren wollen, schicken wir Ihnen kostenlos unsere Informationsfolder „Kultur" und „Treffpunkt". Schreiben Sie an den Kommunalverband Ruhrgebiet, Abt. Öffentlichkeitsarbeit, Kronprinzenstr. 35, 4300 Essen 1. (Telefax: 02 01/2 06 95 00/-1, Btx: *31884#)

DAS RUHRGEBIET.

Ein starkes Stück Deutschland.

visums. Die Autobahnpiraten machen sich zunutze, daß in Spanien auf Diebstahl ohne Gewaltanwendung höchstens sechs Monate Haft stehen. Bei so geringfügigen Freiheitsstrafen werden die Täter bis zu Beginn des Prozesses auf freiem Fuß belassen.

Schon seit einigen Jahren arbeiten gewiefte Diebe aus Peru in Barcelona. Wenn die Polizei sie erwischt, werden sie registriert – und sogleich wieder freigelassen. Walter Raúl Toledo etwa wurde schon 77mal festgenommen, sein Landsmann Hernán Vargas folgt knapp hinter dem Rekordhalter mit 68 einschlägigen Buchungen.

Die Justiz braucht oft Jahre, bis sie gegen einen Dieb Anklage erheben kann. Und dann lautet das Urteil meist auf Freispruch wegen Mangels an Beweisen: Denn das Opfer des Diebstahls, fast immer ein Tourist aus dem Ausland, mag nicht auf eigene Rechnung als Zeuge zur Verhandlung nach Spanien zurückkommen.

Die Straßenräuber gehen systematisch vor: Mit gestohlenen Papieren mieten sie schnelle Wagen. Im Verbund brausen sie über die A-7, bis sie sich irgendwo zwischen Gerona und Alicante ein Opfer aussuchen. Direkt neben dem Wagen des Touristen fängt einer der Peruaner an zu hupen. Sein Beifahrer gestikuliert heftig oder winkt mit dem Feuerlöscher. Wenn der irritierte Tourist dann anhält, um seinen Wagen zu untersuchen, schlagen die Piraten blitzschnell zu.

Die Polizei glaubt, daß die raffinierte Bande inzwischen von Peru aus gesteuert wird. Die gefaßten Täter stammen oft aus demselben Ort, aus Lima, Cuzco oder der südwestperuanischen Stadt Ica. „Am Anfang erschien es uns, als sei die ganze Stadt Ica nach Spanien übergesiedelt", berichtet ein Beamter.

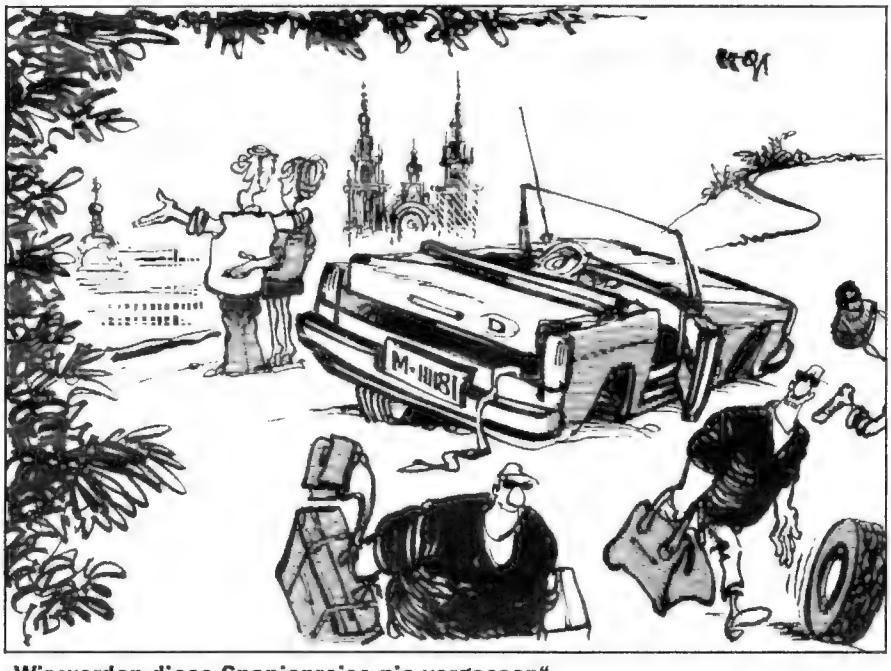
Mit einem Billigflug der Aeroflot von Lima nach Luxemburg werden die Diebe nach Europa geschleust. In den Kaschemmen des Barrio Chino, des alten Dirnenviertels von Barcelona, bekommen sie ihre Aufträge. Gute Anwälte sind ihnen sicher.

Etwa 1200 Touristen erwischt es jährlich auf der A-7. Jede Woche suchen ausgeraubte Deutsche ihr Konsulat in Barcelona auf. Der niederländische Konsul Jan Peter Wever, selber schon zweimal der Peruanerbande nur knapp entkommen, organisierte unlängst ein Treffen mit seinen EG-Kollegen. Doch mehr als gemeinsam bei den spanischen Behörden protestieren können die Diplomaten offenbar nicht.

Die Polizei ist es leid, immer wieder dieselben Straßenräuber zu verfolgen. Sie bat den Zivilgouverneur der Provinz Barcelona, eine Gesetzesbestimmung anwenden zu dürfen, die Ausweisung der Bandenmitglieder nach einer Straftat ermöglicht. Ohne Erfolg.

Da hilft den Touristen nur aufpassen – oder, wie der niederländische Automobilklub ANWB rät, im Konvoi in den Urlaub fahren.

Doch auch jene, die sich besonders gewappnet dünken, trifft es bisweilen: Dem Polizeiinspektor Anito López Gil wurde ein Koffer mit über 24 000 Mark aus dem Wagen gestohlen, während er mit seinem Fahrer auf der Avenida Diagonal in Barcelona nach einem angeblich platten Reifen schaute. „Ich habe nichts gemerkt", so López Gil, „diese Suracas (Südländer) sind besonders höfliche Leute."



„Wir werden diese Spanienreise nie vergessen"

Großbritannien

Exklusiver Klub

Die Briten sind die fleißigsten Leserbriefschreiber der Welt – und die originellsten.

Wenn morgens in der Londoner U-Bahn die Massen der Pendler noch vor sich hindösen, ist der Engländer Keith Flett, 34, schon voll im Einsatz. Im Mief und Gerumpel der „tube" ackert sich der Computerspezialist durch die Londoner Tageszeitungen, um aufzuspüren, wo die Journalisten mal wieder die Ereignisse „nicht in ihren historischen Zusammenhängen" gesehen haben.

Am Arbeitsplatz eingetroffen – British Telecom an der Vauxhall-Brücke –, formuliert der Amateurhistoriker umgehend Briefe an die Presse. Mal zu den Unruhen in Jugoslawien, mal zu Richtungskämpfen in der Labour Party oder – taufrisch – zum Putsch in der Sowjetunion.

In den Leserbriefredaktionen von *The Times*, *Daily Telegraph* oder *Guardian* wartet man derweil auf den „täglichen Flett". Der ist verläßlich: In den vergangenen vier Jahren hat er Tausende von „letters to the editor" losgejagt.

Die Briten sind nicht nur die fleißigsten Zeitungsleser der Welt – in London gibt es elf Tages- und Sonntagszeitungen mit Millionenauflagen, in Groß-Paris mit etwa ebensoviel Einwohnern existiert kein einziges Millionenblatt –, sie sind auch die „fleißigsten und originellsten Leserbriefschreiber des Erdballs", so mit ganz unbritischem Enthusiasmus ein Londoner Chefredakteur.

In den Redaktionen der seriösen Londoner Zeitungen gehen täglich um die 400 Zuschriften ein; das sind etwa zehnmal soviel wie bei den wichtigsten deutschen Gazetten.

„Die Franzosen quasseln sich in ihren Bistros aus, die Briten schreiben an ihre Zeitungen", deutet Leon Pilpel, der zehn Jahre lang die Leserbriefe an die *Times* betreute, die Schreibwut seiner Landsleute.

Die Inselbewohner äußern sich zu klassischen Themen wie Monarchie, Fuchshatz oder Einwanderung. Mit Vorliebe aber zu Bizarrem: Ist es umweltfreundlicher, sich beerdigen oder sich verbrennen zu lassen? Warum verursacht die Jerusalem-Artischocke so starke Darmgase? Wie kann man seinen Kopf wiegen?

Die überarbeitete „letters"-Redakteurin des *Guardian*, Geanette

LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Vario

LBS Vario. Das neue Bausparen, bei dem Sie wählen können:
- Ihre Spar-Rendite.
- Ihr Bauspar-Tempo.
- Ihre Zinsen für die Finanzierung.

So paßt sich Vario ganz Ihren Wünschen an.
Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause. LBS und Sparkasse: Unternehmen der Finanzgruppe.

Page, meint, die Briten wollten mit ihren Beiträgen „im großen wie im kleinen Dinge in Bewegung setzen".

Der französische Englandkenner Philippe Daudy, Autor des Erfolgsbuches „Les Anglais", hat erkannt, daß die Urdemokraten sich „zu absolut jedem Thema" eine „ausgeprägte Meinung" bilden.

Und die Briten wollen sie in Umlauf bringen. Manche ziehen deshalb zur Meckerecke des Londoner Hyde Park, zur Speakers' Corner, wo sie von Trittleitern aus lautstark die Welt verbessern wollen.

Die schreibende Mehrheit aber versucht, mit einem skurrilen oder brillanten Brief Eingang zu finden „in einen exklusiven Klub" (Daudy), nämlich den der – veröffentlichten – Leserbriefschreiber.

Am höchsten im Kurs steht noch immer Abgedrucktes in der *Times*, obwohl das Blatt, seit es sich der aus Australien stammende Medien-Mogul Rupert Murdoch einverleibt hat, nicht mehr als *die* Londoner Top-Zeitung gilt. Aber die *Times* ist die Urmutter aller Leserparlamente; Britanniens ehrwürdigste Gazette begann den Abdruck von Stimmen aus dem Volk schon in ihrer ersten Ausgabe 1785.

Leserbriefschreiber Flett: Tägliche Botschaft aus der U-Bahn

Eine Reihe von Briefen mit dem unverändert gebliebenen knappen „Sir . . ." zum Auftakt sind berühmt geworden.

So rechtfertigte sich Königin Viktoria 1864 in einem Brief an die *Times* gegen Vorwürfe, sie sei noch drei Jahre nach dem Tod ihres Gatten Albert derart in Trauer abgetaucht, daß die Staatsgeschäfte darunter litten.

Obwohl die Queen ihr handschriftliches Gelöbnis, künftig wieder die „loyalen Erwartungen meiner Untertanen" zu erfüllen, nur mit „the Court" (der Hof) unterzeichnete, machte ihr der Chef des Geheimen Staatsrats, Lord Granville, Vorhaltungen: Eine Monarchin solle tunlichst nicht an eine Zeitung schreiben.

1867 schimpfte in der *Times* der Leser Charles Dickens auf den mit „wildem Schlingern rasenden" Zug zwischen Leicester und Bedford; der berühmte Erzähler („Ich bin ein erfahrener Bahnreisender") bat sein Blatt, Railway-Kunden vor dieser Strecke „zu warnen".

Mit ihrem Hang zu Selbstironie und absurdem Humor sind britische Journalisten ihren Lesern aufmunternde Vorbilder. Genau wie die Profis, so weiß der „letters"-Redakteur beim *Independent*, Matthew Hoffman, suchten auch ihre Leser „fun" – wenn's geht in der Monty-Python-Klasse.

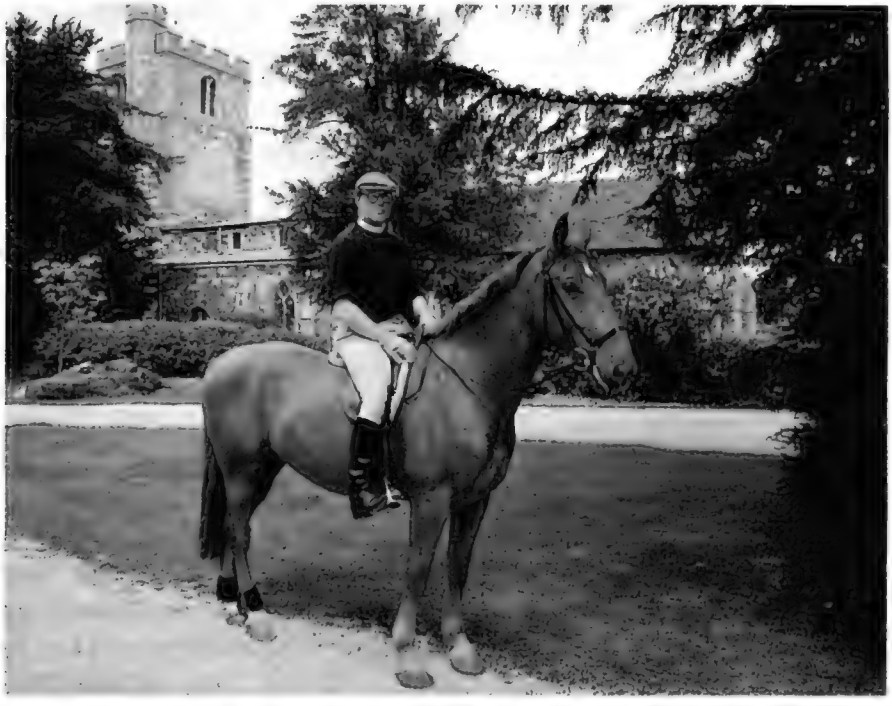
Der Pfarrer Ian Graham-Orlebar etwa vertraute der *Times* ein Problem an: Er habe sein altes Reitpferd „Ministry" (etwa: Pfarramt) genannt. Grund: Anrufer, die während eines Ausritts anklingelten, konnten abgewimmelt werden mit der ehrlichen Ausrede: „He is exercising his ministry" – was heißen kann „Er übt sein Amt aus" oder „Er reitet (sein Pferd) Ministry". Wie er sein neues Pferd nennen solle, fragte der Geistliche nun die Leserschaft.

Dem wahrheitsliebenden Seelsorger wurde mit 350 Vorschlägen – darunter „Praxis", „Liturgie" oder „Gnade" – geholfen; er taufte sein neues Pferd „Sabbatical", etwa Forschungsfreizeit.

Im *Daily Telegraph* debattierten Einsender über mehrere Ausgaben hinweg, wie bei der auf die Insel vorgedrungenen kontinentalen Unsitte des „social kissing" zu vermeiden sei, daß die Brillen der Wangenküsser ineinanderkrachten. Vorschlag eines Lesers: „Brillen abnehmen, eine Art Fechtergruß austauschen, küssen."

Jetzt hat die *Times* – 206 Jahre nach Abdruck ihres ersten Leserbriefs – eine neue Verwendung für Zuschriften gefunden: Seit voriger Woche klebt das Weltblatt Faksimile-Briefe in der U-Bahn als Leserwerbung.

Underground-Fahrer wie der Briefeproduzent Keith Flett können nun in wild schlingernden Waggons lesen, was andere Briten so an ihren Editor schreiben, etwa: „Sir, wenn Zigaretten töten, warum sind sie dann unter Lebenshaltungskosten aufgelistet?" ◄



Leserbriefschreiber Graham-Orlebar: 350 Namensvorschläge für das Pferd

WESTAG■

Kurbeln ist out.

Beenden Sie beim nächsten Autokauf das Kurbeln. Diese Sitte aus der Frühzeit des Automobils sollte auch am Fenster ein Ende haben. Bequemer geht's per Knopfdruck. Entscheiden Sie sich für Komfort und Sicherheit:

Elektrische Fensterheber.

brose
Technik für Automobile

„Ich schaff' et nich"

Trainer, die in der Fußball-Bundesliga mit neuen Methoden arbeiten wollen, werden von den Klub-Managern zum Erfolg um jeden Preis getrieben. Besonders turbulent geht es beim 1. FC Köln zu, wo der profilsüchtige Sportdirektor Udo Lattek den Trainer Erich Rutemöller seit Wochen mit rüden Attacken öffentlich peinigt.

Auf dem Weg zum Mannschaftsbus verspürt Erich Rutemöller plötzlich den Drang, sich zu erklären.

Nervös stapft der Trainer des 1. FC Köln nach dem Heimspiel gegen den Deutschen Meister aus Kaiserslautern über den Rasen des leeren Müngersdorfer Stadions, flankiert von einigen Reportern, die ihm stumm folgen, als seien sie seine Bodyguards. Rutemöllers Hände zittern, und die Sachkenner wissen warum – es geht um Udo Lattek, den Kölner Sportdirektor, der den Fußballehrer seit Wochen mit öffentlichen Attacken peinigt.

„Warum macht der dat nur?" murmelt Rutemöller, 46. „Warum haut der immer drauf? Ich kapier' et nich', dat is' doch wirklich schlimm, oder?" Zum zwölftenmal in den letzten fünf Minuten stopft der Trainer hektisch sein Hemd in die Hose und guckt dabei ein wenig verschreckt zur Seite, so als tue ihm der Gefühlsausbruch jetzt schon wieder leid. Aber irgendwie ist er auch froh, daß der Ärger „jetzt mal raus" ist.

Weinender Trainer Rutemöller (r.)*: „Warum haut der immer drauf?"

Wäre das Lamento über den Fernsehschirm gegangen, die ganze Fußballnation hätte den armen Erich am liebsten mal wieder tröstend in den Arm genommen. Soviel Mitgefühl wie dem gebürtigen Westfalen ist noch keinem Akteur der Fußball-Bundesliga entgegengebracht worden. Ob er nun nach dem verlorenen Pokalendspiel gegen Werder Bremen hemmungslos in Tränen ausbrach und erst von seinem Präsidenten Dietmar Artzinger-Bolten wieder beruhigt werden konnte oder ob er vor laufenden Kameras reichlich arglos gestand, seinen Stürmer Frank Ordenewitz zu einer Unsportlichkeit animiert zu haben („Mach et, Otze") – der Fan ist stets auf seiner Seite.

„Erich, Erich", intonieren die Zuschauer in der Südkurve auch dann noch, wenn Rutemöllers Elf ein an Trostlosigkeit kaum noch zu überbietendes Gekicke abliefert. Andere Kölner Trainer waren in solchen Situationen längst gefeuert, so etwa Karl-Heinz Heddergott, der wie Rutemöller als Dozent von der Kölner Sporthochschule zum rheinischen Bundesligaklub kam und schon nach einem halben Jahr als „Theoretiker" verhöhnt wurde. „Die Leute", so erklärt Rutemöller seinen verblüffenden Bonus beim Anhang, hätten wohl „ein feines Gespür" dafür, daß er „ehrliche Arbeit" abliefere.

Das ist freilich nur die halbe Wahrheit. Denn mindestens in dem Maß, wie die Tiefschläge seines Gegenspielers Udo Lattek dem Trainer aufs Gemüt schlagen, fördern sie auch Rutemöllers öffentliche Reputation. Weil Lattek als der größte Finsterling des Profifußballs zwischen München und Hamburg bekannt ist, hebt jede seiner Attacken den braven Erich ein Stückchen höher auf den Sockel.

Bei Lattek dagegen fragen sich die Klubanhänger immer häufiger, was er eigentlich täglich macht – außer seinen Trainer zu piesacken. Sein neues Amt als Sportdirektor läßt sich der „erfolgreichste Vereinstrainer aller Zeiten" (Eigenwerbung Lattek) mit 720 000 Mark im Jahr entlohnen. Doch noch hat er am Rhein nichts bewirkt, seine Bilanz weist gar ein paar Fehleinkäufe in Millionenhöhe aus.

Für die Fan-Gemeinde wird das Dilemma bei jedem Heimspiel augenfällig: Wie im Koma sitzt Lattek auf seinem Logenplatz und stiert mit geröteten Augen ins Leere, während der Trainer auf der Tartanbahn aus lauter Verzweiflung schon mal sein blaues Regiestühlchen zertrümmert. Nur gelegentlich zuckt der Sportdirektor zusammen, etwa wenn der ungelenke Kölner Abwehrspieler Alfons Higl das leere Tor nicht trifft oder mal wieder ein Zuruf aus dem Publikum („Sie Arschloch") laut und deutlich zu vernehmen ist.

In der Bedrängnis greift Lattek auf bewährte Handlungsmuster zurück: Wie schon zu seinen Trainerzeiten in München und Mönchengladbach projiziert er seine eigenen Probleme auf andere und verunglimpft nun den Trainer Rutemöller wahlweise als „zu weich", „naiv" oder auch einfach als „Amateur".

Doch anders als früher verfehlen solche Vorstöße bisher ihre Wirkung. Einst als „Heißmacher" gefürchtet, wirkt Lattek zunehmend wie ein gebißloser Pitbullterrier und entpuppt sich als Ewiggestriger, wenn er die Profis mit merkwürdigen Sprüchen („Ihr müßt Gras fressen und in den Torpfosten beißen") zu motivieren vorgibt. Zu großer Form läuft Lattek nur noch selten auf, etwa

* Mit Masseur Jürgen Schäfer nach der Niederlage im Pokalendspiel gegen Werder Bremen am 22. Juni in Berlin.

Diese Woche von IBM:
Zwischenbilanz für ein Erfolgsduo.

Anwendungen, Leistung und Preis stimmen – diese Erfahrung haben Tausende von Anwendern in Deutschland seit der Ankündigung des IBM RISC System/6000 und AIX Version 3 gemacht. Unternehmen aller Größen in Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung setzen auf die zukunftsweisende POWER-Architektur.

Die jüngst angekündigten neuen Modelle und Grundausstattungen mit Grafik-Prozessoren und Compilern bieten ein marktgerechtes Preis-Leistungs-Verhältnis und Wachstums-Perspektiven innerhalb einer fein abgestuften Modellpalette. Mehr als 1000 Anwendungen stehen heute für das IBM RISC System/6000 bereit.

IBM unterstützt die Initiative Fair geht vor.

Zusammen mit Branchenwissen und AIX-Know-how der IBM Partner machen sie das universelle System zu einer attraktiven Lösung – auch für Einsteiger. Wenn auch Sie in Leistung mit Zukunft investieren wollen, lassen Sie sich am besten einmal über die vielfältigen Anwendungs- und Wachstumsmöglichkeiten des IBM RISC System /6000 beraten. Die richtigen Adressen dafür können Sie zusammen mit weiteren Informationen anfordern bei der IBM Deutschland GmbH, AIX Marketing, Poccistraße 11, W-8000 München 2. Oder rufen Sie zum Nulltarif an bei Hallo IBM: 0130-4567. IBM und Partner: Die Lösung.

IBM

wenn er im Trainingslager die Bedienung auffordert, den nächsten Wodka „ohne Feige" zu servieren – „die nimmt nur Platz für Flüssigkeit".

Daß er allen öffentlichen Protesten zum Trotz unvermindert heftig die Demontage des Trainers Rutemöller betreibt, rührt aus einer Überzeugung, die Lattek verinnerlicht hat wie die Abseitsregel. Stets glaubte er, Angst und Agressivität als wirksamstes Mittel um sich herum verbreiten zu müssen: „Für den Erfolg gehe ich notfalls über Leichen." Für ihn ist einer wie der friedfertige Ex-Dozent Rutemöller als Profitrainer schlichtweg eine Fehlbesetzung.

Denn Rutemöller glaubt, im „Hurengeschäft Profifußball" (Lattek) auch nach seinen für die Branche ungewöhnlich konservativen Wertvorstellungen bestehen zu können. Der „praktizierende Katholik" möchte in seinen Beruf „etwas einbringen von dem, was mein Vater seinen sechs Kindern vermittelt hat".

So hält er zum Beispiel seine Profis „für Menschen, die ihre Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen tun". Die Kicker sind ihm derart ans Herz gewachsen, daß der Trainer von den Herren Pierre Littbarski, Frank Ordenewitz und Maurice Banach spricht wie ein Hobbyzüchter

Profi Littbarski, Trainer Rutemöller
„Der Litti, der Otze und der Mucki"

über seine besten Stallhasen: „Der Litti, der Otze und der Mucki."

Viel zu spät hat Rutemöller begriffen, daß seine Berufsauffassung mit der seines Vorgesetzten Lattek („Die Mannschaft spielt so, wie Rutemöller ist: langweilig") zwangsläufig kollidieren muß. Zwar weiß er mittlerweile, wie er den Kontrahenten einzuschätzen hat, und will deshalb auch „einfach drüberstehen". Aber solche Vorsätze halten gerade mal bis zum nächsten Tiefschlag. In Wahrheit leidet Rutemöller schon bei Latteks Anblick und wünscht sich nichts sehnlicher, „als daß der mich endlich in Ruhe läßt".

Doch Lattek gibt nicht auf. Zuletzt traf er den Trainer bis ins Mark, als er statt des vermeintlich dilettantischen Auftretens plötzlich dessen Arbeit auf dem Fußballplatz bekrittelte: Die Mannschaft sei „nicht frisch" und werde „falsch trainiert". Zum ersten Mal zeigte da der gute Mensch aus Müngersdorf Gegenwehr, schließlich sei jetzt sein „Image als Trainer angegriffen".

Das wiegt für Erich Rutemöller ganz offenkundig schwerer als jede persönliche Beleidigung. Seine Defizite in Sachen „Öffentlichkeitsarbeit", wie er das nennt, räumt der Fußballehrer gern ein, „weil man mich da angreifen, weil ich da gepackt werden kann". Die Arbeit auf dem Fußballfeld allerdings sieht er als seine „ganz eigentliche Stärke". Der

Sportdirektor Lattek
„Ihr müßt Gras fressen"

Platz erscheint ihm als „ein Refugium", in dem er sich „unheimlich wohl fühlt", denn: „Da kommt keiner hin außer den Spielern und mir."

Hier kann er endlich ins Werk setzen, worüber er jahrelang nur in stickigen Hörsälen doziert hat: das perfekte Fußballspiel. Erich Rutemöller ist „ganz besessen" von der Idee, eine „große Mannschaft zu formen" wie einst der 1983 verstorbene Hennes Weisweiler, der auch an der Sporthochschule begonnen und dann bei Borussia Mönchengladbach „einen neuen Stil geprägt" habe.

Die schiere Bewunderung hält der Kölner Trainer für seinen früheren Ausbilder Weisweiler bereit, da kann er sich kaum bremsen. Was der „für den Fußball geleistet hat", schwelgt Rutemöller, habe er eindrucksvoll beim Requiem im Kölner Dom begriffen: „Da standen die Leute noch draußen, so voll war das."

Daß er jetzt selber Cheftrainer ist bei dem Klub, mit dem Weisweiler 1978 Deutscher Meister wurde, erscheint dem tutigen Westfalen gelegentlich immer noch „als Traum". So einen Posten begreift er als „eine einmalige Chance". Und um sie am Schopf zu packen, steckte er bislang auch Latteks Tritte klaglos weg: „Eigentlich bin ich doch ein Glückspilz."

Doch weil er allein das Glück nicht zwingen kann, duckt er sich und ackert, damit ihm der Beruf, den er für eine Berufung hält, so lange wie möglich erhalten bleibt. Artig ist er im Urlaub zu Lattek ins spanische Ferienhaus gefahren, um dort Nachhilfeunterricht in Sachen Profitum – oder was Lattek dafür hält – zu nehmen. Und nach der Trennung von seiner Familie zog er in ein Appartement in der Nähe des Trainingsplatzes, wo er ungestört an der Taktik tüftelt und seine „Jungs" ihn „Tag

Rutemöller-Vorbild Weisweiler: „Einen neuen Stil geprägt"

und Nacht anrufen" (Littbarski) dürfen.

Das dritte Kölsch löst ihm ein wenig die Zunge, und Rutemöller taucht ab in seine Vergangenheit: Als er 1967 „mit einem Persilkoffer" in Köln angekommen sei, da kam ihm – „mir kleinem Jungen aus Westfalen" – diese Stadt „mit einer so großen Kirche, wie ich sie noch nie gesehen hatte", fast „unheimlich" vor. Und als er die von ihm verehrten Fußballer des 1. FC Köln zum erstenmal „von einem Stehplatz aus" live erlebte, empfand er das als „etwas ganz Besonderes".

Das geht ihm auch heute so. Der Profitrainer mit einem Jahreseinkommen von 260 000 Mark ist in Wahrheit immer noch viel zu sehr Fußballfan mit Respekt vor große Namen, als daß er im Showgeschäft Bundesliga bestehen könnte.

So „ehrt" es ihn beispielsweise, daß er mit dem Kölner Fußballidol seiner Jugendzeit, dem Nationalspieler Hans Schäfer, per Du ist. Und sein Umgang mit prominenten Kollegen wirkt zuweilen, als wolle er sie jeden Moment um ein Autogramm bitten: Als Kaiserslauterns Trainer Karlheinz Feldkamp („Was Lattek macht, ist eine Schweinerei") ins Kölner Stadion einzieht, springt Rutemöller von seinem Stuhl hoch und wartet angespannt, bis er dem Meistertrainer endlich die Hand reichen kann.

Auch seinen Widersacher Udo Lattek bewundert er viel zu sehr, als daß er ihm öffentlich die Stirn bieten würde. Als er angefangen habe beim 1. FC Köln, erklärte Rutemöller einigen Journalisten nachts im klubeigenen Geißbockheim, „da war der Udo für mich doch ein halber Herrgott".

Irgendwie ist er das geblieben. Schließlich, so rechnet der Trainer vor, habe „der Udo" 14 Titel geholt, unter anderem sogar beim FC Barcelona – „mein Gott, bei diesem Klub, was da los gewesen sein muß".

Die unversehens wieder aufflammende Ehrfurcht vor dem rücksichtslosen Erfolgsmenschen Udo Lattek irritiert die Runde dermaßen, daß sich die harmlose Plauderei über Taktik und Aufstellung zu einem Therapiegespräch wandelt.

„Also Erich", sagt einer, „du hast doch auch was zu verkaufen." – „Na ja", meint Erich, „aber das fällt mir schwer. Ich bin kein guter Schauspieler." – „Aber du bist Bundesligatrainer, da mußt du jetzt durch." – „Ja, stimmt, nicht nur da." – „Warum haust du nicht mal auf den Tisch?" – „Irgendwann sprech' ich den Udo bestimmt an."

Entschlossen zur Konfrontation verläßt Erich Rutemöller das Kölner Klubhaus. Doch kaum, daß er am Tag darauf unverhofft seinem Kontrahenten unter die Augen gerät, wird ihm klar, daß es mit seinem Lebenstraum vom großen Fußballtrainer wohl nichts werden wird: „Ich schaff' et nich." Richtig Angst hat er jetzt

Zahnärzte fordern: mindestens 2x täglich Zähne putzen.

Unsere Empfehlung für Ihre Zahngesundheit:

morgens aronal® abends elmex

aronal schützt das Zahnfleisch

Entzündungen gefährden das Zahnfleisch
Zahnbeläge reizen das Zahnfleisch. Es entzündet sich und blutet (Gingivitis). Die Zähne verlieren ihren natürlichen Halt (Zahnfleischschwund).

Mit **aronal** werden bakterielle Beläge schonend und gründlich entfernt. Vitamin A schützt vor Zahnfleischbluten und -entzündungen. Empfindliches Zahnfleisch bleibt dann straff und fest, eine wichtige Voraussetzung für den natürlichen Halt der Zähne. Wer seine Zähne z.B. morgens mit **aronal** putzt, stärkt und schützt sein Zahnfleisch und sorgt für saubere Zähne und frischen Atem.

elmex schützt die Zähne

Karies gefährdet die Zähne
Zucker wird im Mund rasch zu Säure umgewandelt, die den ungeschützten Zahnschmelz entmineralisiert und zerstört.

elmex enthält die wirksamste Fluoridverbindung, die es für den Schutz Ihrer Zähne gibt: Aminfluoride. Sie werden bereits nach wenigen Sekunden wirksam, verbinden sich mit dem Zahnschmelz und machen ihn widerstandsfähiger gegen Karies. Dieser Schutz wird mit zunehmender Einwirkungsdauer noch verstärkt. Wer seine Zähne z.B. abends mit **elmex** putzt, sorgt im Schlaf für wirksamen Kariesschutz.

Spezialisten bieten wirksamen Schutz

GUTES ENGLISCH MACHEN SIE JETZT MIT LINKS – BELIEVE IT.

Englisch kann fast jeder. Aber wer hat schon ständig rund 40.000 Vokabeln pro Sprache auf dem Kasten? Der HEXAGLOT EG 2000, ein handlicher Sprachen-Computer der neuen Generation zum In-die-Tasche-Stekken. Rund 80.000 Wörter Englisch und Deutsch stehen Ihnen damit zur Verfügung – per Tastendruck. Denn Englisch machen Sie doch jetzt mit rechts – oder links.

- **Rund 80.000 Wörter Englisch und Deutsch**
- **Speziallexikon für Wirtschaftsbegriffe**
- **Speziallexikon „Speisekarte"**
- **200 Redewendungen in 6 Sprachen (Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch) und 10 Kategorien**
- **Synonym-Angebot im Englischen**
- **Wordfinder-Programm**
- **Integrierter Rechner mit Speicher**

Im guten Fach- und Buchhandel. Und bei vielen Versendern.

HEXAGLOT Warenhandels GmbH
Spaldingstraße 1 · 2000 Hamburg 1
Tel.: (040) 231196
Fax: (040) 233695

Hexaglot®

WELTWEIT IM GESPRÄCH DIE SPRACHEN-COMPUTER

ROSENBAUER SOLBACH

sogar vor einer Auseinandersetzung. „Prügel" könne er sich jetzt „nicht mehr leisten", glaubt Erich Rutemöller – „dann bin ich wieder an der Hochschule, und da wollte ich eigentlich gar nicht mehr hin".

Formel 1

Lehre aus dem Desaster

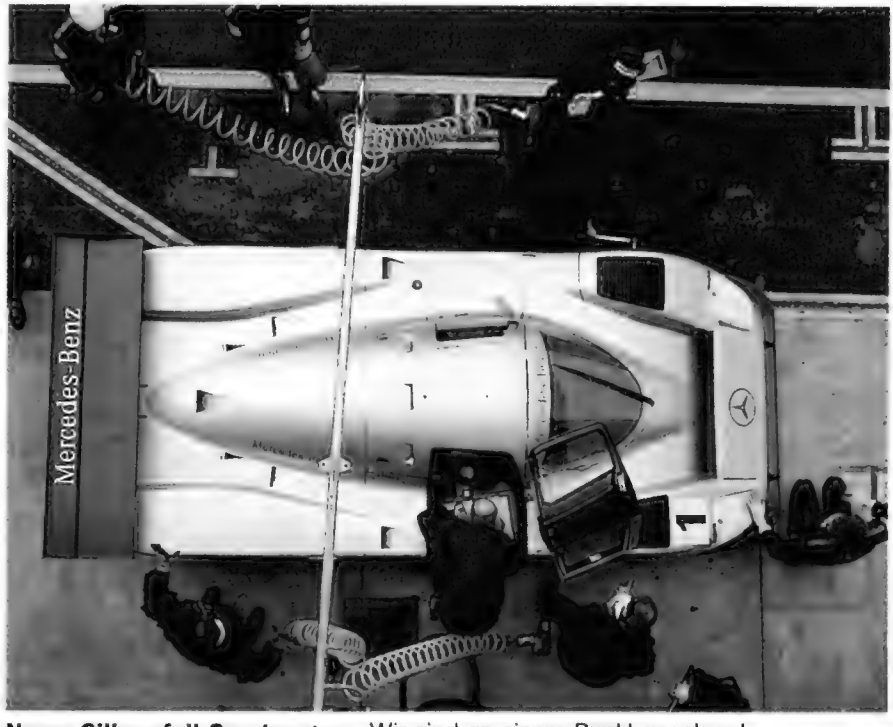
Nach der Automobilausstellung in Frankfurt wird die Entscheidung bekanntgegeben: Mercedes kehrt in die Formel 1 zurück.

Im allgemeinen genießen Motoren der Marke Mercedes den Ruf außergewöhnlicher Zuverlässigkeit. Am vorletzten Wochenende jedoch, beim fünften Lauf zur Sportwagen-Weltmeisterschaft auf dem Nürburgring, verbrauchte die Rennsport-Abteilung bereits im Training für zwei Autos ein halbes Dutzend der kostbaren Zwölfzylinder. Im Rennen mußten die Mechaniker, von Überstunden und Nachtarbeit gezeichnet, schon nach einem Drittel der Distanz frustriert einpacken: Die Silberpfeile waren wegen Motoren- und Getriebeschaden stehengeblieben.

Nichts geht voran in diesem Jahr bei Mercedes-Benz. Angesichts des miserablen Saisonverlaufs – die sieggewohnten Schwaben haben 1991 noch kein Rennen gewinnen können – hatte Mercedes-Manager Jürgen Hubbert auf dem Eifelkurs sichtlich Mühe, die Krise schönzureden. Das für Motorsport zuständige Vorstandsmitglied sprach von einem „enorm wichtigen Lernprozeß".

Die Lehre aus dem „Desaster für Mercedes" *(Süddeutsche Zeitung)* können die verantwortlichen Manager schon Ende September – auf der ersten ordentlichen Vorstandssitzung nach der Frankfurter Automobilausstellung (IAA) – ziehen. Dann wird der Mercedes-Benz-Vorstand über ein Konzept des Führungsgremiums Motorsport entscheiden, das den Umstieg von der wenig publicityträchtigen Sportwagen-WM in die attraktivere Formel 1 vorsieht.

Die Empfehlung für die Spitzenklasse des Automobilsports wird das späte Eingeständnis sein, wider besseres Wissen den Vorstand jahrelang mit unhaltbaren Prognosen getäuscht zu haben. Dabei hatten die Stuttgarter Motorsportler schon bei ihrer ersten Klausurtagung Ende 1987 in der Daimler-Benz-Kaderschmiede Lämmerbuckel festgestellt, daß eine Beteiligung in der Formel 1 von 1991 an möglich und sinnvoll sei. Aus Angst vor Niederlagen forcierten die Sportmanager jedoch ein Engagement bei den Sportwagen – in allen Planspielen und Konzepten wurde die Formel 1 nur als Option angesehen, falls das Sportwagen-Projekt scheitern sollte.



Neuer Silberpfeil-Sportwagen: „Wir sind an einem Punkt angelangt . . .

. . . unsere Motorsport-Politik zu überdenken": **Alter Silberpfeil (1938)**

Daran aber wollte Rennleiter Jochen Neerpasch nicht glauben. Mit missionarischem Eifer schwärmte er von der großen Zukunft der Sportwagen-WM, die der Formel 1 schon bald gleichkomme. In der Vorstandsvorlage vom 3. November 1988 behauptete er kühn, viele Automobilhersteller seien auf dem Sprung in diese Klasse. Dafür werde der Motorsport-Weltverband (Fisa) sorgen.

Eine fatale Fehleinschätzung: Obwohl Mercedes mit Hilfe des Schweizer Rennwagenkonstrukteurs Peter Sauber zwei Weltmeisterschaften einfuhr, blieb die Resonanz in der Öffentlichkeit verhalten. 240 Millionen Mark investierten die Schwaben in den vergangenen drei Jahren, doch von ihren Siegen nahm kaum jemand Notiz. Unbeirrt erklärte Neerpasch noch im vorigen Jahr, daß sich „spätestens 1992 die Gewichte stark verschieben" werden. Sein Vorgesetzter Hubbert verkündete öffentlich, daß sich schon bald „die bedeutendsten Automobilunternehmen aus Asien, Amerika und Europa in der Sportwagen-Weltmeisterschaft einen harten Kampf liefern werden."

Es kam anders. In diesem Jahr mußten drei Rennen abgesagt werden, die Finanzierung war geplatzt. Am Nürburgring verloren sich vorvergangenen Sonntag 20 000 Zuschauer, davon waren 6000 geladene Gäste der Hersteller. Das Rennen mochte nicht einmal der sportbesessene Privatsender Sat 1 in voller Länge übertragen. Zwischen Start und Zielankunft schoben die Programmplaner einen Spielfilm ein.

Neben Mercedes beteiligen sich nur zwei Werke konsequent in der Sportwa-

Nur wer gesund sät, kann auch gesund ernten.

Als Eva den Apfel pflückte, war Umweltschutz noch kein Thema. Heute bemühen sich immer mehr Menschen, unsere Umwelt sowenig wie möglich zu belasten.

In der Landwirtschaft geben die Öko-Bauern dafür ein mutiges Beispiel. Sie verzichten auf Pestizide, meiden stark treibende Mineraldünger und chemisch-synthetische Spritzmittel und halten ihre Tiere wieder artgerecht.

Die Reformhäuser sind auf Produkte aus Rohstoffen solcher Herkunft spezialisiert. Die neuform-Organisation betreibt sogar eigene Öko-Projekte. Produkte, die das neuform-Zeichen tragen, werden zusätzlich in verschiedenen zeitlichen Abständen im neuform-Labor kontrolliert.

Im Reformhaus finden Sie deshalb reiche Auswahl an Flokken und Mehl, Tiefkühlgemüse, Nüssen, Fruchtsäften und Früchten aus kontrolliertem biologischem Anbau, Eier von Hühnern aus Bodenhaltung, Milch aus Landschaftsschutzgebieten.

Lassen Sie sich von unseren ausgebildeten Fachberatern durch dieses Bio-Schlemmer-Angebot führen, das immer mehr Produkte des Reformhaus-Sortimentes umfaßt. Bei uns kommt gesunde Saat zum Blühen. Wir laden Sie ein zur Ernte.

neuform

Reformhaus

Treffen Sie eine gesunde Entscheidung

Kolossale Neuigkeiten:

Mit SAA fliegen Sie jetzt von Europa **direkt über Afrika** nach Jo'burg. Und das **19 x nonstop** pro Woche.

Wir sind Südafrika für Sie

SAA
SOUTH AFRICAN AIRWAYS

Der SPIEGEL für Sammler

Fehlt in Ihrer Sammlung ein bestimmtes SPIEGEL-Heft?
Oder brauchen Sie ein längst vergriffenes Jahresregister?
Oder suchen Sie ein passendes Geschenk zu einem Geburtstag oder Jahrestag?

Wir kaufen und verkaufen ältere Ausgaben des deutschen Nachrichten-Magazins.

Unser Lieferprogramm:

- Einzelhefte von 1947 bis 1990
- Komplette Jahrgänge, lose oder gebunden
- Jahresregister als Reprints (1948 bis 1983, 1985, 1987)

SPODAT-S W. Morgenroth
Schwalbenstraße 15 8011 Baldham

gen-WM. Peugeot, in diesem Jahr erst eingestiegen, fordert für den Verbleib „Garantien von der Fisa", die der Verband nicht geben kann. Und selbst die Zukunft des WM-Favoriten Jaguar ist ungewiß. Die „mit Millionenaufwand gepuschte Serie", so die *Stuttgarter Nachrichten*, „droht nach dieser Saison zu zerbrechen".

Die geringe Teilnehmerzahl an den Sportwagenrennen, ihre mäßige Popularität und die Kosten, die längst Formel-1-Niveau erreicht haben, zwingen Mercedes jetzt zum Einlenken. Selbst Sportwagen-Fan Hubbert ist „an einem Punkt angelangt, unsere Motorsport-Politik zu überdenken".

Mercedes-Vorstand Niefer, Teamchef Sauber
240 Millionen Mark für zwei WM-Titel

Offiziell wird der Umstieg zwar noch nicht bestätigt. „Drei Möglichkeiten" stellt Mercedes-Sprecher Uwe Brodbeck in Aussicht: „bei den Sportwagen weitermachen, in die Formel 1 einsteigen oder den Motorsport einstellen – in dieser Reihenfolge." Doch hinter den Kulissen wird der Weg geebnet, auf dem der Vorstand zur Formel 1 finden soll.

Beim „Großen Preis von Deutschland" – das Rennen in Hockenheim war mit 120 000 Besuchern ausverkauft – mühten sich Neerpasch und Motorsport-Sprecher Norbert Haug massiv, ihrem hochtalentierten Fahrer Michael Schumacher, 22, einen Platz in einem Formel-1-Auto zu besorgen. Die Vorstandsherren sollen sehen, daß ein Mercedes-Angestellter in der Königsklasse mithalten kann.

Am letzten Wochenende war es soweit. Im belgischen Spa debütierte der Mann aus Kerpen in einem Jordan-Rennwagen. Mercedes, gab Haug zu, „übernehme das finanzielle Risiko". Wenn der Deutsche 1992 eine komplette Saison für Jordan fahren will, muß er 3,5 Millionen Dollar Sponsorgelder mitbringen. Schumacher ist sich sicher, daß der gute Stern „weiterhelfen wird".

In allen Bereichen schaffen die Sportmanager Fakten, die den Oberen ihre Entscheidung erleichtern sollen:

▷ Anfang des Monats trat der Engländer Harvey Postlethwaite bei Mercedes-Partner Sauber seinen Dienst als „Technischer Direktor" an. Der ehemalige Konstrukteur von Ferrari und Tyrrell gilt als Meister seines Fachs. Fragen nach seinem Tätigkeitsfeld bei Sauber beantwortete er sibyllinisch: Für ihn bleibe „die Formel 1 die Spitze des Motorsports".

▷ Mit dem britischen Renningenieur David Price verfügt das Sauber-Team über einen freien Mitarbeiter, der sonst für Formel-1-Teams wie Benetton Testprogramme abwickelt.

▷ Im Dezember eröffnet Sauber im schweizerischen Hinwil eine 5000 Quadratmeter große High-Tech-Fabrik, die den heutigen Formel-1-Maßstäben gerecht wird.

Das neue Konzept, über das nach der IAA im Puritas-Saal in der Untertürkheimer Zentrale abgestimmt wird, sieht für 1992 die Fahrzeug-Entwicklung, für 1993 Testfahrten und erste Grand-Prix-Starts und für 1994 den Angriff auf die Automobil-Weltmeisterschaft vor. Von einem vorzeitigen Einstieg sind die Manager angesichts der eigenen Motorenprobleme und der peinlichen Vorstellung des schwäbischen Nachbarn Porsche schnell abgekommen.

Wenn das Formel-1-Comeback der Silberpfeile vom Mercedes-Vorstand – mit dem Rennfan Werner Niefer an der Spitze – beschlossen ist, fehlt nur noch die Zustimmung der Daimler-Holding. Doch auch Konzernchef Edzard Reuter, ein kunstsinniger Mensch, dem der Geruch verbrannten Benzins eher fremd ist, wird sich kaum verweigern können, ohne neuen Spott für sein Unternehmen zu provozieren.

Sollte Mercedes sich wieder aus dem Motorsport zurückziehen, wäre Partner Sauber wegen seiner enormen Investitionen praktisch gezwungen, mit Hilfe seines Konstrukteurs Postlethwaite ein eigenes Formel-1-Team zu gründen – und den Motor bei einem fremden Hersteller zu beschaffen. Der jahrelange Geldfluß von Stuttgart nach Hinwil, bislang rund 65 Millionen Mark, käme dann direkt einem Mercedes-Konkurrenten zugute. ◂

VOULEZ-VOUS COINTREAU AVEC MOI ?

Als der Hund noch boll

In dieser Woche erscheint der erste gesamtdeutsche Duden, die dickste Ausgabe in der hundertjährigen Geschichte der Rechtschreibfibel. Gleichzeitig wächst, vor allem in Osteuropa, die Nachfrage nach Deutschkursen. Trotzdem besteht überhaupt kein Grund zum Jubel: Spricht man nur noch deutsh in Deutschland?

Das Erdmöbel ist begraben, es ruhe in Frieden, der Sarg hat es überlebt. Dafür existiert noch die Beziehungskiste, und auch der Vatermörder will nicht sterben. Warum also der geflügelten Jahresendfigur oder der Sättigungsbeilage nachweinen? Um den Frauenberufsmantel ist es sowenig schade wie um den Euphemismus Wunschkindpille oder gar die rauhfutterverwertende Großvieh-Einheit. Und auch die Rennpappe hat sich, wenn jetzt der erste gesamtdeutsche Duden erscheint, in den Trabi-Abgasen aufgelöst.

Voll geil, daß Wessis Sommerloch samt gleichnamigem Theater dem gesamtdeutschen Sprachschatz erhalten bleibt wie auch die verblichene Apo und das ins Mega-Out geratene Anmachen. Die 20. Ausgabe der Rechtschreibbibel ist der wortgewaltigste Duden, den es je gab. Auf 115 000 Vokabeln ist das Nachschlagewerk angeschwollen, Rechtschreib-Moses Konrad Duden hatte 1880 den Lesern nur ein Viertel des heutigen Wortbestandes zugemutet.

Die neue Geschwätzigkeit hat Gründe. Vorbei sind die Zeiten, da deutschtümelnde Fremdwortgegner dem Feeling das Feedback verweigern konnten. Klassikbeseelte Feingeister dürfen froh sein, daß kuschelweich und aprilfrisch ohne Dudenweihe bleiben. In der Mannheimer Redaktion, die nun das Sagen hat vom Bodensee bis Rügen, bekommt auch die verquälteste sprachliche Neuschöpfung eine Chance, wenn sie sich lange genug in den Medien hält. Und die, auch der SPIEGEL hat da Übung, greifen gern nach neuen Wörtern. Der Leiter der Mannheimer Duden-Redaktion, Professor Günther Drosdowski, rechtfertigt das Sprach-Laisser-faire: „Es hat keinen Sinn, alles totzuschweigen und die Menschen zu gängeln."

Das hatte der Leipziger Duden, bevor er jetzt vom großen Westbruder, dem Mannheimer Bibliographischen Institut, geschluckt wurde, unter dem Druck der SED versucht: eine vom Kapitalismus befreite Sprache im Geist der Weimarer Klassik zu schaffen. So strichen die eingemauerten Saubermänner die Weltreise und ignorierten die Freizeit. Auch verbannten sie den „Päderasten" ebenso wie die Königsberger Klopse. Eine Prostituierte fand man nur vor fremden Türen: Sie sei, hieß es dogmatisch, eine Frau, „die sich in der Klassengesellschaft gewerbsmäßig preisgibt".

Die Kulturlenker im Osten haben ihr Ziel, ein eigenständiges sozialistisches Deutsch zu schaffen, verfehlt. Das DDR-Volk hielt ironische Distanz zu bürokratischen Wortschöpfungen. Drosdowski: „Es gab immer das Refugium der familiären Sprache." Trotz „ständiger Vervollkommnung" oder „unverbrüchlicher Freundschaft" brauchten die Deutschen in West und Ost bei der Vereinigung kein Wörterbuch. Das habe ihnen die Arbeit leichtgemacht, freuten sich die Experten aus Leipzig und Mannheim.

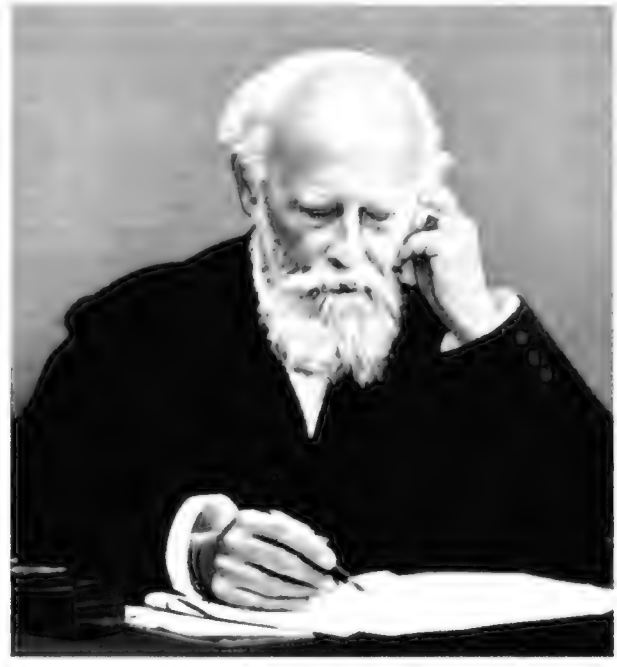
Zu leicht, meinen manche Beobachter. Der Osten erscheine als belächelnswerte Sprachprovinz, gut für ein paar Kuriosa. Westliche Überlegenheitsgefühle sprechen auch aus anderen Kleinigkeiten: Die Pünktchenmarotte der F.D.P. wird als „parteiamtliche Schreibung" hingenommen, beim in drei Wörter aufgespaltenen Deutschen Fernseh Funk nörgelt der Duden dagegen: „so die von den Rechtschreibregeln abweichende Schreibung". Auch sind manche Worterklärungen nicht ganz eindeutig.

Hauptsache, man spricht deutsch oder wenigstens deutsh. Das Interesse an Deutschkursen wächst seit der Verei-

Die Tageszeitung

nigung, besonders in Osteuropa; die Goethe-Institute können den neuen Bedarf kaum befriedigen, weil immer mehr Tschechen, Ungarn und Russen die Sprache erlernen wollen, die die Muttersprache von 100 Millionen ist.

Zu lernen hätten vor allem die Deutschen selber. Die Sprache Goethes und Schillers komme immer mehr herunter, meinen *FAZ*-Leitartikler wie Klaus Natorp: „Den meisten ist es offenbar gleichgültig, was mit ihrer Sprache geschieht." Doch nicht bloß Sprachpedanten klagen, daß Konjunktiv und Flexion verfallen, der Nominalstil sowie die Stereotypen der Nachrichtensprache sich immer mehr verbreiten und Anglizismen wuchern; zudem entfremde ein modisches Psycho-Kauderwelsch den Menschen die eigenen Gefühle.



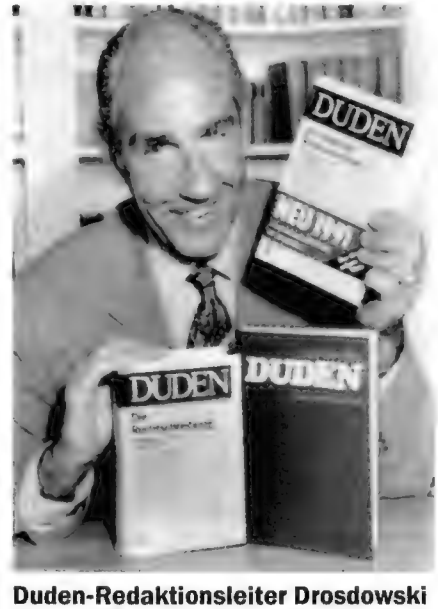
Rechtschreib-Moses Duden
Mit weniger Wörtern ausgekommen

Der neue Jargon der Einheitlichkeit, so scheint es, hat sich längst etabliert, und er übertönt auch die berechtigten Klagen derer, die, nostalgische Sprachgärtner oder wütende Wortpolizisten, nicht zuletzt den Duden ob seiner Libertinage für den Niedergang des Deutschen verantwortlich machen.

Schon längst aber empörte sich im Ernst niemand mehr, wenn er denn hörte, daß ein für allemal in der Schule der Einheitskonjunktiv als Lernziel eingeführt würde. Und kaum einer würde sich dem schämen, würde man den Genetiv einfach abschaffen, wegen dem schwierigen Gebrauch. Weil der Dativ – rettet ihm! – doch viel easier zu handlen ist und von vitalem Interesse.

Kritik gegenüber dem Abzug der alten Konjugations- und Deklinationsformen würde einmal mehr sofort zurückgewiesen, wo die Förderung der Kommunikation nicht blockiert werden soll. Ein Beziehungsgespräch allein unter vier Augen würde vielleicht eine Lösung herbeiführen, und dann kann abgetrauert werden, und man sieht einfach mal, was das so mit einem macht.

Andererseits: Gleichen Ordnungsrufe, wie der nach der Verteidigung des Konjunktivs, nicht gelegentlich einem Kampf um die deutsche Innerlichkeit? Das alte Liebeslied „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt'" oder Eichendorffs Gedicht „Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt" – das sollten konjunktiventwöhnte Schüler nicht mehr begreifen? Doch der klassische Konjunktiv ist auf Dauer nicht zu retten, damit haben sich fast alle Germanisten abgefunden.



Duden-Redaktionsleiter Drosdowski
„Keinen Sinn, alles totzuschweigen"

Ähnlich steht es um die starken Verben. Rund 150 gibt es davon noch im Deutschen, doch ihre Zahl nimmt stetig ab. Die Präteritum-Endung „te" setzt sich der Systematik wegen durch und macht aus „pflog" ein „pflegte", aus „glomm" ein „glimmte" und aus „buk" ein „backte". Schon Goethe wurde schwach beim starken Verb: Im Werther heißt es mal „rufte das Kind", dann aber korrekt „womit sie das ausrief".

Zwar konnte in den alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat, Märchenbruder Jacob Grimm in seiner Akademierede „Über den Ursprung der Sprache" 1851 fabulieren: „Ein Hund bellt noch heute, wie er zu Anfang der Schöpfung boll." Doch geholfen hat es dann letzten Endes nicht. Die Sprachkarawane zieht weiter, da mögen die Starkverb-Verteidiger noch so sehr bollen. Schon Jacob Grimm hielt wenig von Pedanten, die ihrer „schwindsüchtigen frau nicht eselsmilch, nur eselinnenmilch zu trinken anrathen".

Auch die Puristen, die schon wieder von „Überfremdung" jammern, von der Auslieferung des Deutschen an das Englische, werden von der Sprachgeschichte widerlegt. Denn was wäre die deutsche Sprache, hätten nicht in Jahrhunderten zuvor die europäischen Kultursprachen auf sie eingewirkt? Was wäre deutsche Musik ohne largo und adagio, das Konto ohne Giro, ein Essen ohne Tasse Bouillon, Kompott und Likör?

Außerdem regten die fremden Wörter zu manch gelungenen Eindeutschungen an. So wurde aus dem Saeculum das Jahrhundert, der Dialekt zur Mundart, die Bibliothek zur Bücherei, und selbst das scheinbar urdeutsche Volkslied ist eine Entlehnung, Herders Übersetzung für „popular song". Nicht hingegen konnte sich der „Tageleuchter" für Fenster durchsetzen, der „Jungfernzwinger" für Kloster und der „Leichentopf" für Urne.

Doch es wird ja nicht nur über die „Überfremdung" lamentiert. Zugleich soll der Rückzug des Deutschen aus der Wissenschaft betrauert werden, seine Verdrängung durch das Englische. Doch die Wissenschaft muß halt ihre Resultate zugänglich machen, woran der Sprachwissenschaftler Hans-Martin Gauger im *Merkur* erinnert hat. Übersetzbarkeit – die „Negierung von Babylon" (Gauger) – ist geradezu eines ihrer Wesensmerkmale.

Was aber, wenn die Stahlindustrie geschlossen den Kopf aus dem Wasser hebt, der Zug im Pazifik für die USA schon abgefahren ist und der Abstiegsgeier über dem Tabellenletzten wie ein Damoklesschwert schwebt? Oder gar im SPIEGEL die Gebeine des alten Fritz nach Potsdam wandern? So etwas ist in hastig formulierten Meldungen zu lesen und noch leicht als Unfug zu erkennen. Anders verhält es sich schon mit der Floskel „Ein Sprecher wollte nicht ausschließen", Standardformel ertappter Politiker und von stupender Vagheit.

Auch hat früher kaum einer Kritik „zurückgewiesen", allenfalls hat er widersprochen. Nur das Nachrichten-Deutsch kann Kritik ins Nichts abtreten lassen. Heikel wird es auch, wenn

die RAF für einen Anschlag „die Verantwortung übernimmt", eine Sprachregelung von entlastender Unbestimmtheit.

„Amöbenwörter" nennt der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen aus der Mathematik entlehnte Begriffe wie Beziehung, Struktur, Lösung. Beliebig verwendbar, drohen sie, das Alltagsleben immer mehr zu ordnen und zu vereinheitlichen: Liebe, Kunst, Wissenschaft – alles einerlei, undifferenziert, geschichtslos und hoch abstrakt. „Das Leben", so Pörksen, „wird zum Labor."

Ist an einer solchen Entwicklung nur die Sprache schuld, oder dient sie hier als Sündenbock? Liebe etwa hatte zu allen Zeiten ihren Code und ihre Floskeln. Auch die Sprache des romantischen Liebesideals – „darf ich's wagen?" – war hoch ritualisiert.

Am Ende verbirgt sich hinter der ganzen Sprachkritik ein gut Teil konservativ nörgelnder Kulturpessimismus; das Wort wird haftbar gemacht für gesellschaftliche Entwicklungen, die offen zu benennen man sich scheut. Schon wieder werden Barrieren errichtet zwischen gehobener und niederer Sprache. Die Kritiker stigmatisieren die bösen Wörter, pflegen die rechten, schwatzen über Geschwätzigkeit und fordern eherne Sprachgesetze: als lasse sich Sprache vom Gang der Dinge trennen.

Sprache ist kein Kunstwerk, so schrieb um die Jahrhundertwende der Sprachkritiker Fritz Mauthner. Sie sei, „aus dem gemeinen Mitteilungstrieb" erwachsen, nur „schlechte Fabrikarbeit, zusammengestoppelt von Milliarden von Tagelöhnern". Der große Übersetzer und Romancier Georges-Arthur Goldschmidt geht noch ein Stück weiter: Die deutsche Sprache, die einzige, in der man laut Heidegger neben dem Griechischen wahrhaft denken könne, sei in Wahrheit eine kindliche Sprache, verführerisch und ohne inneres Maß.

„Deutsch hat einen großen Bauch"

Der Pariser Autor Georges-Arthur Goldschmidt über die deutsche und die französische Sprache

Goldschmidt (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Man hört, wie die Sprache lacht"

Georges-Arthur Goldschmidt

wurde 1938 als Zehnjähriger in Hamburg von seinen jüdischen Eltern in den Zug nach Florenz gesetzt. Von da gelangte er in ein französisches Kinderheim. Das Leben dort, der Kampf gegen das Heimweh, die zahlreichen Prügelstrafen und die heimliche Lust daran, die Bedrohung durch die deutschen Besatzer – das gleicht in manchem der bedrückenden Stimmung, die Louis Malle in seinem Film „Auf Wiedersehen, Kinder" zeigt, nur daß Goldschmidt den Nazi-Häschern noch gerade entging. Nach dem Krieg, seine Mutter war 1942 gestorben, der Vater überlebte die KZ-Haft nur kurz, wurde der Emigrant Lehrer in Paris. In den französisch geschriebenen Romanen „Der Spiegeltag" und „Ein Garten in Deutschland" hat Goldschmidt die Traumata seiner Jugend beschrieben. Peter Handke übertrug beide Bücher ins Deutsche, wie umgekehrt Goldschmidt die meisten Handke-Werke ins Französische übersetzt hat. Die in deutscher Sprache geschriebene Erzählung „Absonderung", die Beschreibung der Kinderheimqualen eines Opfers, das sich durch Masochismus rettet, war Goldschmidts Durchbruch auf dem deutschen Buchmarkt.

SPIEGEL: Herr Goldschmidt, Ihr Roman „Die Absonderung" ist das erste Buch, das Sie auf deutsch geschrieben haben. Nach 50 Jahren finden Sie in Ihre Muttersprache zurück.

GOLDSCHMIDT: Deutsch war für mich die Sprache der Abweisung, des Schuldigseins. Ich hatte an der „Absonderung" schon sehr lange gearbeitet, und plötzlich merkte ich, daß das auf deutsch ging. Jetzt schreibe ich das Autobiographische auf deutsch, die Träume, das rein Kreative auf französisch. Aber warum das so ist, weiß ich nicht ganz genau.

SPIEGEL: Vielleicht liegt das ja an den beiden Sprachen. Das Französische, schreiben Sie in der „Absonderung", sei Ihnen vorgekommen wie eine „Drinnensprache", eine „Eisenbahnsprache fürs Coupé", die immer ein wenig nach Stadt klinge. Das Deutsche hingegen sei eine Sprache, die „von einem Waldessaum herausgerufen" werde . . .

GOLDSCHMIDT: Das war mein Eindruck als Kind. Heute würde ich eher sagen, daß das Französische eine Abendsprache ist, in der man nach Westen blickt, immer zur untergehenden Sonne. Das Deutsche dagegen ist irgendwie eine Morgensprache. Französisch ist eine spröde, gar nicht so deutliche, eine äußerst rätselhafte Sprache.

SPIEGEL: Das klingt für uns aber auch sehr rätselhaft. Gerade die deutschen Dichter haben doch gern den Mond besungen. Ist das nicht ein bißchen viel Spekulation?

GOLDSCHMIDT: Ich sprach vom Abend, nicht von der Nacht. Ich will Ihnen einen weiteren Unterschied nennen. Wenn Archäologen in 5000 Jahren

* Mit Redakteuren Annette Meyhöfer, Nikolaus von Festenberg in einem Pariser Café.

sprachliche Dokumente finden würden, könnten sie das Deutsche sehr leicht rekonstruieren. Beim Französischen wäre das unmöglich. Man muß jemanden haben, der diese Sprache spricht. Das ist das Eigenartige. Ohne Menschen kann man das Französische nicht lernen, Deutsch können Sie allein lernen, wenn Sie einmal verstanden haben, wie das System funktioniert.

SPIEGEL: Aber keine Sprache funktioniert ohne Menschen.

GOLDSCHMIDT: Nehmen Sie zum Beispiel Heidegger, dessen Denken kommt ganz ohne Menschen aus. Bei Sartre dagegen gibt es ungefähr 500 Leute, die seine Philosophie immer wieder durchwandern, Kellner, Arbeiter, immer huscht einer vorbei. Das Französische braucht immer das tätige Subjekt, Begriffe müssen durch Personen verkörpert werden.

SPIEGEL: In Ihrem Essay über Freud und die deutsche Sprache behaupten Sie aber gerade, daß das Deutsche eine „leibliche" Sprache sei, gewissermaßen körperlich, und eben nicht abstrakt.

GOLDSCHMIDT: Das Deutsche muß be-greifen, auf-fassen, aus-drücken, wahr-nehmen. Das ist so eine allgemeine Leiblichkeit, ein räumliches Empfinden, und das Subjekt steht immer daneben. Die deutsche Sprache ist eine Sprache der körperlich-räumlichen Empfindung: hinauf, hinab, herein, heraus. Das sind diese erstaunlichen Wortkompositionen, die es nur im Deutschen gibt. Das Räumliche wird im Französischen verallgemeinert, wo es im Deutschen immer wieder hervorgehoben wird. Der Prozeß ist im Deutschen wichtiger als das Ziel. Das Deutsche ist, wenn Sie so wollen, geologisch, das Französische geographisch. Sehen Sie, wie dieses Land, Frankreich, mit diesen geraden Straßen aufgebaut ist, das ist römisch. Es ist kein Zufall, daß Handke sich so sehr für Geologie interessiert hat.

SPIEGEL: Die „Leiblichkeit" seines Sprechens ist dem Deutschen doch gar nicht mehr bewußt.

GOLDSCHMIDT: Dafür ist sie dem Schriftsteller um so mehr bewußt. Vor allem jemandem wie mir, der nicht zwischen, sondern auf zwei Stühlen zugleich sitzt.

SPIEGEL: Wie ist das für den Übersetzer Goldschmidt? Kann man einen Handke überhaupt ins Französische übersetzen, wenn die Sprachen doch ihrem Wesen nach so verschieden sind? Muß man dann nicht einen Text neu denken und neu schreiben?

GOLDSCHMIDT: Das ist die Frage, die ich mir immer gestellt habe. Ich denke mir, das Deutsche und das Französische gehen nur anders durch denselben Wald, und in der Mitte kommen sie wieder zusammen. Immer wieder, obgleich immer seltener, höre ich das Französische mich anreden und mir sagen, lieber Freund, da

Klare Sache, klarer Kopf.

Thomapyrin C Schmerztabletten helfen bei leichten und auch bei mittelstarken Kopfschmerzen. Die bewährten und niedrig dosierten Wirkstoffe der Brausetablette gelangen vollkommen gelöst in den Magen und sorgen so für schnelle, zuverlässige Schmerzbefreiung. Der hohe Vitamin-C-Anteil stärkt die körpereigenen Abwehrkräfte.

Die Kombination dieser Substanzen macht Thomapyrin C zu einem hochwirksamen und zugleich gut verträglichen Präparat. Ihr Apotheker gibt Ihnen gerne weitere Informationen.

Thomapyrin C Brausetabletten

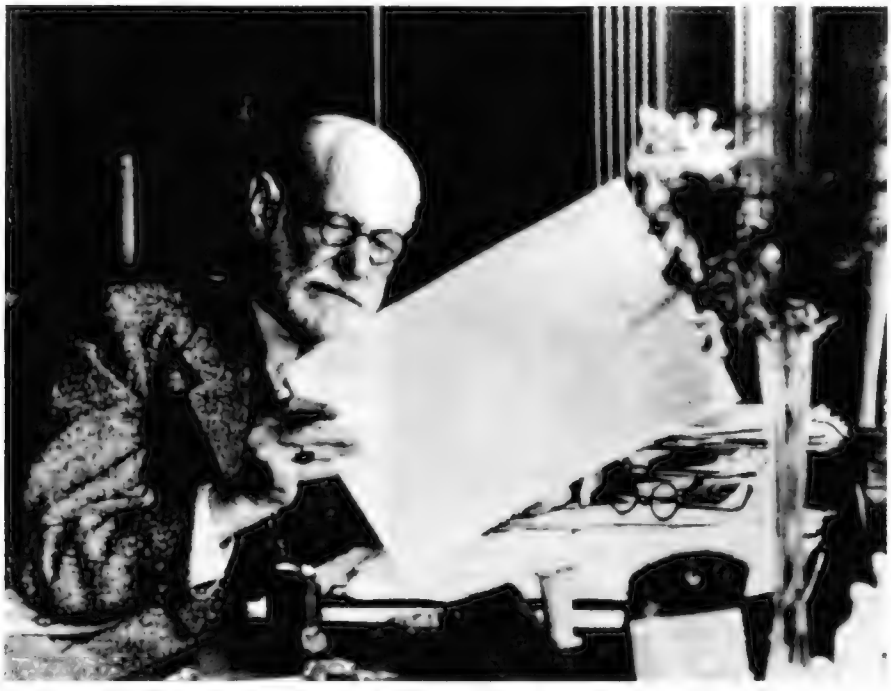
Sprudelnd gegen Kopfschmerzen.

Mit viel Vitamin C

Thomapyrin C Schmerztabletten bei leichten bis mittelstarken Schmerzen, z. B. Kopfschmerzen, Zahn- und Regelschmerzen; Fieber, auch bei Erkältungskrankheiten; Entzündungen. Bei Kindern und Jugendlichen mit fieberhaften Erkrankungen wegen des möglichen Auftretens eines Reye-Syndroms nur auf ärztliche Anweisung und nur dann anwenden, wenn andere Maßnahmen nicht wirken. Thomapyrin C Schmerztabletten sollen längere Zeit oder in höheren Dosen nicht ohne Befragen des Arztes angewendet werden. Nicht anwenden bei Magen- und Zwölffingerdarmgeschwüren und krankhaft erhöhter Blutungsneigung, z. B. auch nach Operationen und Zähneziehen, und schweren Nierenfunktionsstörungen. Das Präparat sollte nur nach Befragen des Arztes angewendet werden bei gleichzeitiger Therapie mit gerinnungshemmenden Arzneimitteln (z. B. Cumarinderivate, Heparin), bei Glucose-6-Phosphatdehydrogenase-Mangel, bei Asthmatikern oder bei bekannter Überempfindlichkeit gegen Salicylate, Paracetamol und andere Entzündungshemmer/Antirheumatika oder andere allergene Stoffe, die sich z. B. in Asthmaanfällen oder Hautreaktionen äußern können, bei chronischen oder wiederkehrenden Magen- oder Zwölffingerdarmgeschwüren, bei vorgeschädigter Niere und Leber, in der Schwangerschaft, insbesondere in den letzten 3 Monaten vor dem errechneten Geburtstermin. Nebenwirkungen: Magenbeschwerden, Magen-Darm-Blutverluste, Überempfindlichkeitsreaktionen, reversibler Anstieg der Leberwerte bei hochdosierter Dauertherapie, sehr selten Verminderung der Blutplättchen, weißen Blutkörperchen, Blutzellen; vermehrte Harnausscheidung bei höheren Dosen.

Thomae

Dr. Karl Thomae GmbH, Biberach an der Riss.



Psychoanalyse-Begründer Freud: Nur ein Sprachreporter

mache ich nicht mit. Du mußt es anders machen. Das sind immer dieselben Schwierigkeiten. Und da hört man, wie die Sprache lacht.

SPIEGEL: Da muß sie doch auch sehr laut gelacht haben, als Sie sich mit Freud beschäftigten, den Sie ja selber nie übersetzen wollten. Dafür haben Sie in Ihrem Buch ganz genau die Schwierigkeiten der Franzosen mit Freud beschrieben. Allein der berühmte Trieb . . .

GOLDSCHMIDT: Die Franzosen haben dafür sogar ein ganz neues Wort erfinden müssen, „pulsion". Weil Trieb etwas Passives hat, das französische „désir" dagegen, was eigentlich die Übersetzung wäre, aktiv ist; der Franzose begehrt, der Deutsche wird getrieben. Überhaupt tut sich der Franzose schwer mit dem Passiv. Oder nehmen Sie das Bewußtsein, im Französischen ist „conscience" zugleich Gewissen . . .

SPIEGEL: Dafür hätte ein Franzose auch nie „Das Ich und das Es" verfassen können.

GOLDSCHMIDT: Weil der Franzose das Neutrum nicht kennt. Sehen Sie, Freud war ja gewissermaßen nur ein Sprachreporter, er hatte nur genau hingehört auf das Deutsche . . .

SPIEGEL: Dann müßten die Franzosen gar nicht auf die Couch.

GOLDSCHMIDT: Freud ist der beste Beweis für die Übersprachlichkeit der Sprache. Die deutsch erfundene Psychoanalyse funktioniert perfekt mit falschen Übersetzungen. Und das ist es, was wir von Freud lernen können.

SPIEGEL: Sollen wir uns eine Sprache hinter den Sprachen vorstellen, ein bewußt oder unbewußt Gemeinsames?

GOLDSCHMIDT: Ja, Sie stehen immer hinter Ihrer Sprache. Sie und ich, wir sitzen da und haben unseren Kopf hinter unserer Sprache. Wir sitzen alle hinter unserer Sprache.

SPIEGEL: Aber wie soll man eine Welt hinter der Sprache beschreiben? Der österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein hat gesagt: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen."

GOLDSCHMIDT: Ich finde Wittgenstein das Beunruhigendste, was man überhaupt lesen kann. Da ist diese ungeheure stumme Masse, die dahinter steht. Doch wovon man nicht sprechen kann, das gibt es.

Philosoph Sartre: Immer huscht einer vorbei

SPIEGEL: Deutsche Philosophen hatten wenig Scheu, darüber zu sprechen. Die Metaphysik scheint nachgerade eine Erfindung der Deutschen.

GOLDSCHMIDT: Und das ist der große Irrtum der Deutschen. Nur weil das Deutsche sich alles erlauben kann, verwechselt man Wortspiele mit Philosophie. Heideggers Behauptung, wenn die Franzosen anfingen zu denken, dächten sie deutsch, das ist der dümmste Satz der Weltgeschichte. Das zeugt einfach von einer unverschämten Unkenntnis der französischen Philosophiegeschichte.

SPIEGEL: Aber gerade die neuen französischen Philosophen wie Jacques Derrida oder Jean-François Lyotard scheinen Heidegger beim Wort zu nehmen.

GOLDSCHMIDT: Viele französische Philosophen haben leider keine Ahnung, die können sich nicht einmal einen „Strammen Max" bestellen. Wie sollen sie da beurteilen können, was der Heidegger aufgetischt hat oder nicht. Ich habe den Eindruck, daß die Franzosen von den Deutschen angezogen werden, irrtümlicherweise, durch diese metaphysische Behäbigkeit, diesen Schwulst. Ende des 19. Jahrhunderts fingen die Deutschen an, sich exklusiv zu gebärden. Die deutsche Sprache als Ursprache, als einzige überhaupt, und dann wurde es rassistisch.

SPIEGEL: Auch an der deutschen Sprache sollte die Welt genesen.

GOLDSCHMIDT: Das war die Anmaßung der deutschtümelnden Philosophen. Die Trennung zwischen Mensch und Philosophie ist vielleicht die Katastrophe der Neuzeit gewesen. Die französischen Philosophen sind dagegen eigentlich unfähig, ihr Denken von Menschen zu trennen. Was Heidegger ihnen gerade zum Vorwurf machte.

SPIEGEL: War nicht das Deutsche, nach allem, was Sie sagen, zu dieser Art von Philosophie prädestiniert? Heidegger ein Knecht seiner Sprache, wenn auch ein herrischer?

GOLDSCHMIDT: Das Deutsche ist eine sonnenklare Sprache. Nur daß die Deutschen diese Tradition, die der Aufklärung, immer wieder vernachlässigten. Und sich verführen ließen von den un-

Macht Motoren munter:
Kraftstoff mit ESSO 100.
ESSO
100
Kraftstoffe mit ESSO 100.
Hochentwickelt
wie die neuen Motoren.
Ausführliche Informationen

Unsere Helden der Landstraße haben ein heimliches Laster: Gelhard Auto HiFi

MESSE: IFA
Internationale Funkausstellung – BERLIN – 30. August–8. September '91, Halle 3, Stand 3.01

CD-Radiokombination GXD 747 S mit integriertem 50 Watt High-Power Verstärker und 4-fach Oversampling. Das 3-Strahl-Laser-Abtastsystem des CD-Players macht ihn sogar geländetauglich. Typisch Gelhard auch der Radioteil mit modernster Empfangstechnik, 36 vollautomatischen Senderspeichern und Verkehrsfunk-Suchlauf.

Das ist Gelhard Auto Hi-Fi – beispielhaft. Alles weitere finden Sie im kompletten Gelhard-Programm und im Katalog.

Gelhard Auto-HiFi

GELHARD GmbH & Co. KG, Overhoffstr. 171, 4600 Dortmund 76 –
GELHARD (Schweiz) AG, 6002 Luzern – A: V. E. KERN Ges mbH, 1220 Wien

begrenzten Möglichkeiten des Deutschen. Dieser einzigartigen Fähigkeit, immer neue Wörter zusammenzusetzen . . .

SPIEGEL: Wie zum Beispiel „Spiegeltag", Handkes Übersetzung für den Titel Ihres Romans „Le miroir quotidien". Sprachkritiker verzweifeln zunehmend an derlei Zusammensetzungen. Die Instandbesetzung kommt auf die Verfallsliste, besonders, wenn dann noch die Anglizismen reindroppen.

GOLDSCHMIDT: Das Deutsche hat einen großen Bauch. Die deutsche Sprache kann viel mehr fressen als die französische. Davon bin ich überzeugt. Da gibt es natürlich schreckliche Wörter wie das „Konstrukt", aber der Sprachverfall ist eine Legende.

SPIEGEL: Darüber klagen doch die Franzosen genauso und bekämpfen die Anglizismen.

GOLDSCHMIDT: Das ist ein Sport in Frankreich. Die Franzosen sind stolz auf ihre Sprache. Sie sind stolz, wenn Sie keine orthographischen Fehler machen. Das zeigt, welch ungeheure Rolle die Schule in diesem Land spielt. Vielleicht ist das eine etwas lächerliche Gewohnheit aus dem 19. Jahrhundert, aber die Franzosen betrachten ihre Sprache als eine Einladung an die Menschheit.

SPIEGEL: Aber nur an den Teil der Menschheit, der die Sprache auch wirklich gut beherrscht.

GOLDSCHMIDT: Es gibt auch eine wunderbare Europäisierung der deutschen Sprache. Und auch all die Klagen über den Sprachverfall sind ein europäisches Phänomen. Früher hieß es in der Métro: Ihr Fahrschein ist von dieser Stelle ab ungültig. Jetzt heißt es nur noch: Gültigkeitsgrenze der Fahrscheine.

SPIEGEL: Ist das die neue Einheitssprache der Bürokraten?

GOLDSCHMIDT: Das glaube ich nicht. Die Sprache regeneriert sich immer wieder aus der Literatur und aus dem Argot, der Sprache der Vorstädte.

SPIEGEL: Jetzt sprechen Sie von Paris.

GOLDSCHMIDT: Aber auch in Deutschland gab es den Satz, Stadtluft macht frei. Heute habe ich das Gefühl, daß seit der Wiedervereinigung die Sätze wieder länger werden, die Sprache verschrobener wird. Das ist wieder der Morgen in der deutschen Sprache. Die große Versuchung.

SPIEGEL: Und Georges-Arthur Goldschmidt, der auf beiden Stühlen sitzen mußte, wo wird er bleiben?

GOLDSCHMIDT: Ich habe meiner Frau schon öfter gesagt, vielleicht geht es mir wie Adelbert von Chamisso, der gegen Ende seines Lebens nur noch französisch sprach. Vielleicht werde ich dann nur noch deutsch sprechen.

SPIEGEL: Herr Goldschmidt, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Editionen

Mut zum Sprung

Heidelberger Außenseiter provozieren mit einer historisch-kritischen Kleist-Ausgabe die Germanisten-Zunft.

Das Szenario könnte von ihm sein. Helden in Bedrängnis waren schließlich sein Spezialgebiet, Helden vor allem, die aus lauter Eifer für die gute Seite zu weit gehen und dann büßen müssen.

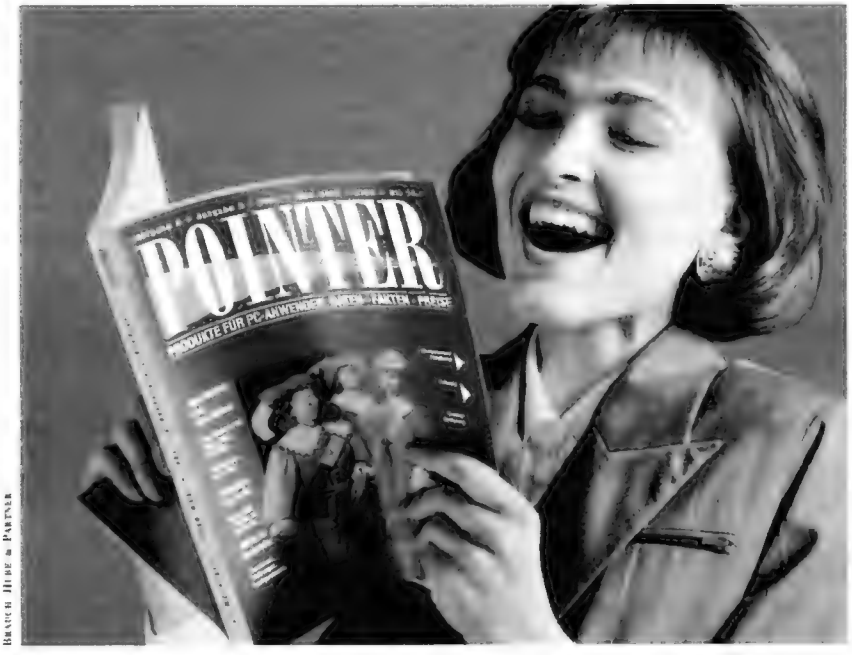
Diesmal aber gibt es Aussichten auf ein Happy-End: Die historisch-kritische Edition der Werke Heinrich von Kleists, begonnen abseits ausgetretener Philologen-Pfade, hat gute Chancen, sich gegen alle Ränkespiele der germanistischen Konkurrenz zu behaupten, ja sogar noch von der deutschen Vereinigung zu profitieren.

Zwei Hauptakteure hat das Schauspiel, dessen vorerst letzter Aufzug in einigen Tagen beendet sein dürfte. Die Heidelberger Literaturwissenschaftler Roland Reuß und Peter Staengle, beide 30 und damit in der Zunft blutjung, stellten vor vier Jahren erstaunt fest, daß seit langem eine Kleist-Ausgabe fehlt, die heutigen Maßstäben genügt. Die Texte des preußischen Secondeleutnants gelten zwar als Prüfstein für Deutungsmethoden und sind bei Interpreten entsprechend gefragt, aber überprüft hat sie lange niemand mehr. Am verläßlichsten sind fünf Bände von Anfang des Jahrhunderts, die unter Experten inzwischen einhellig als verjährt gelten. Eine neue Sichtung aller Kleist-Drucke –

Dichter Kleist
Wenig zimperlich

Mann oh Mann.

Warum hat mir bloß keiner gesagt, daß da alles über PC-Produkte drinsteht?



Jetzt ist Schluß mit dem Gejammer über den undurchschaubaren Markt für PC-Produkte. Denn ab sofort gibt es den neuen POINTER! Der POINTER ist der einzigartige Produkt-Katalog für professionelle PC-Anwender. Im POINTER finden Sie keine Eintagsfliegen, sondern nur hochwertige Standardprodukte führender Hersteller. Das schont Ihre Nerven. Und den Geldbeutel. Denn was Sie heute im POINTER sehen, ist auch morgen noch kompatibel.

Der POINTER stellt Ihnen die wichtigsten Hard- und Softwareprodukte aus der DOS-, Apple- und UNIX-Welt vor - leicht verständlich, mit allen Daten und Preisen. Der POINTER unterstützt Sie bei der Zusammenstellung komplexer Lösungen im Netzwerk- und CAD-Bereich und gibt wertvolle Tips aus der Anwenderpraxis. Kurzum: Der POINTER nennt die Fakten - damit Sie Ihre Kaufentscheidung ruhig und gelassen vorbereiten können.

Außerdem finden Sie im POINTER auch den POINTER InfoService. Und der nennt Ihnen telefonisch den nächstgelegenen PC-Fachhändler, bei dem Sie die Produkte aus dem POINTER erhalten. Damit Sie in Zukunft vor Überraschungen sicher sind.

Übrigens - den neuen POINTER gibt's jetzt für nur 12 Mark im Computer-Fachhandel, an ausgewählten Kiosken und über den Bestellschein in dieser Anzeige.

SP 35/91

Ja, ich will den POINTER!

Ich bestelle den POINTER zum Preis von 12,-DM zzgl. 2,50 DM Versandkosten gegen Rechnung.

Telefonische Bestellung:
02191/8661. Fax: 02191/80024

EDV-Buchversand Michel & Co.,
Kratzberger Straße 3, 5630 Remscheid 1

Name
Firma
Straße
PLZ/Ort
Telefon

POINTER. Die besten Seiten des PC-Markts.

Handschriften gibt es nur noch wenige – war also überfällig.

Ohne lange Sondierungen und ohne das übliche Förderungs-Geplänkel, mit geradezu kleistischem Elan stürzten sich die zwei Newcomer auf ihr Projekt. Anfangs gar nicht, später nur notdürftig finanziell gesichert, erarbeiteten sie einen Plan für die 23 Einzelbände ihrer neuen „Berliner Kleist-Ausgabe"*. Gleich fand sich auch ein passender Verlag: das noch immer als exotisch geltende, bei Editionen aber zur Avantgarde zählende Haus Stroemfeld/Roter Stern in Frankfurt, das sogar die Druckkosten trägt. In Gesellschaft einer Hölderlin-Ausgabe, die mit ihren Prinzipien der gesamten Nachkriegs-Germanistik trotzt, sollte Kleist, ebenfalls ein klassischer Antiklassiker, den ihm gebührenden Platz erhalten.

Herausgeber Reuß, Staengle: Schrecken der Zunft

Vorschußlorbeeren gab es reichlich. Als dann aber die ersten Bände erschienen waren, ging ein kritisches Donnerwetter auf die Herausgeber nieder: Ihre Entscheidungen seien nicht nachvollziehbar genug, die Texte schlecht präsentiert. Weshalb müsse jede Umwandlung eines „sey" in „sei" extra vermerkt werden, als stecke höherer Sinn dahinter? Warum blieben eklatante Druckfehler stehen, wo es höchst unwahrscheinlich ist, daß der Dichter mit dem verqueren Wort etwas habe sagen wollen? Rezensionen verbreiteten den Eindruck, hier werde schlicht gepfuscht.

Wahrscheinlich aber waren die Editions-Neulinge eher zu vorsichtig. Auch Gegner wissen, welche Courage ein Herausgeber braucht, um den Sprung ins Varianten-Gewimmel zu wagen. Jeder Einzelfall kann zu neuen Konflikten zwingen. Manch anfängliche Ungeschicktheit gestehen Reuß und Staengle, zu denen sich seit kurzem noch Walter Hettche aus München gesellt hat, auch bereitwillig ein. Sie wollen mit ihrer Ausgabe eine Diskussionsgrundlage schaffen, keine germanistische Trutzburg aufbauen. Die herbe Schelte jedenfalls hat ihren Idealismus nicht versiegen lassen.

Seit dem Frühjahr winkt dafür erster Lohn. Auf Anfrage der beiden Herausgeber hat das neue Bundesland Brandenburg sich bereit erklärt, Räume für eine Arbeitsstelle an geeignetem Platz, möglichst sogar in Kleists Geburtsort Frankfurt an der Oder einzurichten. Dort soll ohnehin eine Universität entstehen, und die Edition, die sich vom übernächsten Band an „Brandenburger Ausgabe" nennen wird, wird schon als mögliche Vorreiterin der philologischen Grundlagenforschung gehandelt.

Auch Geld gibt es, jährlich will das Bundesinnenministerium 100 000 Mark zahlen. Die Zuschüsse waren schon früher in Aussicht gestellt worden. Aber in der Konkurrenz mit dem Inselstaat West-Berlin, wo die Herausgeber zuerst angefragt hatten, blockierten sich die Geldgeber gegenseitig.

Im Gutachtergremium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), deren Unterstützung heute fast jedes größere geisteswissenschaftliche Vorhaben genießt, haben Anträge auf zwei Angestelltenposten und vier Hilfskräfte offenbar Erfolg gehabt; nur der Hauptausschuß muß im September noch zustimmen. Schließlich will sogar die Stadt Frankfurt am Main in einem Akt symbolischer Partnerschaft technisches Gerät beschaffen helfen.

Das alles ist kaum mehr als die halbe Miete. Viele schwächere Projekte werden stärker gefördert. Dennoch wird Mißtrauen verbreitet. Sogar die *Frankfurter Allgemeine*, sonst für jede Eigeninitiative zu haben, warf den Herausgebern „zwielichtige Geschäfte" vor und argwöhnte, das fachlich ohnehin umstrittene Unternehmen werde am Ende zur Pfründe forscher Westler, die wieder einmal arme Ossis über den Tisch gezogen hätten – obgleich die Brandenburg-Initiative doch eher einen neuen Beweis für den unkonventionellen Wagemut der Heidelberger liefert, die binnen kurzem zuwege brachten, was Altgedienten nicht gelungen war.

Wichtigster Wortführer der hartnäckigen Opposition gegen die Berlin-Brandenburger Kleist-Ausgabe ist der Regensburger Professor Hans Joachim Kreutzer. Zusammen mit Kollegen hatte Kreutzer, 56, langjähriger Präsident der Kleist-Gesellschaft, vor über einem Jahrzehnt bei der DFG und anderswo Gelder für eine seit den sechziger Jahren geplante „historisch-kritische" Edition beantragt und auch reichlich genutzt, ohne daß seither eine Zeile von Kleist ediert worden wäre.

Allein die Ankündigung der Großausgabe aber schreckte andere Wissenschaftler davon ab, tätig zu werden. Neuerdings hat Kreutzer seine Kollegen in einem Rundbrief davor gewarnt, das ungeliebte Konkurrenzunternehmen zu fördern – wohl ein Rückzugsgefecht.

Für Roland Reuß sind die Breitseiten aus der etablierten Kleist-Forschung Zeichen eines Generationenkonflikts, in dem es um den Dichter gar nicht mehr geht. Darauf aber möchte sich Reuß konzentrieren können: Er brächte lieber drei Bände pro Jahr statt bloß einen heraus, wie die mühseligen Korrekturgänge es momentan erfordern.

Wie auch immer: Das Heidelberger Unternehmen, so gar nicht dem akademischen Schlendrian verfallen, dürfte der Sache Kleists zugute kommen, mag es auch ständig Streit über den genauen Wortlaut geben. Kleist selbst war übrigens als Herausgeber wenig zimperlich.

Als er 1810 in den *Berliner Abendblättern* „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft", einen Aufsatz von Arnim und Brentano veröffentlichte, tat er dies nach der Maxime: „Nur der Buchstabe desselben gehört den genannten beiden Herren; der Geist aber und die Verantwortlichkeit dafür, so wie er jetzt abgefaßt ist, mir." ◄

* „Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke". Herausgegeben von Roland Reuß und Peter Staengle. Bisher 3 Bände, Frankfurt/Basel 1988ff.

EINE SORGE WENIGER, WENN IHNEN DIE KINDER AUFS DACH STEIGEN.

Buderus Ecomatic Regelgerat HS 3220

BUDERUS HEIZKESSEL MIT DEM REGELSYSTEM 3000 PASSEN SICH VERÄNDERTEN KOMFORTWÜNSCHEN PROBLEMLOS AN - Z.B. WENN IHRE KINDER UNTER'S DACH ZIEHEN.

Wenn die Kinder größer werden, wächst die Heizung einfach mit. Das modulare elektronische Regelsystem 3000 für Buderus Heizkessel macht es möglich: Einfach ein Modul austauschen, und die Regelung kann wieder ein paar Sachen mehr - z.B. einen zweiten Heizkreis für das ausgebaute Dachgeschoß regeln. Zusätzlich zu allen anderen innovativen Funktionen zum Energiesparen und Umweltentlasten. Eigentlich kinderleicht, wenn man's weiß. Nähere Informationen erhalten Sie kostenlos bei Buderus Heiztechnik GmbH, Postfach 12 20, 6330 Wetzlar 1.

Buderus
Heiztechnik

„Heilige Objekte der Evolution“

Peter Brügge über „Zufall Mensch“ von Stephen Jay Gould

Im sogenannten Burgess Shale, einer Schieferzone hoch oben in den Bergen von Britisch-Kolumbien, wurde vor genau 82 Jahren eine Fülle versteinerter Meerestiere aus dem Kambrium freigelegt. Den sensationellen wissenschaftlichen Rang der Entdekkung haben jedoch erst in den letzten zwei Jahrzehnten englische und irische Paläontologen ermittelt, die sich aufmachten, die eine halbe Milliarde Jahre alten Organismen noch einmal neu zu analysieren.

Was dabei herauskam, reicht aus, so glaubt nun der Harvard-Professor Stephen Jay Gould, die vertrauten Vorstellungen von einer stetig nach oben führenden und im Menschen gipfelnden Lebensentwicklung zu erledigen. In einer schwelgerischen Betrachtung über den Burgess Shale wirbt dieser derzeit prominenteste Paläontologe und Evolutionsforscher Amerikas dafür, die gesamte, wohl oder übel uns betreffende Naturgeschichte neu zu definieren**.

Was die kanadischen Rocky Mountains da hergaben, ist die bislang üppigste Spur höher organisierten Lebens aus dem Kambrium. Gould mißt ihr größeres Gewicht bei als der Entdeckung der Dinosaurier und der frühesten menschlichen Gebeine. Das hat etwas mit dem Zustand der Burgess-Fossilien zu tun. Noch nie sind wirbellose Tiere aus der Vorzeit so bis ins feinste Detail ihrer Weichteile inklusive Darminhalt erhalten gewesen. Darüber hinaus erregt den Paläontologen Gould die unerwartete anatomische Vielfalt und biologische Komplexität dieser Fauna aus der ersten gewaltigen Expansionsphase des Lebens auf der Erde.

Beweist das alles doch, wie schnell das aus dem präkambrischen Schlamm aufsprießende Leben sich schon zu enormer Perfektion und Diversifikation verästelt haben muß. Gould geht so weit, bei der Betrachtung der mutmaßlich bei einer kambrischen Umweltkatastrophe erstarrten Krabbel-, Kriech- und Schwimmwunder von „heiligen Objekten“ zu sprechen.

Evolutionsforscher Gould*, Opabinia (Zeichnung)
Garnele mit Rüssel und fünf Augen

Für Charles Doolittle Walcott, den ruhmreichen amerikanischen Paläontologen, der 1909 die ersten Funde von dort oben ins Smithsonian Museum von Washington gekarrt hat, waren sie das keineswegs. Er hat sie pauschal und unbedenklich für Vorläufer späterer und heutiger Arten erklärt. Und das, obwohl schon mit den damaligen Methoden erkennbar gewesen wäre, wie sehr sich die Anatomie des hier Versteinerten von allem Vergleichbaren abhob.

Von Gliederfüßlern, mit denen der Vergleich sich anbot, gibt es reichlich eine Million Arten, und sie lassen sich vier Hauptgruppen zuordnen. Doch allein zwei Dutzend der erst einmal überwiegend für Gliederfüßler oder Würmer gehaltenen Burgess-Tiere sind anatomisch soviel opulenter ausgestattet, daß sie in keine der Gruppen passen.

Beispielsweise befindet sich unter ihnen ein winziges Panzertier, das anmutet wie eine surreale Gondel auf 14 spitzen Stelzen. Hallucigenia taufte es der Wiederentdecker. Es gibt „Opabinia“, eine Art Garnele mit Rüssel und fünf Augen. Es gibt „Anomalocaris“, ein Zangentier mit kreisrundem Maul und Riesenaugen. Und es gibt ein biegsam feingeripptes Wesen, das Walcott seinerzeit für einen Ringelwurm gehalten und „Picaia gracilens“ gestempelt hat.

Jetzt erst begreifen die nachmessenden und nachschürfenden Enkel seines Fachs, daß sie es da offenbar mit dem allerfrühesten Entwurf eines Wirbeltiers zu tun haben. Gould spinnt das aus: So bald also schon sei eine Spur von dem im Schlamm gewesen, was dereinst den Menschen möglich machen sollte.

Er glaubt zu wissen, wieso der Entdecker Walcott damals seine Ausbeute derart hat mißverstehen können. Auch in dessen Kopf habe eben ein elitäres Schubladensystem die Urteile vorgegeben. Eines, das die dem Menschen genehme, weil zum Menschen heraufführende Evolutionsleiter bestätigt.

Weil „die Welt einen für uns Menschen erfaßbaren Sinn“ haben solle, darum, meint Gould, werde aus einer in Wahrheit schon sehr frühen und üppi-

* Im Burgess Shale.

** Stephen Jay Gould: „Zufall Mensch“. Hanser Verlag, München; 380 Seiten; 49,80 Mark.

SYMBOL SPANISCHER *lebensfreude*

Tio Pepe. Eine geistreiche und anregende Art,
den Zauber Andalusien's
eiskalt und voller Genuß als Aperitif
zu erleben.

From the House of
GONZALEZ BYASS

KÜHL
UND VOLLER SONNE.

TIO PEPE

EULENSPIEGEL
Die Zeitschrift für Satire, Humor und Nonsens plus ultra
Jeden Monat für 4,80 DM

UNBESTECHLICH!
ABER KÄUFLICH!

Kleingedrucktes:
Probieren Sie´s doch einfach mal! 15 DM (bar oder Scheck) an Eulenspiegel, Postfach 449, O-1017 Berlin, und schon kommt Ihnen Eulenspiegel vier Monate lang ins Haus.

☐ Ja, ich möchte ein Probe-Abo:

Name, Vorname

Straße

Wohnort

Unterschrift

SP 35

gen Verzweigung der Lebensevolution im Grunde bis heute „eine einzige Linie des Fortschritts" herausgelesen.

„Das Leben", so verlange es dieses Konzept, „beginnt mit dem Beschränkten und Einfachen und schreitet dann ständig aufwärts zu einem Mehr und, als natürliche Folge, zum immer Besseren." Selbst von den ausländischen Übersetzungen der Bücher Goulds, in denen eben diese Topographie der Aufwärtsentwicklung ad absurdum geführt wird, erschienen manche, ehe sich der Autor versah, mit Titelbildern, die wie gehabt im Menschen gipfeln.

Nun aber wird, wenn es nach Gould geht, Schluß gemacht mit dieser „törichten Vorstellung". Jene „schmuddeligen kleinen Geschöpfe von einem 530 Millionen Jahre alten Meeresboden", findet er, machen das leicht. Hallucigenia, Opabinia und besonders Picaia, das präsumtive Wirbelwesen, dürfen uns nicht Hekuba sein. Diese kambrischen Lebensbeweise mindestens ebenso wie die Gerippe der 465 Millionen Jahre später ausgelöschten Dinosaurier erteilen uns im Geiste Goulds eine Lektion zu dem großen Schicksalsthema der Evolution, das „Ausmerzung" heißt. Zahllose überaus taugliche und frühverzweigte Ansätze der Lebensevolution haben, darauf läuft das hinaus, nur deshalb nicht weitergeführt, weil ein kosmischer oder geologischer Zwischenfall sie aus dem Fitneß-Rennen herausbeförderte.

Was übrigblieb, seine Chancen behielt oder sie dann erst richtig bekam, sei, folgert Gould, mitnichten das Tüchtigere oder gar Höhere. Eher schon sei es Nutznießer eines unverdient besseren Loses in der Lotterie der Evolution.

Natürlich zielt der wortmächtige Fossilien-Kommentator aus Harvard auf uns. Ist der Mensch für ihn keine höhere Spezies mehr, so verdient er ja doch weiterhin höchstes Interesse. Gould also weist uns via Burgess Shale ein in das, was wir uns bequemen müssen zu sein: „Der Zufall Mensch". Immer wieder neu versetzt er sich so um die 500 Millionen Jahre zurück und zeigt, wie überaus unwahrscheinlich das Auftauchen von Selbstbewußtsein gewesen, wie verstiegen die Einbildung ist, so habe es kommen müssen und könne sich so noch einmal herausmutieren.

Da es uns immerhin gibt, müsse, so rechnet er andersherum, nach jener Katastrophe, über die der Burgess Shale Meldung erstattet, von der Spezies Picaia gracilens wenigstens soviel übriggeblieben sein, daß es weitergehen konnte bis zu dem Rückgrat, welches schließlich den Menschen möglich werden ließ.

Seine Phantasie bedient ihn wie eine Wünschelrute. Dazu animiert wohl das Dunkel, in dem die Paläontologen sich durch die Erdzeitalter tasten. Gould spult zurück, was er „das Band des Lebens" nennt. Jede erneute Bespielung kann nur gedacht werden wie ein pausenloses Auswerfen von 10^{24} Würfeln mit jeweils unausdenklichen schwindelerregend anderen Ergebnissen.

Es sieht aus, als schrumpfe Darwins kategorischer Leitgedanke einer fortwährend Arten formenden oder Arten verzehrenden Anpassungskonkurrenz zur Quantité négligeable angesichts der von Gould aufgeblätterten Schicksalspartitur. Die ausschlaggebende Ursächlichkeit und Richtungsbestimmung in der Entwicklung der Arten sucht er nicht mehr in den ehernen Prinzipien der Natur, sondern im Einwirken des Unbere-

Burgess-Shale-Fauna*
Schwimmwunder im Schlamm

chenbaren, Zufälligen, dessen, was er Ereignis nennt oder „Kontingenz".

In der Evolution entscheide sich letztlich alles wie in einem Roman von Tolstoi durch solche schicksalhaften Impulse, die von ungefähr und von außen kommen. Geschichtlichkeit regiere auch sie, genauso wie Kulturen und Dynastien.

„Wie ein Königreich verlorengehen kann, weil es an einem Hufnagel gefehlt hat", so Gould, bestimme „das unmittelbare Ereignis" über Aufstieg und Abgang von Arten. Fast alle seien sie wieder verschwunden, und der Mensch werde keine Ausnahme sein.

Ihm selber, sagt der krebskranke Paläontologe Gould, vermittle die Einsicht in die Verkettung unerhörter Zufälle, welche ausgerechnet unsere Art möglich gemacht habe, Freiheit, nicht Leere. So erst werde die unvermeidliche Wirksamkeit allen Handelns begreifbar, die „Erlaubnis, an der Geschichte teilzuneh-

* Rekonstruktion durch Charles E. Knight, 1940.

men". Das sei etwas, worauf „unsere Psyche reagiert".

Etwas bleibt anzumerken. Unvorhersehbare Ereignisse, sie fallen nicht nur, ja nicht einmal vorwiegend von außen ein. Es wird das Schicksal wie das Ende von Arten ausgiebig und still durch verborgene Wechselfälle und Schaltungen im Zellkern beeinflußt. Heutige Molekularbiologie, die sich auf mehr als Versteinerungen stützen kann, bietet dafür reichlich Hinweise. An ihren Erkenntnissen hat Gould wohl nicht von ungefähr vorbeigesehen.

Wenn aber Arten in sich selber, nämlich genetisch, erlöschen oder den Keim für ganz neue Arten entwickeln können, ist dann nicht doch darwinistische Auslese ausschlaggebend für die Geschichte des Lebens?

Bestseller

BELLETRISTIK

1	**Pilcher: September** Wunderlich; 42 Mark	(1)
2	**Pilcher: Die Muschelsucher** Wunderlich; 42 Mark	(2)
3	**Groult: Salz auf unserer Haut** Droemer; 36 Mark	(3)
4	**Demirkan: Schwarzer Tee mit drei Stück Zucker** Kiepenheuer & Witsch; 26 Mark	(5)
5	**Auel: Ayla und das Tal der Großen Mutter** Hoffmann und Campe; 48 Mark	(4)
6	**Forsyth: McCreadys Doppelspiel** Piper; 44 Mark	(6)
7	**le Carré: Der heimliche Gefährte** Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark	(8)
8	**Fruttero & Lucentini, Dickens: Die Wahrheit über den Fall D.** Piper; 45 Mark	(11)
9	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(9)
10	**Rinser: Abaelards Liebe** S. Fischer; 34 Mark	(7)
11	**Follett: Die Säulen der Erde** Lübbe; 48 Mark	(10)
12	**Walser: Die Verteidigung der Kindheit** Suhrkamp; 45 Mark	
13	**Dunkel: Der Fisch ohne Fahrrad** Droemer; 34 Mark	(12)
14	**Crichton: DinoPark** Droemer; 39,80 Mark	
15	**Janosch: Polski Blues** Goldmann; 24,80 Mark	(13)

SACHBÜCHER

1	**Tannen: Du kannst mich einfach nicht verstehen** Kabel; 29,80 Mark	(1)
2	**Ostrovsky/Hoy: Der Mossad** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(2)
3	**Schäuble: Der Vertrag** DVA; 38 Mark	(3)
4	**Konzelmann: Der Golf** Hoffmann und Campe; 48 Mark	(4)
5	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 39,80 Mark	(6)
6	**Scholl-Latour: Das Schwert des Islam** Heyne; 36 Mark	(5)
7	**Magnani: Eine italienische Familie** Kiepenheuer & Witsch; 38 Mark	(7)
8	**Schewardnadse: Die Zukunft gehört der Freiheit** Rowohlt; 42 Mark	(9)
9	**Przybylski: Tatort Politbüro** Rowohlt Berlin; 29,80 Mark	(8)
10	**Corazza u. a.: Kursbuch Gesundheit** Kiepenheuer & Witsch; 58 Mark	(10)
11	**Fischer-Fabian: Um Gott und Gold** Lübbe; 38 Mark	(13)
12	**Jürgs: Der Fall Romy Schneider** List; 39,80 Mark	(15)
13	**Apel: Die deformierte Demokratie** DVA; 36 Mark	(11)
14	**Mahmoody/Hoffer: Nicht ohne meine Tochter** Schweizer Verlagshaus; 44 Mark	(12)
15	**Nilsson: Ein Kind entsteht** Mosaik; 39,80 Mark	(14)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *Buchreport*

Das neue Buch des Autors von «Das Gedächtnis der Natur»

Eine naturwissenschaftlich begründete Weltsicht, die uns auffordert, von einer Haltung distanzierter Wissenschaftlichkeit zu einer teilnehmenden, direkten Erfahrung der Wirklichkeit zurückzufinden.

300 Seiten mit 17 Illustrationen
Leinen 38.–

Scherz Verlag

A FISH CALLED SWATCH. HAPPY FISH: DAS PRACHTSEXEMPLAR
AUS DER ARTENREICHEN SCUBA-KOLLEKTION 91. VERSTUMMT FRÜHESTENS IN 200 METER TIEFE.

swatch
SCUBA 200

Angst vor Rot, Gelb und Blau?

Als „bewegenden Augenblick" empfand es Direktor Wim Beeren, als jetzt das 13-Quadratmeter-Bild „Who's Afraid of Red, Yellow and Blue III" des amerikanischen Farbfeld-Malers Barnett Newman ins Amsterdamer Stedelijk Museum heimkehrte. Fünf Jahre war die durch unterschiedlich breite Blau- und Gelbstreifen gerahmte Rotfläche zu einer schwierigen Kur außer Haus gewesen. Denn Newmans meditativ gemeinte „Who's Afraid . . ."-Serie scheint Attentäter mächtig aufzureizen. 1982 zerbeulte in Berlin ein psychisch Kranker Bild Nummer IV, um einen „Beitrag zur Sauberkeit" zu leisten. 1986 ging das Amsterdamer Exemplar unter dem Linoleummesser eines Mannes in Fetzen, der nach einschlägiger Pamphletlektüre ein „Fanal gegen die abstrakte Malerei" ablassen wollte. Die Instandsetzung wurde auf Rat der Künstlerwitwe dem New Yorker Restaurator Daniel Goldreyer übertragen (Gesamtkosten: rund eine halbe Million Gulden). Hat er den Urzustand wiederhergestellt? „Schamloser Betrug!" empört sich der Amsterdamer Rembrandt-Spezialist Ernst van de Wetering. Goldreyer habe wohl das ganze Bild mit der Rolle überarbeitet. Statt „lebendiger, vibrierender Farblagen" sei eine „tote monotone Fläche" herausgekommen.

Kunstvernichter auch im Kino

Aus dem Museum ins Kino: Die Attacke auf das Newman-Bild der Nationalgalerie hat den Berliner Autor und Regisseur Heiko Schier, 37 („Wedding"), zu einer Kunstbetriebs-

Filmszene aus „Wer hat Angst vor Rotgelblau"

Komödie angeregt, die mit einer in deutschen Kinos raren Stilsicherheit und Dialog-Eleganz ihre Fäden spinnt (Titel: „Wer hat Angst vor Rotgelblau"). Von zwei Junggenies erzählt Schier, die sich zerrissen fühlen zwischen Kunst-Ernst, Karrieregeilheit und erotischer Rivalität, von einem zynisch spekulierenden Galeristen und von der Faszination, die ein pompös hofhaltender Malerfürst (dem Vorbild Markus Lüpertz frei nachempfunden) für einen geistesgestörten Kunst-Attentäter entwickelt. Aus verspielten Details baut sich das farbige Panorama der brodelnden Neo-Boheme in der vereinten Hauptstadt auf: Kino für den Kopf, konstruiert und locker zugleich, vor allem aber eines – leicht. Die Bilder übrigens, die im Gang der Geschichte zerstört werden, stammen von dem Neuen Wilden Rainer Fetting.

Der Comic zum Konflikt

Gäbe es den Nahost-Konflikt nicht, die beiden hätten sogar noch Freunde werden können. So aber hauen sich der Araber und der Jude unversöhnlich ihre Vorurteile und gelegentlich auch die Fäuste um die Ohren. Erfunden hat die prototypisch verbohrten Namenlosen Farid Boudjellal, 38, in Toulon geborener Sohn algerischer Eltern. Zwei Comic-Bände hat er schon mit den erheiternden Eskapaden seiner leicht entflammbaren Streithähne gefüllt. In Frankreich, wo die Integration arabischer Einwanderer am Widerstand ihrer ehemaligen Kolonialherren zu scheitern droht, sind die Bände längst ein Renner. Jetzt ist der erste, „Jude-Araber" (Semmel Verlach, Kiel; 24,80 Mark), auch auf dem deutschen Markt. Er spielt rund um die Rue des Rosiers, eine uralte, traditionell von Juden bewohnte Straße im Pariser Stadtteil Marais. Dort finden der Araber und der Jude in ihrem alltäglichen Schlagabtausch nur kurzfristig zu einer Abschreckungsallianz: Sie müssen feststellen, daß sich – Romeo und Julia aus dem Sinai – ihre Kinder um alte Feindbilder schon längst nicht mehr scheren.

Boudjellal-Comic

Indische Kunst landauf, landab

Als die größte Kulturaustausch-Unternehmung geplant wurde, die das Auswärtige Amt je in Gang gebracht hat, war die Bundesrepublik noch ein Stück kleiner; nun sollen die „Indischen Festspiele", organisiert vom Berliner „Haus der Kulturen der Welt", vom September bis zum nächsten Mai 35 Städte im ganzen geeinten Land erfassen. Eine Doppel-Gala in Bonn macht am 7. September den Auftakt: Im Opernhaus wird als „Leela – Spiel der Götter" ein Panorama klassisch indischer Tanzkunst und Musik gezeigt, und auf dem Marktplatz entfaltet sich „Das große Fest" eines farbensatten Folklore-Spektakels. In den folgenden Wochen schwärmen die Show-Truppen in 14 Städte aus, dazu kommen weitere Tanz-, Schauspiel- und Puppentheater-Tourneen, Symposien über Literatur, Ökonomie, Ökologie und Urbanistik, eine Film-Retrospektive mit 40 Titeln

Indische Tänzerin

aus gut 50 Jahren und eine Reihe von Ausstellungen – die erlesenste, 150 Meisterwerke der Plastik vom 3. bis zum 13. Jahrhundert, wird im Februar im Charlottenburger Schloß in Berlin eröffnet. Fazit: Eine indische Kulturreise läßt sich im nächsten halben Jahr im Zickzack durch die Bundesrepublik absolvieren.

Unglücklich hinter dem Ofen

Auch im Jahr seines 100. Geburtstags bleibt der Maler Otto Dix, Pendler zwischen Ost und West, eine unbequeme Figur. Sein vielseitiges Werk wird neu inspiziert (so von nächster Woche an in einer großen Stuttgarter Ausstellung), die Gestalt des zwiespältigen Kriegs-Schilderers und wilden Erotomanen schärfer beleuchtet.

Wohnlich zumindest konnte sie sein, die innere Emigration. Gleich 1933 war der Maler Otto Dix aus seiner Dresdner Professur gejagt worden, seine Werke hatten als „Spiegelbilder des Verfalls" am Pranger gestanden. Vier Jahre später, als die herrschenden Banausen seine „gemalte Wehrsabotage" zum Paradebeispiel „entarteter Kunst" erklärten, verfolgte Dix die Hetze aus einem ländlichen Refugium, das Züge des Herrschaftlichen, ja des Paradiesischen trug.

Seit kurzem ist die Fluchtburg öffentlich. Aus der Villa, die sich die Familie Dix 1936 mit Ehefrau Marthas väterlichem Erbe in Hemmenhofen am Bodensee bauen ließ und die der Künstler bis zu seinem Tod 1969 bewohnte, ist eine museale Gedächtnisstätte geworden.

Wer es besichtigt, muß die geschmackvolle Modernität des 400-Quadratmeter-Hauses bewundern, die riesige Aussichtsterrasse, den Traumblick auf den stromartig verengten Südwestzipfel des Sees und das nahe Schweizer Ufer. „Beatus ille homo . . .", so steht es in Gaudeamus-igitur-Latein in die Kacheln des mächtigen Wohnzimmerofens eingebrannt: Glücklich, wer hier in Frieden sitzen darf.

Nur daß sich Dix nicht eben zum Ofenhocker berufen fühlte.

Museum soll auch das bescheiden-pittoreske Wohngebäude im Geraer Stadtteil Untermhaus werden, in dem der Eisenformer-Sohn Otto Dix 1891 zur Welt kam; seine Eltern hatten dort zwei Parterrezimmer gemietet. Die Ehrung für den proletarischen Sohn der Stadt, ein Plan noch aus DDR-Tagen, ist allerdings in Verzug geraten. Die Handwerker in dem ausgekernten, innen weitgehend rekonstruierten Haus, werden sich sputen müssen, wenn es pünktlich zum 100. Dix-Geburtstag am 2. Dezember eröffnet werden soll.

Von Gera bis Hemmenhofen spannt sich der Lebensbogen einer exemplarisch deutschen Künstlerexistenz im 20. Jahrhundert, einer Gestalt, die glänzenden Ruhm einheimste und wüste Schmähungen erfuhr, aber insgesamt doch „unwahrscheinlich glimpflich" (Dix-Biograph Fritz Löffler) durch die Zeitgeschichte kam.

Dix war in beiden deutschen Teilstaaten präsent, erntete wechselnden Respekt und stieß auf unterschiedliche Vorbehalte. Er schockierte durch wahrhaft schamlose Visionen von Lust und Terror, verweigerte sich Stildogmen ebenso wie den politischen Ideologien. Auch nach der staatlichen Vereinigung haben seine hinterbliebenen Landsleute Mühe, aus vielen Widersprüchen ein

Triptychon „Großstadt" (1927/28)

Dix-Gemälde: „Du kannst dir das nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist, wenn du einem anderen das Bajonett in den

verbindliches Dix-Bild zusammenzusetzen.

„Solidarisch getrennt" – so sieht Johann-Karl Schmidt, Direktor der Galerie der Stadt Stuttgart, die Dix-Bemühungen seines Hauses und die der Dresdner Staatlichen Kunstsammlungen. Am Dienstag nächster Woche eröffnet er in Stuttgart eine Dix-Ausstellung mit rund 350 Werken aller Schaffensphasen*. Sie hätte noch merklich größer ausfallen können, hielten nicht die Dresdner ihren bedeutenden Dix-Bestand für eine eigene Präsentation im Dezember zusammen.

Dresden, die Stadt, die den Künstler Dix geprägt hatte und die ihn immer wieder zurücklockte, konnte sich unter anderem 1968 sein grausig-grandioses Hauptwerk „Der Krieg" (1929/32) sichern. Sammler und Museen in Südwestdeutschland, wo er fast das halbe Leben zubrachte, fühlten sich durch solche Nähe gleichfalls angespornt.

Außer der Stuttgarter Galerie ist, dank Privatinitiative, auch die im schwäbischen Albstadt zu einer gewichtigen Kollektion gekommen, die sie schon im Frühjahr vorgezeigt hat („Arbeiten auf Papier"). Und die kleine, aber reiche Industriestadt Friedrichshafen hat für ihr Zeppelin-Museum in zehn Jahren erstaunlich viel Dix zusammengekauft; sie demonstriert das seit voriger Woche (bis 27. Oktober) mit einem Bestandsüberblick – Entdeckungen bislang unbekannter oder verloren geglaubter Werke inklusive.

Porträt Ernst Wilhelm Lotz (1914)

Selbstbildnis mit Palette (1942)

Wanst rammeln kannst"

Porträt Martha Dix (1923)

So kommen ein expressionistisches Porträt des früh verstorbenen Dichters Ernst Wilhelm Lotz (1914), ein gnadenlos-scharf gesehener „Arbeitsloser" (1920) und ein vehement hingefetzter „Blumenstrauß" von 1923 ans Licht.

Der Katalog zur Schau läßt vorerst auf sich warten. Museumsdirektor Lutz Tittel brütet noch über einem Text, der etliche „Dix-Legenden" revidieren und verbreiteter „Schleimerei" Einhalt gebieten soll.

Schwierigkeiten damit, dem großen, aber widerborstigen Künstler eine Glorie anzupassen, haben wohlmeinende Verehrer seit je.

Allzu simpel war beispielsweise das Klischee von jenem unbeirrten Kämpfer „gegen den deutschen Militarismus, gegen Faschismus und Krieg", dem die DDR 1964 ihre Carl-von-Ossietzky-Medaille verlieh. Viele Linke in Ost und West wollten Dix gern so sehen.

Gewiß, der freiwillige Weltkriegsteilnehmer malte und ra-

* Bis 3. November. Vom 29. November an in der Nationalgalerie Berlin, später in der Tate Gallery, London, und – reduziert – in der Kunstgalerie Gera. Katalog 352 Seiten; 49 (im Buchhandel 98) Mark.

Dix-Häuser in Gera-Untermhaus, Hemmenhofen: Glimpflich durch die Zeitgeschichte

dierte nachträglich den Schützengrabenhorror so suggestiv und damit so abschreckend wie keiner sonst. Aber unübersehbar war auch „Der andere Dix" (Buchtitel 1983), ein faszinierter Nietzscheaner, der das „Teufelswerk" des Krieges zugleich als grandioses Schauspiel genossen hatte.

Von der Front schickte er einer Dresdner Bekannten rund 300 Postkarten und Briefe, ein Konvolut, das jetzt der Kunstgalerie Gera gehört und das auch zur Stuttgarter Ausstellung geht. Dix schildert darin etwa in Wort und Zeichnung die „schmerzlich phantastischen Linien", die „eigenartige, seltene Schönheit" einer Granattrichter-Landschaft. Einen Malerkollegen schockte er gelegentlich mit der Bemerkung: „Du kannst dir das nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist, wenn du einem anderen das Bajonett in den Wanst rammeln kannst."

Ein Pazifist war er also gewiß nicht. Aber auch das Image vom „ärmlichen Milieu" (Dix-Monograph Dietrich Schubert) seiner Herkunft ist korrekturbedürftig. Die Familie ließ die Enge des Otto-Dix-Geburtshauses bald hinter sich. Wie Geraer Archivstudien ergaben, erwarb der Vater 1907, nach mehreren Wohnungswechseln, für 14 000 Goldmark ein stattliches Mietshaus am anderen Ufer des Flüßchens Elster.

Dem Sohn, der 1909 mit einem Stipendium des in Gera residierenden Duodezfürsten die Dresdner Kunstgewerbeschule bezog, attestiert Museumsmann Tittel „Aufsteigermentalität". In den zwanziger Jahren ging Dix als Dandy mit Pomadenfrisur und breitkrempigem Hut. Seine Frau kam aus reichem Haus.

Soldat Dix*: Fasziniert vom Teufelswerk

Der Maler wurde zur Erfolgs- ebenso wie zur Skandalfigur der Weimarer Zeit. Aggressiv dadaistisch karikierte er Bürger, Dirnen und überlebende Kriegskrüppel, in neusachlichen Porträts entfaltete er ein „Walhalla der Durchschnittlichkeit" (so jetzt Ausstellungsplaner Schmidt im Stuttgarter Katalog). Er erhob das Sündenbabel „Großstadt" und die Schrecken des Krieges zu Themen profaner Flügelaltäre.

Die wohl nicht einmal polemisch, nur ohne Beschönigung hingemalten Alpträume des Otto Dix („Los haben wollt' ich's, sonst nichts") mußten wehrtüchtig gesinnte Deutsche tief verstören.

Als 1923 das Kölner Wallraf-Richartz-Museum den – im Nazi-Bildersturm dann untergegangenen – „Schützengraben" ankaufte, ging eine Protestwelle durchs Land. Das Museum tauschte das Ärgernis schließlich gegen weniger verfängliche Dix-Kunst ein. Um dieselbe Zeit hatte sich der Maler auch vor Gericht gegen den Vorwurf zu verteidigen, er bringe „unzüchtige Darstellungen" hervor.

Schon frühzeitig sahen Nazis bei Dix nur „nackte Freude am Gemeinen". So war es keine Überraschung, daß er nach der Machtergreifung sofort sein Amt verlor und daß bei der Razzia durch deutsche Museen 1937 seine Werke besonders eifrig und in besonders großer Zahl konfisziert wurden.

Kurzfristig meldeten sich allerdings auch Stimmen, die den unbequemen Maler auf die Siegerseite ziehen wollten. Sogar der gleichfalls geschaßte Direktor der Berliner Nationalgalerie, Ludwig Justi, wollte es „mit dankbarer

* Oben Mitte. Dresdner Atelieraufnahme (1914) vor dem Fronteinsatz von Dix (1915).

Freude begrüßen, wenn eine solche Begabung an einer ins Positive gewendeten schöpferischen deutschen Kunst mitwirkte". Ja, 1935 fand ein Kritiker, Dix habe mit Landschafts- und Familienbildern „auf neuem Boden festen Fuß gefaßt".

Tatsächlich zeigte der Künstler damals recht idyllische Motive. Und schon Ende der zwanziger Jahre hatte er sich einer Feinmalerei nach altdeutschen Rezepten zugewandt, die den neuen Machthabern durchaus hätte gefallen können, wenn nicht beispielsweise eine allegorische „Vanitas" (1932) allzu vulgär gegrinst hätte und wenn es nur jemand anders gewesen wäre, der so zu Werke ging.

„Der Dirnenmaler Dix", höhnte eine beflissene Inquisitorin, „ist im Befreiungsjahr unter die anständigen Leute gegangen." Das wurde ihm nicht

Dix-Lithographie „Hekate" (1968)
Beschwörung der Unterwelt

zugestanden. Aktenvermerk eines Bonzen: „Lebt das Schwein immer noch?"

Bemerkenswert ist immerhin, daß Dix – anders als beispielsweise die Expressionisten Nolde und Schmidt-Rottluff – nicht mit Malverbot schikaniert wurde. Bis 1937 konnte er gelegentlich sogar noch in Deutschland ausstellen. Käufer für seine Bilder gab es weiterhin. Aus der Idee des Außenministers Ribbentrop, sich von Dix malen zu lassen, wurde zwar nichts (wohl weil dem Künstler die Sache mißfiel), aber der Erbprinz Reuß etwa, Chef des 1918 entmachteten Geraer Fürstenhauses, bestellte mehrfach aus dem Hemmenhofener Atelier und empfahl die Quelle auch im Familienkreise weiter.

Beklemmender Zwischenfall: 1939, nach dem Münchner Attentat auf Hitler, wurde Dix als angeblich Verdächtiger für zwei Wochen inhaftiert, sein

Zu Ihrer Information: Nachfüllbare Filz- und Faserschreiber sind umweltfreundlich. **Das heißt nicht,** daß sie häßlich sind.

Uns von edding liegt es auch fern, unsere nachfüllbaren Filz- und Faserschreiber „Öko-Stifte" oder „Bio-Marker" zu nennen.

Das Aussehen unserer umweltfreundlichen Schreiber variiert nur insofern, als daß es zum Beispiel klassisch, zeitlos oder modern, edel, fröhlich oder seriös sein kann, je nach Modell. Aber nicht nur das.

Wir verwenden zur Herstellung unserer Schreibgeräte umweltneutrale Kunststoffe sowie recyclingfähiges Aluminium und setzen immer auch immer weniger aggressive Lösungsmittel ein. (Außerdem sind wir laut dem Marktforschungsinstitut GfK absoluter Marktführer bei nachfüllbaren Filz- und Faserschreibern).

Also – umweltfreundlich heißt nicht unansehnlich. edding bietet Ihnen 29 nachfüllbare Modelle an.

(In Ordnung: sollten Sie für Spezialanwendungen Einweg-Spezial-Marker von uns benötigen, die aus technischen Gründen nicht nachfüllbar sein können, so tun Sie es verantwortungsbewußt und geben Sie die leeren Schreibgeräte zum Sondermüll).

Sie möchten sich die Modelle gerne ansehen? Dann schreiben Sie uns. Sie können außerdem eines der Kästchen ankreuzen:

☐ Ich mag es edel.
☐ Ich mag es anders.

Name _____

Straße _____

Ort _____

edding

. . . DIE LÖSUNG FÜR MENSCH UND UMWELT.

edding AG, Bookkoppel 7, W-2070 Ahrensburg
Tel. 041 02/808-0, Fax 041 02/808 169

Gemälde mit Collage „Die Skatspieler" (1920)

Dix-Werke: „O lieb, solang du lieben kannst"

Gemälde „Grabenkrieg" (1932)

Haus in Hemmenhofen wurde durchsucht.

1945 hätte das Elend ein Ende haben sollen, doch nun sah Dix sich vollends „zwischen den Stühlen" sitzen. Im Westen wirkte seine reichlich zahm gewordene Gegenstandsmalerei veraltet, östliche Aufpasser mahnten ungeduldig, der Künstler möge sich endlich „einmal dem Thema des neuen Menschen, der neuen Gesellschaft zuwenden" (*Sächsische Zeitung*, 1950).

Dix stellte sich taub. Kultureller Klimawechsel machte ihn dann trotzdem zum „Verbündeten der Arbeiterklasse" (*Thüringische Landeszeitung*, 1966). Doch wenn er seit 1949 jährlich für ein paar Sommerwochen nach Dresden fuhr, so tat er das offenbar nicht, um dem System seine Reverenz zu erweisen. Er druckte Lithographien an seiner alten Wirkungsstätte, in der Kunsthochschule, und er wohnte bei seiner Geliebten Käthe König.

Dix und die Frauen – das ist ein unerschöpfliches, meist mit viel Diskretion behandeltes Thema. Der Legendenkiller Tittel in Friedrichshafen will auch dazu einiges sagen.

„Eigentlich", so hatte schon Frontsoldat Dix seine Hauptthemen kühn und ziemlich holprig verknüpft, „wird im letzten Grunde bloß aller Krieg um und wegen der Vulva geführt."

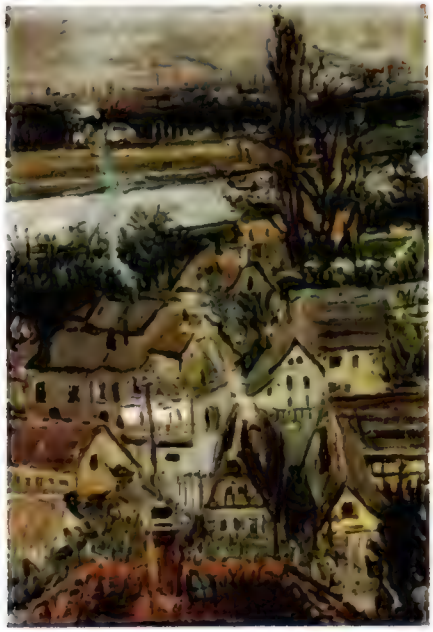
Das „Göttliche Dreieck" (Werktitel 1918) erscheint als Idol und Fetisch. Auf dem rechten Flügel des „Großstadt"-Triptychons tritt eine Kokotte in aufklaffendem rosa Kleid und rahmendem Fuchspelz als wandelnde Scham ins Bild. Ihre Hand weist, mit dem Gestus eines berühmten Dürer-Selbstporträts, blasphemisch auf die Spalte wie ein Schmerzensmann auf seine Seitenwunde.

Unter den Krüppeln, die nach Erlösung durch solche Mysterien gieren, trägt einer, auf dem linken Flügel, die Züge von Otto Dix. Und auf der Schädeldecken-Prothese eines der verunstalteten „Skatspieler" von 1920 zeichnet sich als seine Obsession ein kopulierendes Paar ab.

Mit dem Ehemann Dix hatte Frau Martha, die ihm drei Kinder gebar, kein ruhiges Leben. Im Stuttgarter Ausstellungskatalog nennt Forscher Rainer Beck den Maler ein „sexuelles Raubtier", Eingeweihte raunen von der phänomenalen Rüstigkeit noch des alten Herrn (Dix 1920: „O lieb, solang du lieben kannst").

Ins „Spätwerk" datiert die bevorstehende Friedrichshafener Katalogpublikation auch zwei Zeichnungen sowie einen Brief von Dix, die dem Zeppelin-Museum gehören.

Gemälde „Vanitas" (1932)



Gemälde „Blick auf Radebeul" (um 1910)

Die in Bleistift und Kugelschreiber ausgeführten Zeichnungen stellen Frauenakte dar, in großen Partien flüchtig, aber – so Autorin Christa Häusler – „unter Berücksichtigung aller anatomischen Gegebenheiten" einer „übergroßen Vulva" in ihrer „blut- und lebensdurchpulsten Schönheit". Einmal merkt der Künstler rückseitig an, die Figur sei ihm etwas mißlungen, das entscheidende Motiv aber „herrlich plastisch" geraten. Im anderen Fall spricht er davon, daß er „knien" und „anbeten" möchte. Ähnlich unverblümt beschwört der Brief sexuelle Erinnerungen.

Intime Schreiben, oft mit ein- oder beigefügten Zeichnungen, soll Dix seit 1933 „nahezu täglich" (Häusler) an Käthe König in Dresden geschickt haben. Eine große Menge davon ist beim Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg unter Verschluß. Und noch anderen Adressatinnen hat der Erotomane ähnlich geschrieben.

Dix' Bekanntschaft mit Käthe König (1901 bis 1981) reichte bis 1927 zurück, in die Zeit seiner Berufung an die Dresdner Akademie. 1939 soll die bei Gericht angestellte Gefährtin Material, das den plötzlich inhaftierten Dix hätte belasten können, weggeschafft haben.

Gouache „Rue Versailles" (um 1916)

Im gleichen Jahr kam die Tochter Katharina zur Welt.

Offenbar hatte Dix durchaus Familiensinn, nur eben doppelt. Er verleugnete die Dresdner Beziehung keineswegs und wurde zum Ost-West-Pendler in privater Sache. Wegen der Liebesbotschaften, die er in Hemmenhofen verschickte und empfing, steuerte er bei seinem allmorgendlichen Gang durchs Dorf erst einmal die Post an, bevor er fällige Einkäufe unternahm. Noch sein Sarg ist, gemäß testamentarischer Verfügung, feierlich diesen Weg getragen worden.

Seltsam genug rutscht mit den obszönen Stricheleien der Akt aus der offiziellen Produktion ins Private weg. Daß Dix die Blätter sorgfältig bearbeitete und auch kritisch-ästhetisch bewertete, spricht dafür, sie zu seinem Werk zu rechnen. Damit ist nicht gesagt, man müsse sie besonders hoch einschätzen.

Aber schwankende Qualitätsurteile sind für den Dix-Betrachter nichts Ungewohntes. Expressive Kriegsvisionen, Dada-Grotesken, kühl-sachliches Porträt-Walhalla, selbst akademisch „spitzpinselige" Schützengraben-Schrecknisse – soweit reicht die ziemlich allgemeine Hochschätzung.

Doch ob auch der erzwungene Rückzug auf die Bodensee-Idylle („Ich war verurteilt zur Landschaft"), ob die lange Reihe altdeutsch inspirierter Heiligenszenen mit Antonius und Christophorus gleichermaßen zu würdigen sei, das kann bezweifelt werden. Seinerzeit hatten solche Bildmetaphern das Gerücht genährt, der Künstler sei Katholik geworden.

Dix, der sich 1942 sinnend in Malerfürstenpose vor rotem Vorhang und gewittriger Landschaft (Interpretenprosa: „Blick auf Stalingrad") darstellt, vermeidet durch traditionsgesättigte Motivik den offenen Konflikt mit der NS-Macht. Man kann aber auch sagen: Er arbeitet weiter, „ohne politische Zugeständnisse" zu machen.

So formuliert es der Stuttgarter Museumsmann Schmidt, der die ständigen Stilwechsel des Malers als einzig angemessene Antwort auf die „Unmöglichkeit" deutet, den „Typus des Künstlers als bürgerliches Originalgenie überleben zu lassen". Die „Höhe seiner künstlerischen Auffassung" habe „unter äußerem Druck nicht gelitten". Das wird in der Ausstellung wieder einmal zu diskutieren sein.

Das Nachkriegsschaffen des Malers erscheint allerdings auch Schmidt in trübem Licht. Er sieht sein „Weltbild undeutlich" werden, seine Gestaltungskraft in „verzagten Leidensbildern" dahinschwinden. Doch ganz zum Schluß, als Dix schon von einem ersten Schlaganfall getroffen worden war, brachte er überraschend Unterweltgottheiten („Hekate") und gleichsam zerfließende Selbstporträts von rüder Ausdruckskraft aufs Papier.

Im Hemmenhofener Dix-Haus, das die Gemeinde langfristig von den Erben gemietet hat und das ein rühriger Förderkreis mit den Werkleihgaben, Dokumentationen und Souvenirs füllt, sieht es beinahe aus, als sei der Meister nur mal eben vor die Tür gegangen. Im Atelier hängt sein Malerkittel, ein farbenüberkrusteter Klappstuhl steht bereit, auf der Staffelei scheint ein freundliches Blumenstrauß-Bild seine Vollendung zu erwarten.

Wer daran keinen Gefallen findet, dem bleibt immer noch die Aussicht in den Garten. ◄

Wir sind so gut

wie die Nr. 1*

dank Videobandeinmessung

***VS-F 600:**
die Nr. 1 aller VHS-Videorecorder dank Videobandeinmessung I-HQ
urteilten die größten deutschen Fachzeitschriften

video — SEHEN WAS SPASS MACHT! — Heft 02/1991

VIDEO magazin — Heft 03/1991

HIFI VISION — Heft 12/1990

VS-F 600: Der erste Videorecorder mit **I-HQ.**
Dem Videoband-Einmeßcomputer zur Optimierung der Aufnahme und Wiedergabe in nie dagewesener VHS-Qualität.

Mehr darüber bei Ihrem AKAI-Fachhändler oder bei AKAI Deutschland GmbH, D-6073 Egelsbach

VS-F 500: HiFi-Videorecorder mit Videobandeinmessung I-HQ
DX-4-Kopf, Top-Videotext, 5fach Shuttle-Funktion

VS-F 420: Videorecorder mit Videobandeinmessung I-HQ
DX-4-Kopf, Top-Videotext, Jog-Shuttle-Funktionen, Nachvertonung

VS-F 300: Videorecorder mit Videobandeinmessung I-HQ
DX-3-Kopf, Top-Videotext, 5fach Shuttle-Funktion

VS-F 200: Videorecorder mit Videobandeinmessung I-HQ
Blitzstart, Bildsuchlauf mit 3fach-variabler Geschwindigkeit

VIEL VERGNÜGEN.

AKAI
HIFI & VIDEO & TV

„Der Pianist spielt, was er kann“

SPIEGEL-Interview mit dem Schriftsteller Jewgenij Popow über den Putsch und die russische Intelligenz

Popow, 45, gehört zu den wichtigsten Vertretern der neueren russischen Literatur. 1979 wurde er als Herausgeber eines unabhängigen Almanachs aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen. In dieser Woche erscheint Popows Roman „Das Herz des Patrioten“ im S. Fischer-Verlag.

SPIEGEL: Herr Popow, wie haben Sie auf die Nachricht vom Triumph über die Putschisten reagiert?

POPOW: Mit einem unbeschreiblichen Freudengelage in internationaler Runde.

SPIEGEL: Hat irgend jemand in Moskau, als Sie vor zwei Wochen nach Deutschland abreisten, einen Putsch kommen sehen?

POPOW: Ich kann die Frage am besten mit einem Volksmärchen von Leo Tolstoi beantworten. Da treiben Kinder Schafe auf die Weide. Ein Junge ruft plötzlich „Wölfe“, und alle verstecken sich blitzschnell. Noch einmal schlägt er Alarm, wieder verstecken sich alle. Beim dritten Mal glaubt ihm schon niemand mehr – und in diesem Augenblick fallen die Wölfe über die Kinder her.

SPIEGEL: Der reaktionäre Teil der russischen Intelligenz hat seit langem einen Umsturz gefordert, wie er jetzt versucht wurde. Zuletzt hatte Ihr sibirischer Landsmann Walentin Rasputin, ein international angesehener Schriftsteller, gemeinsam mit anderen in einem Appell der *Sowjetskaja Rossija* am 23. Juli dazu aufgerufen.

POPOW: Die Intelligenzija ist keine militärisch geschlossene Truppe. Aber daß Rasputin – kein Stümper, sondern ein echter Schriftsteller – solche Positionen einnimmt, ist sehr traurig. Seine politischen Ideen sind in letzter Zeit leider ziemlich verrückt geworden.

SPIEGEL: Was heißt das?

POPOW: Er vertritt eine Art National-Bolschewismus. Ich kenne ihn seit Jugendzeiten. Er war früher ein nachdenklicher, stiller, sympathischer Mensch. Aber seitdem er zweimal von Kriminellen überfallen und lebensgefährlich verletzt wurde, hat er sich in einen Fanatiker verwandelt.

SPIEGEL: Glauben Sie, er hätte sich bei einem Erfolg der Putschisten beispielsweise als Kulturminister zur Verfügung gestellt?

POPOW: Ich fürchte, er hätte nicht gezögert, ein solches Angebot anzunehmen.

SPIEGEL: Repräsentativ für die russischen Schriftsteller ist er jedenfalls nicht?

POPOW: Gott sei Dank nicht. Sogar Wiktor Astafjew – ein anderer im Westen bekannter Schriftsteller, den man politisch oft in einen Topf mit Rasputin wirft – hat sich scharf gegen den erwähnten Appell gewandt und ihn als „faschistisch“ bezeichnet.

SPIEGEL: Wie steht es mit Solschenizyn? Seine tiefe Skepsis gegenüber dem Liberalismus und sein großrussischer Nationalismus lassen ihn nicht unbedingt als mustergültigen Demokraten erscheinen.

Autor Popow
„Intellektuelle sind wie Kanarienvögel“

POPOW: Ich habe kürzlich in Turin einen Vortrag zum vielleicht etwas unerwarteten Thema „Solschenizyn und der Humor“ gehalten. Da habe ich gesagt, daß vieles von dem, was man für Ansichten des Publizisten Solschenizyn hält, einfach die Phantasien eines Schriftstellers sind. Er ist schließlich kein Politiker, sondern Literat.

SPIEGEL: Haben die Anhänger der Perestroika im Schriftstellerverband die Mehrheit?

POPOW: Der Schriftstellerverband hat ungefähr 11 000 Mitglieder, darunter schätzungsweise ein Drittel Funktionäre und sehr viele Schriftsteller, denen es einfach an Talent fehlt. Ein schlechter Schriftsteller muß kein Reaktionär sein, aber natürlich ist dieser Verband von seiner Geschichte belastet. Er wurde ja 1934 mit dem erklärten Ziel gegründet, jede Art von Pluralismus auszulöschen. Er diente fortan als Ministerium der Wahrheit, um mit Orwell zu sprechen.

SPIEGEL: Gilt das noch immer?

POPOW: Nein. Seit 1988 gibt es keine Funktionäre mehr, die den Schriftstellern Themen und Stil vorschreiben.

SPIEGEL: Wieweit decken sich eigentlich die Interessen der liberalen Intelligenzija mit denen der Gesamtbevölkerung? Den einen geht es um die Freiheit des Wortes, die anderen brachten die Perestroika bislang oft eher mit der Verschlechterung ihres Lebensstandards in Verbindung.

POPOW: Die Art, wie die Menschen den Putsch zum Scheitern gebracht haben, hat doch gerade gezeigt, daß die Leute keine eng materielle Vorstellung von Freiheit haben.

Und was im Westen vielleicht übersehen wird: Während der Jahrzehnte der Stagnation hat sich eine neue Intelligenzija herausgebildet, die nur sehr schwer vom Volk zu trennen ist. Denn die inzwischen bekannten und populären Schriftsteller, deren Werke erstmals in der Perestroika-Ära veröffentlicht wurden, arbeiteten in den langen Jahren davor als Heizer, Wächter oder einfache Arbeiter.

Ich bin ziemlich viel auf Reisen in Rußland. Dabei habe ich festgestellt, daß die Leute den unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Unterdrückung politischer Freiheit und der Abwesenheit von Fleisch und Butter in den Geschäften sehr genau verstehen. Warum sonst haben die Bergarbeiter im Kusbass nach dem Putschversuch augenblicklich dem Streikaufruf Jelzins Folge geleistet?

SPIEGEL: Könnte diese Erfahrung positive Folgen haben?

POPOW: Ja, jetzt kann sich eine ganz neue Wertschätzung der Intelligenzija entwickeln. Aber natürlich finden sich immer Demagogen, die das Volk und die Intelligenzija mit antisemitischen oder fremdenfeindlichen Parolen gegeneinander ausspielen wollen.

SPIEGEL: Die Verteidiger des russischen Parlaments haben „Rußland“ gerufen, nicht „Demokratie“ oder „Freiheit“. Ist das nationale Element stärker als das demokratische?

POPOW: Diejenigen, die „Rußland“ gerufen haben, fühlen sich als Russen in

Wer? Wie? Wann? Wo? 1990

Alle wichtigen Antworten standen im SPIEGEL. Man findet sie rasch und unkompliziert mit dem SPIEGEL-Register 1990.

Auf 166 Seiten enthält es 44 573 Verweisungen auf Namen und 12 723 auf Sachbegriffe – jeweils mit Heftnummer und Seitenzahl.

Wer den SPIEGEL sammelt, um ihn als erschöpfende Informationsquelle und als Nachschlagewerk zur Zeitgeschichte jederzeit nutzen zu können, braucht das SPIEGEL-Register. Es sichert den schnellen, gezielten Zugriff auf die Fakten.

Das SPIEGEL-Register 1990 kostet DM 15,– (inkl. Inland-Porto). Die Auflage ist limitiert. Lieferung gegen Vorkasse. Zahlungen bitte per Überweisung auf das Postgirokonto Hamburg 19224-203 (BLZ 200 100 20) oder per Verrechnungsscheck – jeweils mit dem Bestellvermerk „Register '90".

SPIEGEL-Register der Jahrgänge 1984, 1986, 1988 und 1989 können Sie für jeweils DM 15,– ebenfalls direkt beim Verlag bestellen. Register der Jahrgänge 1948 bis 1983, 1985 und 1987 liefert für DM 19,80 je Exemplar (plus Porto und Verpackung): Spodat · S, Schwalbenstraße 15, W-8011 Baldham.

DER SPIEGEL

SPIEGEL-Verlag Vertriebsabteilung
Postfach 11 04 20 W-2000 Hamburg 11

dem Sinn, daß sie keine Lagerinsassen sind, keine Kommunisten, keine Idioten mit Maschinengewehren. Sondern Angehörige einer europäischen, zivilisierten Nation, die das intellektuelle Schicksal hat, wie ein Puffer zwischen Ost und West zu liegen. Bürger einer Nation, die die Weltkultur in sich aufnimmt und ein genaues Gespür für ihren eigenen Platz in dieser Weltkultur hat.

SPIEGEL: Der Putsch ist verblüffend schnell zusammengebrochen. Was nun?

POPOW: Paradoxerweise wird dieser Putsch, da er so kläglich gescheitert ist, die Demokratisierung wohl entscheidend voranbringen. Die Menschen haben ein neues Selbstbewußtsein gewonnen, und das russische Volk hat bewiesen, daß es ein ganz anderes geworden ist.

SPIEGEL: Gorbatschow ist in sein Amt zurückgekehrt. Glauben Sie, daß er auch an der Macht bleiben wird?

POPOW: Ich persönlich denke, daß er in Zukunft eher repräsentative Aufgaben wahrnehmen wird. Er hat, wie ein Januskopf, immer in zwei Richtungen gleichzeitig geblickt: auf die kommunistische Partei und auf die Bevölkerung. Das hat ihn viele Sympathien gekostet, auch wenn ihm während seiner Gefangenschaft jetzt Mitgefühl entgegengebracht wurde.

SPIEGEL: Schon nach den blutigen Militäraktionen im Baltikum Anfang des Jahres haben die russischen Intellektuellen in ihrem „Aufruf der 116" Gorbatschow doch eigentlich abgeschrieben?

POPOW: Ich gehörte zu den Unterzeichnern. Die Intellektuellen haben vielleicht eine besondere Witterung für soziale Gefahren. Sie sind wie Hunde oder wie Kanarienvögel, die man in Schächte hinabläßt, damit sie spüren, ob dort giftige Gase austreten.

Bei aller Kritik an Gorbatschows Doppelgesicht sollte man eines aber nicht vergessen: Allein schon die Tatsache, daß jener Brief gegen Gorbatschow in der Sowjetunion veröffentlicht werden konnte, ist ein Verdienst der Politik Gorbatschows.

SPIEGEL: Hat Ihrer Meinung nach die liberale Intelligenzija als Motor der Perestroika auch Fehler gemacht?

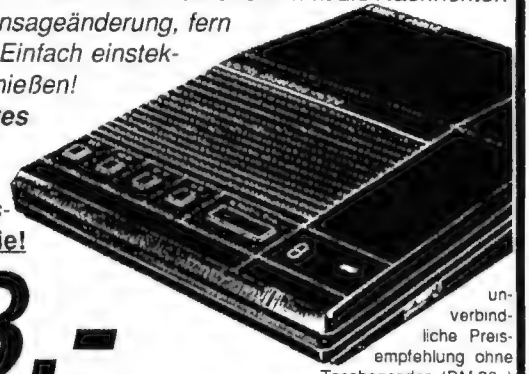
POPOW: Wir haben viele Fehler gemacht. Zum Beispiel wurde zuviel Zeit auf die Diskussion von im Moment nebensächlichen Fragen wie Nationalismus oder Kosmopolitismus verschwendet, statt alle Kräfte auf den Kampf gegen den Totalitarismus zu konzentrieren.

Aber was die Kritik an fremden Fehlern betrifft, möchte ich an einen Hinweis erinnern, der einst in den Saloons des Wilden Westens plakatiert war: „Auf den Pianisten wird nicht geschossen. Er spielt das, was er kann."

Anrufbeantworter?

... verlieren Sie nicht länger wichtige Anrufe durch ein endlos klingelndes Telefon! Unser postzugelassenes ***Modell 2760*** *mit Fernabfrage und vielen wichtigen Extras informiert Ihre Anrufer bis 28 Sek. und nimmt die Nachrichten auf Band. Zeitspeicher, Fernansageänderung, fern ein/aus usw. gegen Aufpreis! Einfach einstekken und die neue Freiheit genießen!*

Deutschlands meistverkauftes Gerät, denn kein anderes *bietet bei diesem günstigen Preis einen solchen Leistungsumfang* **+ 12 Monate Garantie!**



unverbindliche Preisempfehlung ohne Taschencoder (DM 38,-)

nur 198,-

Oft ausverkauft - jetzt wieder erhältlich im preisbewußten Fachhandel oder z.B. bei Karstadt, OTTO, STINNES Baumarkt, PHOTO PORST, METRO, Kaufhof, Allkauf, Horten, Hertie, Massa, A-Z, Wegert, Völkner, PC-Computer, Brinkmann, Schaulandt, Wertkauf **und GTT TELEFONPALAST, Hauptstr.30, W-1000 Berlin 62, 030-7843062** oder **Schnellversand** mit 10 Tagen Umtauschrecht - einfach anrufen: 04154-807533!

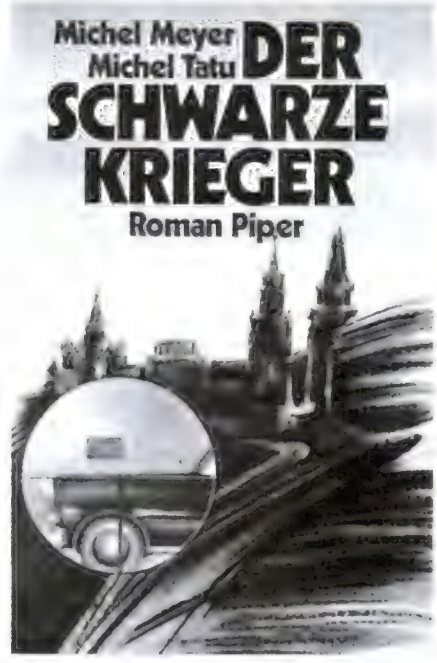
CODE-A-PHONE

Kompetenz durch über 14 Millionen Anrufbeantworter seit 1957 !

Thriller

Drehbuch für den Putsch

Zwei französische Journalisten haben es – in einem Roman – vorher gewußt: Der Staatsstreich gegen Gorbatschow wird stattfinden und scheitern.



Staatsstreich-Thriller
Kreml konspirativ

Während der Generalsekretär, genannt „Gensek", in seiner Schwarzmeer-Datscha Ferien macht, ruft in Moskau ein slawophil-militärisches Rettungskomitee den „Notstand" aus.

Bei einem nächtlichen „Saufgelage" hatten die Verschwörer alle Maßnahmen verabredet: Der von einer neuen Leibwache in Schach gehaltene Gensek wird für „krank" erklärt; Demonstrationen und Versammlungen von mehr als fünf Personen werden verboten, Streiks ebenso; die Medien werden durch Zensur „normalisiert", Parlament und Parteien kaltgestellt – Schluß mit der Demokratie und der „hemmungslosen Propagierung westlicher Werte".

Buchautoren Tatu, Meyer: „Sie haben es gewußt"

Doch der von militärischen Eliteeinheiten unterstützte „Putsch" mißlingt. Der Gensek, den seine Gegner „Hochstapler" und „georgischer Cowboy-Freund" schimpfen, läßt sich großmütig zur Rückkehr nach Moskau bewegen („unser bester Trumpf im Ausland"). Ein Teil der Verschwörer begeht Selbstmord, ein anderer wird gewaltsam gebeten, sich „ins Jenseits zurückzuziehen". Militär und Geheimdienst KGB sind geschwächt – was wird der Genosse Gensek, gestählt durch eine „weltweite Pressekonferenz", mit seiner „neuen Macht anfangen"?

Was wie eine Nacherzählung des jüngsten Putschversuchs gegen Gorbatschow wirkt, wurde im Frühjahr 1990 in Paris unter dem Romantitel „Le Frère rouge" („Der rote Bruder") veröffentlicht und erschien in diesem Jahr auch auf deutsch: „Der schwarze Krieger"*. Der verblüffte Leser wird den Eindruck nicht los: Nach diesem Drehbuch wurde der Coup gegen den sowjetischen Staatspräsidenten geplant.

Hätten sich die Verschwörer noch etwas penibler an den Text gehalten, so wäre ihnen der Staatsstreich vielleicht sogar gelungen – in dem Thriller von Michel Meyer und Michel Tatu wird, anders als in der Moskauer Wirklichkeit, der „Radikalreformer" Beresin, sprich: Jelzin, rechtzeitig, im Gewirr einer Massendemonstration, erschlagen.

Das frappierend prophetische Werk, eigentlich ein dokumentarisches Sachbuch in Romanform, beantwortet auch schon die Frage, ob Gorbatschow das Notstandsdrama heimlich selbst inszeniert habe: Genosse Gensek, bereits bei einer Kremlbunker-Krisensitzung kurz vor dem Putsch „merkwürdig unbeteiligt", hat den Aufstand wie auch das Scheitern desselben angezettelt, um die starren Apparate endlich auszuschalten und „neue Machtstrukturen diktieren" zu können.

Das wäre dann Gensek-Gorbatschows „kopernikanische Revolution als Manipulator". Allzu wild spekuliert? Vielleicht.

Allerdings wurde erst unlängst, anläßlich einer Buchpräsentation vor Bonner Journalisten, die ganze Story als phantastisch „übertrieben" abgetan – im Agentenjargon, wie ihn der Roman ausführlich archiviert: „auslaufender Schädelsaft". In Deutschland blieb das Buch denn auch bisher ein Ladenhüter.

In Frankreich werden die Autoren längst als Wahrsager mit erstaunlichen Detailkenntnissen gefeiert – im Fernsehen ebenso wie in einer aufwendigen Werbekampagne des Verlags Albin Michel. Publicity-Motto: „*Sie* haben es gewußt."

Wer sind die Wissenden? Tatu, 58, war für *Le Monde* zwölf Jahre Korrespondent in Moskau und Osteuropa; er gilt als guter Bekannter von Gorbatschow. Meyer, 48, hat elf Jahre für den französischen Sender Antenne 2 aus Deutschland berichtet und war von 1986 bis 1989 Nachrichtenchef bei Radio France.

Das Buch ist nicht nur als prognostischer Glückstreffer bemerkenswert. Auch nachdem die Realität es eingeholt hat, bieten zumal die vielen Dialoge atemraubende Lesemomente.

Der kumpelhaft dumpfe Zynismus in Politbüro oder Zentralkomitee; jene stiernackigen Funktionärsgreise, deren sanftes Lächeln die Rattenlust auf die nächste Intrige verrät; das psychische „Bunkersyndrom" der einsamen Herrscherclique; die qualmige Endzeitstimmung bei den Endlos-Sitzungen einer Männerriege, die ihren Regime-„Besitz" zugleich der Geheimpolizei und der kaukasischen Mafia verdankt; die Henkersprache von Leuten, denen das Liquidieren prominenter Feinde lediglich als „feuchte Angelegenheit" gilt; der notorische Selbsthaß von Agenten, die ihre Freunde verraten; die grotesken Gewaltphantasien erzreaktionärer Vaterlands-Priester, die „schwarze Krieger" heißen – all dies gewinnt eine beklemmende Nähe.

Der konspirative Dschungel ist präzise beschrieben, Orwells „1984"-Vision beinahe ebenbürtig. Verunglückte Metaphern wie jene „Frustrationen", die irgendeinem Beklagenswerten „um die Ohren knallen", stören nur gelegentlich.

Auf der Moskauer Buchmesse, die am 3. September eröffnet wird, soll die russische Übersetzung des famosen Putsch-Drehbuchs dem Helden der Geschichte überreicht werden: Michail Gorbatschow. ◄

* Michel Meyer/Michel Tatu: „Der schwarze Krieger". Piper Verlag, München; 336 Seiten; 38 Mark.

Zelda.

Die Belle Epoque lebt.

Ein Lebensgefühl besonderer Art erfordert keine besondere Zeit. Nur besonderen Geschmack. Um zwischen vielem, was kommt und geht, das zu finden, was bleibt. Wie Zelda, das schwungvolle Sofa, das es in drei Breiten und auch als Sessel gibt. In dieser oder jener Form setzen Sie damit ganz elegant auf Komfort. Wofür einerseits der Name COR bürgt,

andererseits die dauerhaft elastische Federkernpolsterung: Viel-

leicht ein bißchen üppiger als üblich, ganz sicher sehr viel einladender als manch eckiger Zeitgeist erlaubt. Kann denn Kuscheln Sünde sein? Nicht bei Zelda. Hier stellt sich nur eine Frage: Stoff oder Leder? Verbunden mit der einzigen, kleinen Unbequemlichkeit, aus einer Fülle auf- und anregender Bezüge wählen zu dürfen. Zu sehen im Prospekt, mit Händlernachweis, von *COR, SP 35, 4840 Rheda-Wiedenbrück.*

COR
zum Sitzen

Zeitgeschichte

Willige Statisten

Das Erste Programm dokumentiert die Geschichte der Wolga-Deutschen.

Trauernde Wolga-Deutsche: „Zieht nicht unseren Gräbern nach"

Ein Dorf an der Wolga, 100 Kilometer südlich der Stadt Saratow. Die Häuser mit ihren ungepflegten Vorgärten wirken so wenig einladend wie die ungepflasterte Dorfstraße, die vor Schlamm starrt. Mitten im Dorf ragt ein Kirchengebäude im Kaiser-Wilhelm-Stil auf.

Doch aus der Nähe erkennt man, daß nur die Außenmauern der Kirche halbwegs intakt sind, drinnen ist alles verfallen, Schutt bedeckt den Boden, die kitschigen Heiligenbilder an den Innenwänden sind verwaschen. Das Häuflein Wolga-Deutsche, meist Alte mit ihren Enkeln, überrascht der Verfall nicht, aber den Zorn können sie dann doch nicht unterdrücken: „Seh er doch", ruft ein alter Mann einem westlichen Journalisten in altertümlichem Deutsch zu, „wie der Russ' alles verkommen läßt. Da kann ich euch viel verzähle."

Wochenlang zogen sie mit den ungarischen Filmemachern Imre Gyöngyössy, Barna Kabay und Katalin Peténvi von Drehort zu Drehort, ein willig-begeistertes Statistenheer, denn hier wird ein Film gedreht, der die Geschichte ihres Leids und ihrer Unterdrückung erzählen soll, über die so lange geschwiegen werden mußte.

Sie, die Überlebenden von stalinistischer Vertreibung, Hunger und Zwangsarbeit, hegen die Hoffnung, daß die Welt, vor allem das ferne Deutschland, mit dem Film von ihrer Verzweiflung erfährt. Deshalb haben sie keine Angst mehr vor den örtlichen Behörden und dem KGB, die trotz der Genehmigung von höchster Stelle – Moskau und die Perestroika sind fern von der Wolga – die Dreharbeiten behindern.

Auch in dem Dorf mit der großen Kirchenruine haben örtliche Funktionäre die Bevölkerung rechtzeitig gegen das Filmprojekt aufgebracht. Auf dem Drehplan steht eine Szene, die 1942 spielt: Russische Soldaten treiben die Deutschen zur Zwangsumsiedlung aus ihren Häusern. Der krankhaft mißtrauische Stalin hatte sich nach dem Einfall der Wehrmacht in Rußland entschlossen, die loyalen Sowjetdeutschen von der Wolga nach Osten zu deportieren.

Mit der Szene wird es nichts. Ein plötzlich vor die Kamera gefahrener Traktor macht das Drehen unmöglich, die Polizei konfisziert vorübergehend das Filmequipment. Rechtzeitig hatte man vorher die Journalisten in die örtliche Polizeistation komplimentiert, angeblich stimme etwas mit ihren Visa nicht. Da mag Joachim von Mengershausen, der den Film für den WDR betreut, noch so sehr in altem 68er Pathos von der Unterdrückung der Meinungsfreiheit reden, den sturen Herrn von der Sicherheit interessiert das nicht.

Solche Behinderungen mußten die ungarischen Filmemacher immer wieder hinnehmen. Doch die Hartnäckigkeit der Dokumentar-Künstler – ihr 1981 gedrehter Film „Hiobs Revolte" wurde für den „Oscar" nominiert – hat schließlich gegen die Schikanen gesiegt: An diesem Donnerstag um 23 Uhr ist in der ARD die Dokumentation „Fünfzig Jahre Schweigen" zu sehen, folgen wird später der Spielfilm „Suche nach Heimat", eine autobiographische Geschichte mit Wolga-Deutschen als Laiendarstellern.

„Zieht nicht unseren Gräbern nach", warnt Mathilde Bock, die Protagonistin des Spielfilms, ihre Kinder, „sonst könnt ihr ganz Sibirien durchwandern wie der ewige Jude." Gyöngyössy, Kabay und Peténvi geht es um die Verzweiflung von Menschen, die nicht wissen, wo sie zu Hause sind, die zu alt sind, um in die Bundesrepublik auszusiedeln, in ein Land, das sie – viele Wolga-Deutsche wissen es – nicht mit offenen Armen empfangen wird.

Nachgespürt haben die Ungarn vor allem denen, die nach harten Jahren in der Steppe Kasachstans wieder im alten Siedlungsgebiet an der Wolga Fuß zu fassen versuchen. Die Unterdrückung der Behörden ist dort trotz anderer Töne aus Moskau noch immer präsent. Bei der Jobsuche werden die Rückkehrer diskriminiert. Die alten deutschen Siedlungen sind verfallen.

Trotzdem haben bis zu 60 000 diesen Schritt getan, meist angetrieben von den Älteren. Denn die träumten wie Mathilde Bock: „Ich wollte immer nach Hause, ich wollte das Unkraut aus unserem Vorgarten ausrupfen, den mein gesegneter Vater zuletzt überschritten hat." Die Zeit im Exil war für sie wie für die meisten schier übermenschlich hart: In der Einöde Kasachstans litten die Familien Hunger, die Väter wurden in der Trudarmija, einem halbmilitärischen Verband für harte Arbeiten hinter der Front, zu Tode geschunden oder kamen klapperdürr und für immer gezeichnet nach vielen Jahren heim.

Früher erduldeten die Wolga-Deutschen ihre Unterdrückung stumm. Das hat sich geändert. Die Filme führen empörte Menschen vor, die sich ihr Leid von der Seele schreien.

Geweint wird in diesen bewegenden TV-Dokumentationen ebenfalls viel. Gyöngyössy, Kabay und Peténvi haben sich nicht gescheut, die Tränen der alten Frauen wieder und wieder ins Bild zu setzen.

Das mag manchem zuviel werden. Als die Heldin von „Suche nach Heimat", Mathilde Bock, die von den Filmern wie von allen anderen nur „Oma" genannt wurde, auch bei einer Feier nach dem

Drehen in Tränen ausbrach, weil ein Leidensgenosse von der erschütternden Heimkehr eines Trudarmija-Geschundenen erzählte, versuchte ein in soviel Schicksalsschwere ungeübter Westler die Frau in modischem Psychojargon zu beruhigen: „Ist schon o.k., Oma."

Kino

Scarface in Harlem

„New Jack City". Spielfilm von Mario Van Peebles. USA 1991. 100 Minuten; Farbe.

Die Hölle hat einen Namen und eine Adresse, sie liegt nur ein paar U-Bahn-Stationen von den paradiesischen Wohnvierteln entfernt, und der Teufel fährt ein teures Kabriolett.

In den Hinterhöfen von Harlem, in schmutzigen Kellerlöchern und verkommenen Ruinen hausen die Verlorenen und Verdammten; sie haben nichts zu verlieren als ihre Lumpen, und was sie brauchen, das stehlen sie. Sie haben ihren Stolz in der Pfeife geraucht, und sie wollen nichts als die nächste Pfeife: Die Sucht zehrt sie auf, das Crack ist ihr Fegefeuer.

Nino Brown (Wesney Snipes) ist süchtig nach einer schärferen Droge: Er will teuflisch viel Geld und Erfolg und Weiber – und weil er schwarz ist und kein Examen hat, muß er, statt in der Wall Street, auf den Straßen von Harlem Karriere machen. Nino hat das Crack, er kontrolliert die Produktion und den Handel, seine Gangsterbande betreut die Kunden, und neue Märkte erschließt er mit der Maschinenpistole. Nino ist ein Yuppie und ein Verbrecher zugleich, er sieht da keinen Widerspruch. Wenn er endlich Feierabend hat, guckt er immer wieder „Scarface" an, Brian De Palmas blutrünstige Saga vom Aufstieg und Fall eines Gangsters, und das Motto des Films ist auch Ninos Parole: „Die Welt gehört dir!"

„New Jack City" ist ein Remake von „Scarface" und zugleich der Versuch, ein eigenständiges Kino von Schwarzen für Schwarze zu erfinden. Der Regisseur Mario Van Peebles, 36, sieht da keinen Widerspruch: Er filmt so, wie die schwarzen Musiker rappen – alles stammt aus zweiter Hand, und doch sieht alles ganz neu aus.

„New Jack City"-Star Snipes
Yuppie mit Maschinenpistole

Van Peebles sammelt Bilder und Vorbilder, Images und Klischees aus der Welt der Weißen, doch er bringt sie in einen schwarzen Rhythmus. Er erobert sich das weiße Medium, so wie seine Helden und Bösewichter sich die weiße Stadt erobern – und benimmt sich genauso gewalttätig wie sie. Den schnellsten Rap trommeln die Maschinengewehre, der heißeste Sound ist der Schrei des Entsetzens, und so manche Szene trifft den Zuschauer wie die Faust das Auge des Ahnungslosen, der sich in die Straßen Harlems verirrt.

„New Jack City" wirbt nicht um Verständnis und analysiert auch nicht die sozialen Verhältnisse Amerikas. Dieser Film handelt nicht von den Schwarzen aus Harlem – vielmehr sind es die Schwarzen selber, die handeln: durch diesen Film. Mario Van Peebles' Parole heißt: „Das Kino gehört dir!"

Der Pate der Zigeuner

„Time of the Gypsies". Spielfilm von Emir Kusturica. Jugoslawien 1989. 137 Minuten; Farbe.

Eine gewöhnliche Gabel, von magischen Kräften gelenkt, fliegt wie ein Pfeil durch den Raum und trifft als Mordwaffe ihr Ziel; eine Prozession brennender Flöße treibt einen Fluß hinab, dazu jubeln Chöre; eine Braut schwebt über Dächer; eine steinerne Kathedrale geht in Flammen auf; ein Truthahn fliegt in den Himmel: betörende Bilder, Traum-Augenblicke, Zeichen einer Weltphantasie, in der Märchen, Aberglaube und Realität noch eins sind.

Kusturica-Film „Time of the Gypsies": Märchenhafte Bilderflut

Entsprungen sind diese Bilder der archaischen Mythologie der Zigeuner, gebannt hat sie mit überbordender Erfindungslust der Regisseur Emir Kusturica: wildes Kino.

Als er 30 Jahre alt war, hatte der Jugoslawe Kusturica schon mit seinem ersten Kinofilm („Erinnerst du dich an Dolly Bell?", 1981) in Venedig einen „Goldenen Löwen" gewonnen und mit seinem zweiten („Papa ist auf Dienstreise", 1985) in Cannes die „Goldene Palme". Er ließ sich nach Amerika einladen und hofieren, er plagte sich mit Produzenten-Vorschlägen herum, mit sogenannten internationalen Projekten, dann kehrte er entschlossen nach Sarajewo zurück, wo allein er sich heimisch fühlt und auch unentbehrlich – als Ama-

Putsch gegen die Perestrojka

EDUARD SCHEWARDNADSE

DIE ZUKUNFT GEHÖRT DER FREIHEIT

352 Seiten. Gebunden. DM 42,–

Warum und wozu wurde geputscht?

«Als ich in meiner Rücktrittserklärung vom Amt des Außenministers der UdSSR am 20. Dezember 1990 die Gefahr einer Militärdiktatur erwähnte, zerbrachen sich viele Leute den Kopf darüber, wen ich wohl gemeint haben könnte.» So Eduard Schewardnadse in «Die Zukunft gehört der Freiheit». Am vorigen Montag wurde Gorbatschow gestürzt, die Namen der Putschisten sind nun bekannt. Ihre Motive – die Restauration der Vergangenheit – waren es schon vorher. Schewardnadses Buch ist «eines der wichtigsten politischen Werke am Ende dieses Jahrhunderts, denn es trägt maßgeblich zum Verständnis der Perestrojka und zum Denken jener Männer bei, die diese Politik gestaltet haben... Es ist eine bittere Anklage gegen die Ewiggestrigen, die auch heute noch auf militärische Stärke als Garantie der nationalen Sicherheit setzen.» *Süddeutsche Zeitung*

foto: dpa

Rowohlt

teur-Fußballer wie als Bassist einer Rock-Band namens „Rauchen verboten": Poet, Rebell, Berserker aus moslemischem und kommunistischem Elternhaus.

Er wandte sich jener Minderheit zu, die auch in seinem Vielvölkerland nie eine eigene Heimat finden wird, den Zigeunern, und begann mit ihnen sein drittes Kino-Abenteuer. Seine serbischen und mazedonischen Schauspieler ließ Kusturica die Dialoge in der Sprache der Roma auswendig lernen, mit den Roma wiederum, der Mehrheit der Darsteller, tat er sich zeitweise schwer, weil die meisten Analphabeten waren: So zog der Kino-Zigeuner mit seinem Troß, langsam und unbeirrbar, im Lauf des Jahres 1988 vom mazedonischen Skopje nordwärts durch die Provinzen, dann nach Mailand und wieder südwärts bis Rom – es sollte kein reportagehafter Bericht werden, sondern eine pathetische Romani-Saga, die alles an Elend und an Phantastik in Bilder faßt. 1989 erhielt Kusturica in Cannes den Großen Regiepreis für den Film „Dom za vesanje" – hierzulande, als wäre Deutsch schon keine Sprache mehr für Kinotitel, heißt er nun „Time of the Gypsies".

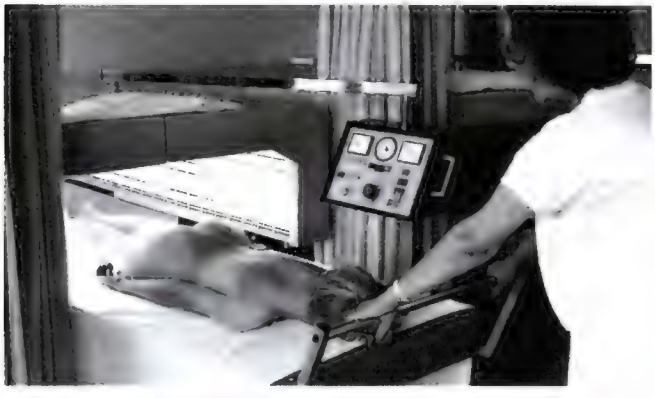
Kusturicas Thema sind die Saison-Raubzüge jugoslawischer Banden in westeuropäischen Metropolen: Diebstahl, Schmuggel und Handel mit Babys, sadistische Abrichtung von Kindern zu Bettelei, Raub, Betrug und Prostitution. Er zeigt ein Stück Dritte Welt mitten im Rinnstein der Ersten, eine Gemeinschaft, die verkommt, weil es außerhalb der Kriminalität kaum einen Überlebens-Erwerb für sie gibt, ein Volk, dessen legendärer Stolz nur noch in sinnloser Messerstecherei triumphiert.

Kusturica liebt seine Roma so sehr, daß er sie moralisch nicht bevormunden und ihr Treiben nicht beschönigen möchte: Er feiert sie als Anarchisten des eigenen Untergangs. Die Geschichte des schmächtigen Halbwüchsigen, der zum Verbrecher wird, um den Brautpreis für seine Geliebte zahlen zu können, zum Bandenchef aufsteigt, Ruhm und Reichtum genießt und in einem Blutrache-Showdown alles verliert, hat so deutliche Züge eines Gangster-Melodrams, daß das amerikanische Magazin *Time* den Film eine Zigeuner-Version des „Paten" genannt hat. Und doch ist seine Kraft eine ganz andere: Er entfesselt die Bilderflut eines letzten Märchens.

Inzwischen ist Kusturica, 36, doch zeitweise nach New York übergesiedelt, versehen mit einem Lehrauftrag der Columbia University, und hat mit den Dreharbeiten zu einem amerikanischen Film begonnen. Zu seinen Stärken wird wohl immer seine Unberechenbarkeit gehören. Aber erst einmal gibt es die „Zeit der Zigeuner", einen Film, der Augen und Ohren weit öffnet.

Krebsgefahr durch UV-Behandlung

Die Photo-Chemotherapie („PUVA") von Schuppenflechten könnte für einige Patienten fatale Folgen haben. Seit etwa 15 Jahren gilt die Kombination von langwelligem UV-Licht mit dem photosensibilisierenden Medikament Psoralen als Mittel der Wahl gegen die silbrigen Hautschuppen der Psoriasis. In der britischen Medizin-Zeitschrift *Lancet* berichten jetzt schwedische Ärzte, daß sie bei PUVA-Patienten eine bis zu vierfach erhöhte Tumorrate in den Atemorganen gefunden haben. Bei Männern entdeckten sie außerdem überdurchschnittlich viele Krebse der Bauchspeicheldrüse, bei Frauen Tumoren in Niere und Darm. Seit langem ist bekannt, daß häufige PUVA-Behandlung zu Stachelzellenkrebsen der Haut führen kann. Doch diese Krebsart ist früh erkennbar und der Tumor läßt sich leicht operieren. „Deshalb ist es bei schweren Fällen von Psoriasis vertretbar, das Risiko einzugehen", sagt Hautarzt Lutz Kowalzick vom Universitätskrankenhaus Eppendorf in Hamburg. Falls sich jedoch die Befunde der schwedischen Ärzte bestätigen sollten, sei dies „ein Grund, die Patienten noch sorgfältiger auszuwählen".



UV-Behandlung der Schuppenflechte

Hubble-Teleskop (Zeichnung)

Hubble-Mission gefährdet

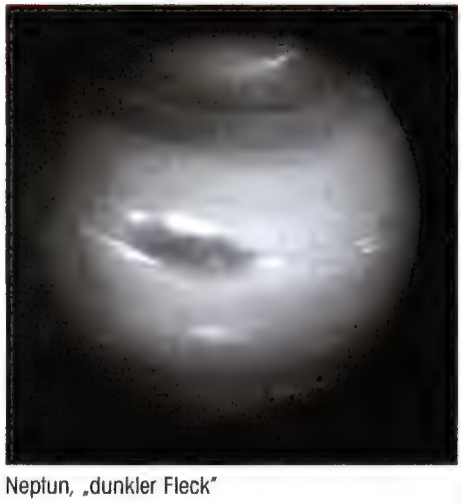
Das Hubble-Weltraumteleskop taumelt von Panne zu Panne. Nachdem der fehlerhaft geschliffene Hauptspiegel des Teleskops die erwartete hohe Bildqualität des Fernrohrs beeinträchtigt, gefährden jetzt defekte Kreisel die Hubble-Mission. Der 13 Meter lange Teleskop-Zylinder verfügt über sechs Kreisel; jeweils vier Kreisel dienen dem erdumkreisenden Riesenfernrohr Hubble als Orientierungshilfen im Raum – nur mit ihrer Hilfe vermag Hubble Zielobjekte im All anzuvisieren. Im Dezember letzten Jahres war der erste Kreisel ausgefallen; als vor acht Wochen auch das zweite Kreiselsystem versagte, sprachen die Flugmanager der Nasa von einem „ernsten Problem". Inzwischen arbeitet auch ein dritter Kreisel unregelmäßig. Sollte auch er ausfallen, wäre das Weltraum-Teleskop nicht mehr zu steuern. Bislang blieb rätselhaft, welcher Defekt die Kreiselsysteme dahinrafft.

Neues Öko-Auto aus Wolfsburg

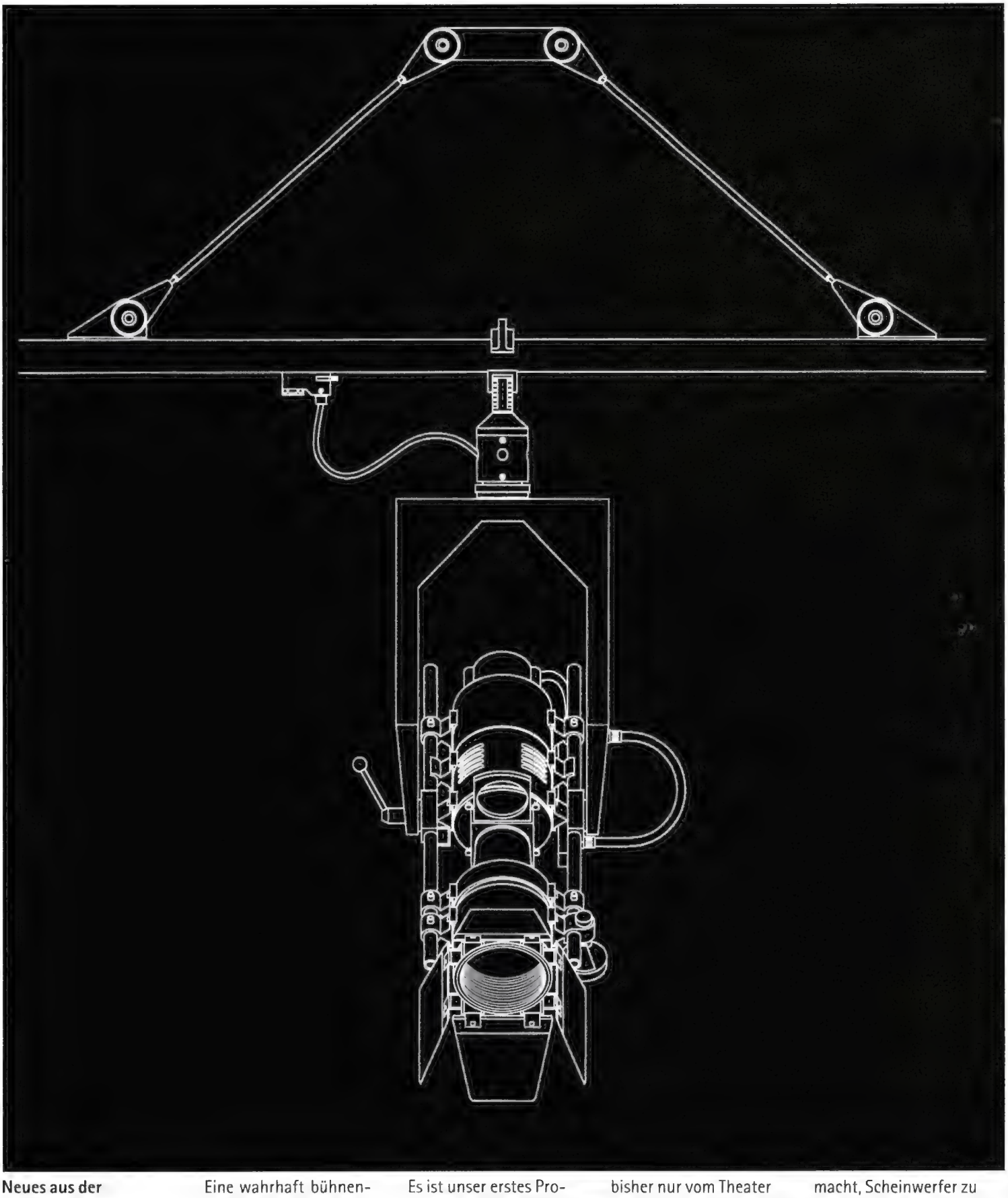
Mit einem nur 3,15 Meter langen Öko-Flitzer will der Volkswagen-Konzern die Messebesucher auf der Internationalen Automobil-Ausstellung in Frankfurt (12. bis 22. September) überraschen. Der Prototyp „Chico" (spanisch für Bubi) basiert auf einem Hybridantrieb und versammelt alles, was VW an umweltschonender Technik zu bieten hat: Ein kleiner Elektromotor, gespeist von einer 60 Kilo schweren Nickel-Cadmium-Batterie, schiebt den Wagen schadstofflos durch die Stadt. Bei durchgedrücktem Gaspedal springt ein 2-Zylinder-Motor an (34 PS, 650 Kubikzentimeter Hubraum, 130 km/h Spitze). Mit einer Schwungnutzautomatik ausgestattet und in Leichtbauweise konstruiert (Wagengewicht: 780 Kilo), begnügt sich das Zwitter-Mobil, wie VW-Entwicklungschef Ulrich Seiffert erklärt, mit einem Energieverbrauch von nur 1,4 Litern Benzin „und umgerechnet einem Liter elektrischer Energie pro 100 Kilometer".

Windumtoster Neptun

Bis vor etwa einem Jahrzehnt galt Neptun, der sonnenfernste der großen Planeten, als langweiliger Geselle. Der Riesenball aus Gas, so mutmaßten die Astronomen, mit nur geringer innerer Hitze und verglichen mit der Erde nur einem 900stel einfallender Sonnenenergie, kenne weder Wind noch Wetter. Die Aufnahmen der Planetensonde Voyager, die zwölf Jahre lang durchs Sonnensystem reiste, haben diese Vorstellung gründlich revidiert. Wolken, die mit einer Geschwindigkeit von über 2000 Stundenkilometern über den Gasball treiben, und ein rätselhafter „dunkler Fleck", vergleichbar dem „Roten Fleck" des Jupiters, zeigten schon die ersten Auswertungen der Voyager-Fotos vor zwei Jahren. Nun glauben die Planetenforscher auch die Ursache für das Neptun-Wettergeschehen enträtselt zu haben. Wahrscheinlich, so heißt es in der jüngsten Ausgabe der US-Zeitschrift *Astronomy*, handle es sich bei den Wolken um heiße Gasblasen, die tief aus dem Inneren des Planeten an die relativ kühle Oberfläche steigen und nach dem Auftauchen ihre weit geringere Rotationsgeschwindigkeit aus dem Inneren des Planeten beibehalten – das sorgt für den großen Geschwindigkeitsunterschied zwischen scheinbar westwärts treibenden Wolken und der sich nach Osten wegdrehenden Planetenoberfläche.



Neptun, „dunkler Fleck"



Neues aus der Lichtfabrik.

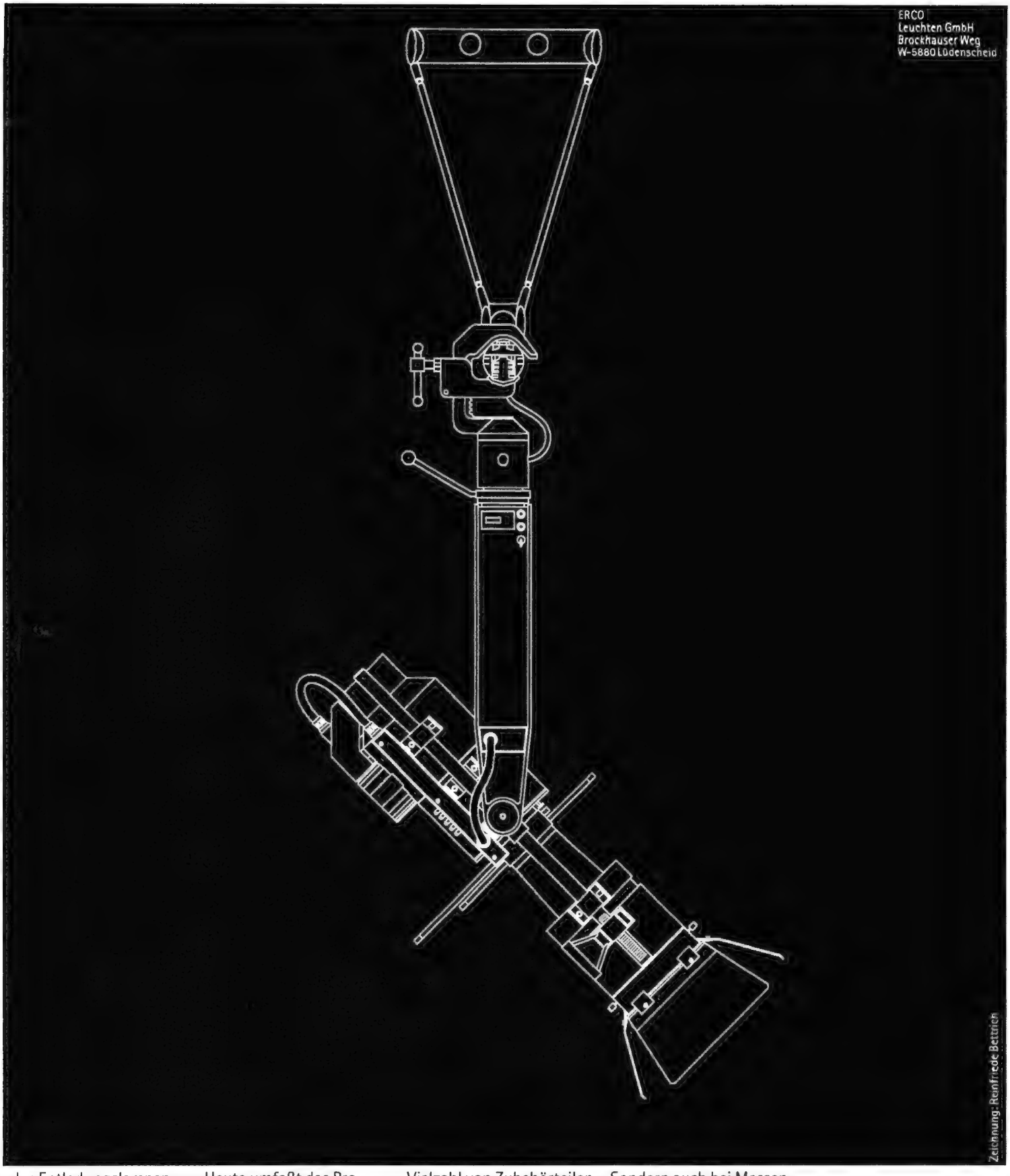
Eine wahrhaft bühnenreife Leistung der Lichttechnik hat jetzt Premiere:

Eine neue Generation von Hochleistungsscheinwerfern, entwickelt in Zusammenarbeit mit dem Architekten Roy Fleetwood. Es ist unser erstes Programm dieser Art. Wir haben es Emanon genannt.

Emanon eröffnet viele neue Perspektiven für die ambitionierte Architektur-Beleuchtung. Mit technischen Optionen, die man bisher nur vom Theater kannte: variable Lichtkegel, Farbwechsel, randscharfe Beleuchtung oder auch die Bildprojektion.

Denn die Entwicklung neuer, langlebiger Leuchtmittel hat es möglich gemacht, Scheinwerfer zu bauen, die ebenso leistungsfähig sind wie klassische Bühnenscheinwerfer. Aber viel kompakter. Und vor allem wirtschaftlicher.

Ausgestattet mit Glühlampen bis 1000 Watt



oder Entladungslampen bis 660 Watt lassen sich Emanon Scheinwerfer im Dauerbetrieb einsetzen.

Emanon ist ein offenes, modulares System. Offen ist es aber auch im Hinblick auf die Weiterentwicklung. Heute umfaßt das Programm sechs Scheinwerfertypen in zwei verschiedenen Größen und unterschiedlicher Ausstattung.

Mit scharf- oder weichzeichnenden optischen Systemen. Und mit einer Vielzahl von Zubehörteilen.

Doch schon jetzt arbeiten wir daran, das Spektrum der Möglichkeiten auszubauen.

Weshalb? Weil Licht immer mehr Theater macht. Nicht nur auf der Bühne. Sondern auch bei Messen, Ausstellungen und Präsentationen.

Überall, wo das Medium Licht als vierte Dimension der Architektur betrachtet wird. Und überall, wo man Highlights braucht.

ERCO

Gentechnik

Widrige Zwiebel

Menschenblut aus Schweineadern soll den Durchbruch auf dem Weg zu einem Blut-Ersatz bringen.

Als Retterin für Verblutende, dazu noch als Goldeselin, die eine Gentechnik-Firma in New Jersey reich machen wird, feiern sie die einen. Als widernatürliches Ungeheuer beschimpfen sie die anderen. Dabei ist sie doch nur eine Sau.

Aber eben keine ganz normale Sau. Denn in ihren Adern fließt Menschenblut.

Die Geningenieure der amerikanischen Biotechnologie-Firma DNX präsentierten letzten Monat ihre neue Kreation: Jedes sechste Hämoglobin-Molekül im Blut ihrer gentechnisch veränderten („transgenen") Schweine, so behaupten sie, ist menschlich.

Aus dem Erbgut im Zellkern menschlicher Zellen haben die DNX-Biochemiker die Bauanleitung für das Human-Hämoglobin herausgefischt, das wichtigste Protein der roten Blutkörperchen. Diese Instruktion schleusten sie in Schweine-Keimzellen ein und implantierten die so manipulierten Zellen einer Sau. Im Frühjahr wurde das dritte Ferkel mit dem neuartigen Blutgemisch in den Adern geboren.

Verwundeten-Transport in Vietnam
Kostbare Zeit verloren

Transgene Schweine bei DNX: Lebende Blutbank

Den vielversprechenden Cocktail will die Firma künftig den Spender-Tieren abzapfen. Ein Verfahren, das Menschen-Protein herauszufiltern, sei bereits entwickelt, erklärte Steven Holtzman, Sprecher des Unternehmens. Damit sei „der Durchbruch" auf dem Weg zu einem Kunstblut geschafft, das einen großen Teil der herkömmlichen Blutkonserven ersetzen werde.

„In unseren Laborkäfigen leben bereits Mäuse mit bis zu 70 Prozent menschlichem Hämoglobin", versichert Holtzman. „Bei Schweinen werden wir es bald auf eine ähnliche Ausbeute bringen." Das Verfahren sei so einfach, daß die Firma schon in vier oder fünf Jahren die erste Schweine-Blutbank eröffnen könne. „Wenn nötig, könnten wir in nur zwei Jahren vier Millionen Spender-Schweine heranzüchten, genug, um den gesamten Blutbedarf der USA zu decken."

Die Versprechungen der Schweine-Blutzüchter klingen verführerisch: Ein Blut-Ersatz aus reinem Hämoglobin bliebe auch ungekühlt monatelang haltbar, Blutgruppentests würden überflüssig, und die Gefahr, sich bei der Transfusion mit Aids oder Gelbsucht zu infizieren, wäre endlich gebannt. Die Hämoglobin-Präparate könnten in jedem Rettungswagen hängen, kostbare Minuten, die bis zur Transfusion im Krankenhaus vergehen, würden eingespart.

Bei der Behandlung von Schwerverletzten könnten sich sogar die Schweineblut- den herkömmlichen Spenderblutkonserven als überlegen erweisen. „Tiere im Schock lassen sich mit Hämoglobin-Präparaten leichter wiederbeleben als mit reinem Blut", sagt Blutforscher Robert Winslow von der Universität in San Diego. Die vergleichsweise kleinen Hämoglobin-Moleküle sind beweglicher als vollständige Blutzellen und können deshalb besser in schlecht durchblutetes Gewebe gelangen.

Besonders die Armee ist an dem Kunstblut interessiert: Transfusionen von herkömmlichem Spenderblut kommen im Feldlazarett für die Verwundeten häufig zu spät. „In Vietnam", schätzt Winslow, „hätten mit einem derartigen Blut-Ersatz 10 000 US-Soldaten gerettet werden können."

Als „Meilenstein auf dem Weg zum Blut-Ersatz" bewertete denn auch die *New York Times* die Erfolgsankündigung aus New Jersey. Doch es war nicht das erste Mal, daß in so hohen Tönen Erwartungen geweckt wurden. Das amerikanische Wissenschaftsmagazin *Science* dämpfte die Euphorie: „Seit 20 Jahren ist ein Blut-Ersatz immer gerade um die Ecke." Ähnlich der Transfusionsmediziner Peter Kühnl von der Uni-Klinik Hamburg: „Diese Kunstblut-Meldungen kennen wir schon, unter Hämatologen wird da eher abgewinkt und gelächelt."

Dreimal wurden allein im letzten Halbjahr angebliche Durchbrüche bei der Entwicklung von Kunstblut verkündet – jeweils auf verschiedenen Wegen:

- Einen rein synthetischen Blut-Ersatz injizierten britische Chirurgen im Januar erstmals einem Patienten bei einer Herzoperation. Die milchig-weiße Flüssigkeit Fluosol, eine Emulsion von Fluorverbindungen, wird in Japan bereits seit etwa zehn Jahren erprobt.
- Mit Rinderhämoglobin als Blut-Ersatz experimentiert die amerikanische Pharma-Firma Upjohn; im März erteilte die US-Gesundheitsbehörde die

Genehmigung für erste klinische Tests.

▷ Gentechnisch veränderte Hefepilze, die menschliches Hämoglobin absondern, präsentierte die Firma Somatogen in Colorado im Januar. Noch in diesem Jahr hofft die Firma, klinische Tests mit dem Hefeblut beginnen zu können.

Insgesamt kämpfen acht amerikanische Firmen darum, erster zu sein im Wettrennen um das Kunstblut. Sie alle lockt ein gewaltiges Geschäft. „Wer es als erster herstellen kann, wird reich", meint der ehemalige Armee-Hämatologe Winslow. Rund zehn Milliarden Dollar, schätzt *Business Week*, ließen sich jährlich mit einem marktfähigen Kunstblut umsetzen.

Der begehrte künstliche Lebenssaft muß vor allem die Fähigkeit haben, Sauerstoff von der Lunge ins Gewebe zu transportieren und auf diese Weise Schwerverletzte oder auch Patienten während einer Operation vor dem inneren Ersticken zu bewahren.

Als am besten geeignet galten immer schon die Hämoglobin-Moleküle – sie sind gleichsam die natürlichen Gas-Tanks der roten Blutkörperchen. In der Lunge werden sie mit Sauerstoff beladen, im Gewebe setzen sie ihn frei und tanken statt dessen Kohlendioxid, ein Abfallprodukt des Stoffwechsels.

Doch bisher sind alle Bemühungen, ein funktionstüchtiges Präparat aus dem natürlichen Protein herzustellen, gescheitert. Immer wieder posaunten die Firmen angeblich spektakuläre Erfolge heraus, um das Interesse finanzkräftiger Investoren (und vor allem der Armee)

Tierzüchter Niemann, genmanipulierte Schafe: Arznei in der Muttermilch

Kostbare Kaninchen

Gentechniker planen lebende Medikament-Fabriken

Tiere als Bioreaktoren zur Herstellung von Arzneimitteln – davon träumen Gentechniker; die Kritiker der Genmanipulation halten es für einen Alptraum.

Den Sieg des derart umstrittenen Fortschritts sah das *Journal of the American Medical Association* schon voraus: „Schafe zu melken, um lebensrettende Medikamente zu bekommen, das könnte bald nicht ungewöhnlicher sein als das Hüten von Herden zur Herstellung von Roquefort-Käse."

Während in den Fermentern der pharmazeutischen Industrie genetisch veränderte Bakterien Medikamente wie Insulin, Interferon und Blutwachstumsfaktor produzieren, arbeiten Wissenschaftler in mindestens zwölf amerikanischen Biotechnologie-Firmen, aber auch in europäischen Forschungslabors, bereits an der zweiten Generation gentechnischer Pharmaproduktion:

▷ In der Firma „Transgenic Sciences" in Massachusetts melken die Genforscher Mäusemilch, die menschliches Wachstumshormon enthält.

▷ Im schottischen Edinburgh experimentiert die Firma „Pharmaceutical Proteins" mit Schafen, die als lebende Fabriken von Antitrypsin dienen sollen. Das Medikament wird zur Behandlung von Lungenkrankheiten eingesetzt.

▷ In der Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft in Mariensee schleuste Heinrich Niemann das Gen für einen Blutgerinnungsfaktor ins Erbgut von Schafen.

▷ In Zürich gelang es Gerald Strantzinger, interleukinhaltige Kaninchenmilch zu melken. Die menschliche Signalsubstanz gilt derzeit als Hoffnungsträger in der Krebstherapie.

Die Massenproduktion von Medikamenten, so spekulieren die Befürworter lebender Arzneifabriken, würde stark verbilligt.

„In einem einzigen Schaf könnte man im Laufe eines Tierlebens 1000 Kilo eines Proteins herstellen", schätzt Kardiologin Judith Swain und folgert: „Tiere sind der natürliche Weg, solche Medikamente herzustellen."

Bisher jedoch stoßen die Forscher überwiegend auf Schwierigkeiten. Schon 1986 lösten sie einen Sturm der Empörung aus, als sie in Maryland erstmals Schweinen das Gen für menschliches Wachstumshormon eingebaut hatten. Die schweinischen Kreationen humpelten auf deformierten Knochen und entzündeten Gelenken.

Um den Labortieren solche Qualen zu ersparen, bemühen sich die Wissenschaftler, die Produktion der gewünschten Proteine in die Milchdrüsen zu dirigieren – meist mit wenig Erfolg. Nur in wenigen Fällen gelang es ihnen, in der Muttermilch von Kaninchen, Mäusen und Schafen geringe Mengen der gewünschten Proteine nachzuweisen.

Das nächste Problem stellt sich dann bei der Isolation des fertigen Produkts. So behauptete der Zürcher Gentechniker Strantziger: „Die Milch von jedem unserer Kaninchen enthält Interleukin im Wert von mehreren 100 000 Franken." Interesse meldete die Industrie dennoch nicht an. Die Isolation des Medikaments gilt als zu schwierig.

Außerdem geben die manipulierten Tiere die eingeschmuggelten Gene oft nicht an ihre Nachkommen weiter. Lebende Bioreaktoren aber, die nur eine Generation lang halten, sind für die Industrie wertlos.

GENE

GESCHÄFTSBERICHT 1990

(1.000 US-$) *	1990	1989
Bruttoprämien	5.532.873	4.871.611
Rückversicherungsprämien	– 686.489	– 656.631
Nettoprämien	4.846.384	4.214.980
Nettoerträge aus Kapitalanlagen	1.251.783	963.928
Technische Zinsen der Lebensversicherung	– 643.404	– 518.471
Ergebnis des versicherungstechnischen Geschäftes	– 273.307	– 157.345
Sonstige Erträge und Aufwendungen	– 9.117	4.991
Saldo der ordentlichen Jahresrechnung	**325.955**	**293.103**
Gewinne aus der Veräußerung von Wertpapieren und Grundstücken	165.098	201.656
Abschreibungen auf Wertpapiere	– 155.482	– 70.013
Steuern	– 24.835	– 79.504
Saldo der außerordentlichen Jahresrechnung	**– 15.219**	**52.139**
Gewinn des Geschäftsjahres	**310.736**	**345.242**

* Alle Betrage wurden zu einem Wechselkurs Lira/Dollar 1.130,15 umgerechnet.

- Die Bruttopramieneinnahmen der Gesellschaft erreichten US$ 5.532,9 Mio. (+14,5% gegenuber dem Vorjahr bei gleichen Wechselkursen); davon entfallen US$ 2.183,8 Mio. auf das Lebensgeschäft und US$ 3.349,1 Mio. auf die Schaden- und Unfallversicherung.
- Die Kapitalanlagen erhöhten sich auf insgesamt US$ 14.474,1 Mio., mit einem Zuwachs von 14,5%.
- Die Nettoerträge aus den Vermogensanlagen betrugen US$ 1.251,8 Mio., mit einem Zuwachs von 16,4%; die Durchschnittsrendite betrug 8,2%. Die Gewinne aus der Veräußerung von Wertpapieren beliefen sich auf US$ 143,4 Mio.; aus dem Verkauf von Grundstücken wurden Gewinne in Höhe von US$ 21,7 Mio. erzielt.
- Der Gewinn des Geschäftsjahres beläuft sich auf US$ 310,7 Mio. (–10,0% gegenuber dem Vorjahr). Insgesamt wurden die Rucklagen um US$ 218,5 Mio. verstärkt; US$ 201,2 Mio. davon wurden in die «Sonderrücklage» eingestellt.
- Die Dividende besteht aus einer Barausschüttung von 160 Lire pro Aktie vor Steuern und der Zuteilung einer Sparaktie der Alleanza Assicurazioni fur je 250 Generali-Aktien, ab 1. Januar 1991 dividendenberechtigt.
- Das Nettovermögen einschließlich des Jahresgewinnes 1990 beträgt US$ 3.136,5 Mio., mit einem Zuwachs von US$ 166,4 Mio. gegenuber dem Vorjahr.
- Die Hauptversammlung hat den in der Verwaltungsratsitzung vom 14. Mai 1991 als Mitglied des Verwaltungsrates hinzugewählten Generaldirektor Gianfranco Gutty in diesem Amte bestätigt.
- In ihrer Außerordentlichen Sitzung hat die Hauptversammlung die Kapitalerhohung von 1.166 Milliarden Lire auf 1.457,5 Milliarden Lire genehmigt; sie erfolgt durch Ausgabe von 145.750.000 Aktien zum Preis von je 12.000 Lire, wovon je 10.000 Lire als Agio für 145.750.000 Warrants bestimmt sind, die von einem Konsortium als Angebot an die Aktionäre gemäß Art. 2441, Abs. 7 ital. BGB gezeichnet wurden.
- Enrico Randone wurde durch Zuruf zum Ehrenvorsitzenden gewählt; Eugenio Coppola di Canzano zum Präsidenten ernannt, Antoine Bernheim, Francesco Cingano, Carlo della Torre e Tasso als Vizepräsidenten bestätigt; Eugenio Coppola di Canzano und Fabio Fegitz als Geschäftsführende Verwaltungsratsmitglieder bestätigt.

Zentraldirektion in Triest (Italien)
Direktion für Deutschland in Frankfurt am Main

GENERALI
Assicurazioni Generali

ERALI

KONZERNBILANZ 1990

AKTIVA (1.000 US-$) *	1990	1989
Immobilien und landwirtschaftliche Betriebe	5.033.824	4.584.308
Festverzinsliche Wertpapiere	18.043.915	15.466.654
Aktien und Beteiligungen	5.284.184	4.877.047
Hypothekendarlehen und Darlehen auf Versicherungsscheine	2.181.861	1.551.491
Rückversicherungsdepots	518.845	571.779
Bankguthaben	1.933.679	1.262.394
Forderungen und Sonstige Aktiva	4.185.117	3.602.005
	37.181.425	**31.915.678**
PASSIVA (1.000 US-$) *		
Versicherungstechnische Rückstellungen	28.864.284	24.514.301
Rückversicherungsdepots	309.956	272.159
Sonstige Passiva	2.503.493	2.319.195
Anteil der Minderheitsaktionäre	885.935	460.733
Eigenkapital	4.203.849	3.841.701
Jahresgewinn	**413.908**	**507.589**
	37.181.425	**31.915.678**

- In die Konzernbilanz wurden 66 Versicherungsgesellschaften, die in 40 Ländern arbeiten (davon 7 Europ Assistance-Unternehmen), 20 Holding-, 26 Immobiliengesellschaften und 3 landwirtschaftliche Betriebe aufgenommen. An diesen Gesellschaften ist die Generali direkt oder indirekt mit mehr als 50% beteiligt.
- Die Bruttoprämien betrugen 12.096,5 Mio. US-$ (+14,2%), davon 4.398,8 Mio. US-$ aus der Lebensversicherung und 7.697,7 Mio. US-$ aus der Schaden- und Unfallversicherung. Sie verteilen sich wie folgt: Italien 38,4%; sonstige EG-Länder 39,1%; Europa außerhalb der EG 16,6%; außereuropäische Länder 5,9%.
- Die Kapitalanlagen erreichten 32.996,3 Mio. US-$ (+16,5%).
- Die Erträge aus Kapitalanlagen erbrachten 2.647,9 Mio. US-$ (+20,2%). Davon entfielen 64,1% auf festverzinsliche Wertpapiere, 14,1% auf Immobilien, 8,0% auf Aktien, 6,1% auf Bankguthaben und 7,7% auf sonstige Kapitalanlagen.
- Die versicherungstechnischen Rückstellungen erhöhten sich auf 28.864,3 Mio. US-$ (+17,7%).
- Das Eigenkapital erreichte 5.020,3 Mio. US-$, wovon 83,7% der Muttergesellschaft und 16,3% Dritten gehören.
- Im Berichtsjahr wurde ein Gewinn von 413,9 Mio. US-$ erzielt (−18,5%), der sich wie folgt zusammensetzt:

(1.000 US-$) *	1990	1989
Gewinn der Muttergesellschaft	310.736	345.242
Gewinn der anderen Gesellschaften	1.093.414	305.782
Berichtigungen aus der Konsolidierung	−920.742	− 77.238
Gesamtgewinn	**483.408**	**573.786**
Minderheitsanteile	− 69.500	− 66.197
Jahresgewinn	**413.908**	**507.589**

Die Generali-Gruppe ist in Deutschland durch folgende Konzerngesellschaften vertreten: Generali Lebensversicherung AG, Generali Krankenversicherung AG, Deutscher Lloyd Versicherungs-Aktiengesellschaften, Dialog Versicherungs-Aktiengesellschaften, Erste Allgemeine und EA-Generali Versicherungs-Aktiengesellschaften, EA Rechtsschutz Versicherung AG und Europ Assistance Versicherung AG.

GENERALI GRUPPE

DER VERSICHERER OHNE GRENZEN.

auf sich zu lenken. Jedesmal folgten wenig später kleinlaute Dementis.

Der Münchner Chirurg Konrad Meßmer war Anfang der achtziger Jahre einer der ersten, der Hämoglobin als Blut-Ersatz am Menschen testete. Vor allem zwei Probleme jedoch vermochte er nicht zu meistern: Freischwimmende Hämoglobin-Moleküle binden zwar Sauerstoff, doch geben sie ihre lebensnotwendige Fracht im Gewebe nicht ab. Zudem zerfielen die Moleküle schnell in zwei Fragmente, die von der Niere aus dem Blut herausgefiltert wurden und dort zu langfristigen Schäden führten.

Die Frankfurter Firma Biotest entwickelte daraufhin Komplexe aus je vier Hämoglobin-Molekülen. Das chemisch veränderte Protein sollte stabiler sein und den Sauerstoff weniger hartnäckig binden. „Die Ergebnisse bei Versuchen mit Schweinen und Menschenaffen waren phänomenal. Wir haben kein einziges Tier verloren", erinnert sich ein Chemiker der Firma.

Zu den geplanten klinischen Studien kam es dennoch nie. Das chemische Verfahren war zu teuer. Die Frankfurter gaben auf.

Seither hat sich die Hämoglobin-Forschung auf die andere Seite des Atlantiks verlagert – bisher jedoch auch dort ohne durchschlagenden Erfolg. So testeten die Northfield Laboratories nördlich von Chicago 1987 ein neues Hämoglobin-Polymer. Zwei der freiwilligen Versuchspersonen keuchten in plötzlicher Atemnot, die Versuche mußten gestoppt werden.

Ähnlich erging es jetzt dem Pharma-Konzern Upjohn mit seinem modifizierten Rinderhämoglobin. Für 25 Millionen Dollar hatte Upjohn die Rechte daran einer kleineren Firma namens Biopure abgekauft. Erste Experimente mit Menschen in Guatemala, so versicherte die Biopure, seien erfolgreich verlaufen. Doch schon wenige Wochen nach Beginn der klinischen Tests in den USA mußten die Versuchsreihen abgebrochen werden. Wieder hatten sich unerklärliche Nebenwirkungen gezeigt.

„Es ist wie mit einer Zwiebel", klagt Richard Dewoskin, Sprecher der Northfield Laboratories. „Wir schälen ein Problem ab, und ein anderes erscheint."

Auch mit den spektakulären Schweinen mit Menschenblut im Stall der DNX sind diese Probleme offenbar nicht behoben. „Das transgene Schwein mag eine genetische Meisterleistung sein", urteilt Blutforscher Joseph Baron von der University of Chicago (siehe Kasten Seite 215). „Aber die entscheidenden Probleme der medizinischen Therapie löst es noch nicht."

Software

Häßlicher Amerikaner

Ein neuer Zeichenstandard soll die babylonische Sprachverwirrung in der Computerwelt beenden.

In den sechziger Jahren, als es entwikkelt wurde, habe „ASCII", das ABC der Computersprache, „großartig dagestanden". Jetzt habe es nur noch das Image eines „häßlichen Amerikaners". Gefühlvoll gedachte die US-Branchenzeitschrift *Datamation* der besseren Tage des „simplen, kleinen, alten ASCII".

Der nostalgische Abgesang galt einer schlichten Tabelle mit 256 Buchstaben, Ziffern und Sonderzeichen, von der selbst die meisten EDV-Anwender kaum je etwas gehört haben. Dabei ist ASCII (gesprochen „asskie") der gebräuchlichste Computercode der Welt.

Ohne ASCII, den „American Standard Code for Information Interchange" (Amerikanischer Standardcode für Informationsaustausch), würde in der EDV heillose Sprachverwirrung herrschen. Der Zeichensatz schafft Ordnung in der Computersprache: Für viele gängige Schrift- und Grafikzeichen legt er jeweils einen kurzen, computergerechten Code aus Nullen und Einsen fest.

Fast ein Vierteljahrhundert nach ihrer Einführung scheinen die Tage der Tabelle nun gezählt. Der „wohlstrukturierte und übersichtliche Zeichensatz" *(Datamation)* könnte durch „Unicode" abgelöst werden, eine Art globales Super-ASCII mit über 65 000 Zeichen, in dem die fernöstlichen Kanji-Symbole ebenso enthalten sind wie etwa das tibetanische Alphabet.

„Unicode"-Sprecher Whistler
Freie Fahrt für „ü" und „ñ"

Der neue Code wurde von 22 führenden US-Firmen, darunter IBM, Apple, Sun und Microsoft, gemeinsam entwikkelt, weil der vergleichsweise bescheidene ASCII-Zeichensatz für die moderne EDV nicht mehr ausreichte. „Kleinigkeiten", bemerkte dazu *Datamation*, „schaffen manchmal die größten Probleme."

Computer an der Börse: „$" oder „£"?

So beherrscht der „häßliche Amerikaner" ASCII, sehr zum Leidwesen etwa von international operierenden Firmen, Wissenschaftlern und Software-Entwicklern, wichtige Fremdsprachen nur mangelhaft oder gar nicht. „Weltweiter Datenaustausch", erklärt Unicode-Mitentwickler Ken Whistler vom kalifornischen Software-Unternehmen „Metaphor", „wird durch einen derart kurzen Zeichensatz unnötig behindert."

Zwar hat die „Internationale Organisation für Standardisierung" (ISO) den ursprünglichen ASCII-Code bereits von 128 auf 256 Zeichen aufgestockt, die aktuelle „Latin1"-Version enthält auch spezifisch deutsche, französische und spanische Buchstaben, beispielsweise „ü", „é" und „ñ". Aber bereits zu Beginn der achtziger Jahre wurde der Computerindustrie klar, daß sie mittelfristig nicht ohne einen völlig neuen, viel umfassenderen Standard auskommen würde.

So muß etwa ein französischer Ingenieur immer noch auf die gewohnten Akzent-Buchstaben seiner Muttersprache verzichten, wenn er elektronische Post an einen Kollegen in Dänemark schicken will. Was auf dem Bildschirm in Paris korrekt als „é" oder „â" dargestellt wird, käme in Kopenhagen als wirres Kauderwelsch auf den Monitor.

Probleme gibt es sogar beim angloamerikanischen Datenverkehr. US-Computer setzen beispielsweise britischen Kunden ein Dollarzeichen ($) auf die Rechnung, wo eigentlich britische Pfund (£) gemeint sind. Der Grund: Beide Währungssymbole werden auf der ASCII-Tabelle durch denselben Binär-Code repräsentiert.

Ursache des Problems: Der Zeichensatz läßt sich, aus rein mathematischen Gründen, nicht mehr beliebig erweitern. Weil die Buchstaben, Zahlen und Symbole jeweils als 8-Bit-Folgen, also als achtstellige 0/1-Kombinationen, festgelegt sind, muß es bei 256 Zeichen bleiben. Denn mehr als 256 (2^8) verschiedene Möglichkeiten, Nullen und Einsen zu kombinieren, hat der sogenannte 8-Bit-Code nicht zu bieten.

Unicode löst dieses Problem auf ebenso einfache wie wirkungsvolle Weise. In der neuen Tabelle wird jedem Zeichen eine Sequenz von Nullen und Einsen zugewiesen, die doppelt so lang ist wie bei ASCII. Auf diese Weise – in einem 16-Bit-Code – lassen sich insgesamt 65 536 Zeichen definieren (2^{16} verschiedene 0/1-Kombinationen). Das sind mehr als genug, um alle Schriftsprachen der Welt für die EDV zu standardisieren.

Doppelte Code-Länge bedeutet allerdings auch, daß jedes einzelne Zeichen im Arbeits- und Festspeicher des Computers zweimal soviel Platz beansprucht wie bisher. Die Unicode-Version eines

ANZEIGE

HAMBURG EXKLUSIV

Unternehmen einer Stadt

Eine Veröffentlichung der **PR GRUPPE FRANKFURT** Giel u. Partner GmbH · Telefon (0 69) 4 05 86-0, Telefax (0 69) 4 05 86-111, Telex 4 12 532 PRFFM D

Reputation durch professionelle Sportwerbung

Die sechste Deutsche Meisterschaft für die HSV-Volleyballer Kapitän Frank Mackerodt mit der Meistertrophäe

Sportsponsoring hat sich im Rahmen der Produktwerbung und Unternehmenspräsentation zur attraktiven Alternative entwickelt. Die Leistungs-Sport Marketing GmbH ermöglicht Werbung professionell in ein Sportsponsoring-Konzept einzubinden. Sechsmal Deutscher Meister, fünfmal Pokalsieger und drei Teilnahmen an Europapokalendrunden garantieren u.a. den Werbeerfolg. Das Team erprobter PR-Experten, hinter dessen professioneller Leistungskraft nicht zuletzt die überragenden sportlichen Erfolge und die öffentliche Reputation der HSV-Volleyballer stehen, ist auf den Werbe-Bedarf aus Industrie, Wirtschaft und Handel bestens eingestellt.

Wer sich überzeugen will, was attraktives, konzeptionelles Sportsponsoring bedeuten kann – auf der Hamburger Messe „Du und Deine Welt" vom 30.08.-08.09.91, Halle 10, Stand 14, demonstriert die Leistungs-Sport Marketing GmbH neue, ungewöhnliche Präsentationsformen.

Leistungs-Sport Marketing GmbH
Von-Bargen-Straße 36
W-2000 Hamburg 70
Tel.: 0 40-6 57 10 15 · Fax: 0 40-6 56 00 04

CPV: DFÜ-Innovationen aus dem Norden!

CPV Datensysteme GmbH ist einer der größten und innovativsten Anbieter von DFÜ-Hard- und Software. So verfügte CPV z.B. als Erster weltweit über ein ZZF postzugelassenes, integriertes Akustik-Koppler-Modem, den A+M ALPHA, und über Laptop-Inbuilt-Modems.

Die Produktpalette bietet alles was zur Datenfernübertragung gebraucht wird: Modems, Laptop-Inbuilt-Modems, DFÜ-Software und ISDN-Produkte. Ein weiterer Schwerpunkt ist die kundenspezifische Entwicklung von Systemlösungen.

Bei allen Produkten legt CPV besonderen Wert auf die volle Postzulassung aller Produkte.

In Deutschland wird der Vertrieb von Norderstedt zentral gesteuert. In Europa gibt es mehrere Distributeure und in den USA wird der Vertrieb von PSI Process Systems vorgenommen.

Die Vertriebsspezialisten: Rainer Arnold (Geschäftsführer) und Marco Forster (Management-Assistent)

CPV DATENSYSTEME GmbH
Hans-Böckler-Ring 25
W-2000 Norderstedt

Spezielles Know-how von Profis

Als AppleCenter ist die Firma Brosius-Köhler Computer in Hamburg spezialisiert auf den Einsatz von Macintosh-Computer. Sie befaßt sich schwerpunktmäßig mit der Wirtschafts- bzw. Unternehmensberatung, System Engineering und der Erarbeitung von bedürfnisgerechten Gesamtlösungen – hauptsächlich für Großkunden und professionelle Anwender. Das spezielle Know-how der bundesweit agierenden Gruppe erlaubt sowohl die Abwicklung umfangreicher Projekte als auch die Anbindung an Großrechnersysteme (IBM/DEC) und die Einbindung in heterogene Netzwerke.

H.-J. Kuhnke, Niederlassungsleiter (links) und G.Dittmer, Bereichsleiter System Engineering

Brosius-Köhler Computer
Niederlassung Wendenstraße 4
W-2000 Hamburg 1
Tel.: 0 40-23 32 27 · Fax: 0 40-23 21 89

Spezialist für Plotter

Vor etwa 10 Jahren hat sich die Firma A&D Meßtechnik auf Stiftplotter spezialisiert – ein EDV-Ausgabe-Medium, welches DV-Graphik auf Papier bringt. Mit einem umfassenden Service – von der Kaufberatung bis zur Systemintegration – agiert A&D bundesweit als Dienstleister für DV-Händler und Nutzer.

Georg Koch mit einem Plotter

Auf der Basis von ca. 700 Installationen offeriert A&D, z.T. exklusiv für Deutschland, ein nach technischen Kriterien erstelltes Programm von Großplottern, u.a. die innovativen NEO-PLOTS, preiswerte Stiftplotter für Überformate (1,3 x 3,2 m).

A&D Meßtechnik, Georg Koch
Parkallee 7 · W-2000 Hamburg 13
Tel.: 0 40-44 32 33 · Fax: 0 40-44 37 54

HAMBURG EXKLUSIV

Unternehmen einer Stadt

Eine Veröffentlichung der **PR GRUPPE FRANKFURT** Giel u. Partner GmbH · Telefon (0 69) 4 05 86–0. Telefax (0 69) 4 05 86–111. Telex 4 12 532 PRFFM D

Umzüge und Betriebsverlagerungen

Die Herren Hertling sen. und jun. mit Chefdisponent F. Ebeling (v.r.n.l.)

Seit 1945 ist die Firma Gebr. Hertling GmbH im Hamburger Raum ansässig und hat ihr ursprüngliches Stammgeschäft – allgemeine Umzüge mit modernsten Hilfsgeräten – inzwischen kontinuierlich erweitert. Zum Gesamtrepertoire zählen mittlerweile neben dem internationalen Möbeltransport (mit Korrespondenz-Spediteuren auf allen 5 Kontinenten) auch der internationale Containerverkehr, die Lagerung in beheizten Räumen sowie Betriebsverlagerungen, inklusive der logistischen Organisation und Dienstleistungen.

Gebr. Hertling Hamburg GmbH
Postfach 540945
W-2000 Hamburg 54
Tel.: 0 40-5 40 10 31 · Fax: 0 41 01-3 20 93

Mitarbeiter im Mittelpunkt

Ein fester Mitarbeiterstamm ist das Kapital eines Zeitarbeitunternehmens. Daher bietet Friedhelm Bünk, Geschäftsführer der BSK Zeitarbeit GmbH in Hamburg, seinen mehr als 150 festangestellten Mitarbeitern ein vorbildliches Arbeitsklima. BSK beschäftigt Fachkräfte aus gewerblichen, kaufmännischen und technischen Berufen. Unternehmen erhalten so Zeitpersonal, das die gestellten Arbeitsplatzqualifikationen erfüllt.

Großen Wert legt BSK auf die Arbeitssicherheit. Mitarbeiter werden entsprechend den beruflichen Erfordernissen arbeitsmedizinisch untersucht, bevor sie erstmals die Arbeit aufnehmen.

In Veranstaltungen werden alle Mitarbeiter mit den Grundlagen der Arbeitssicherheit vertraut gemacht.

BSK Zeitarbeit GmbH
Ost-West-Straße 49
W-2000 Hamburg 11
Tel.: 0 40-33 77 92
Fax: 0 40-32 39 90

Bank- und Büro-Objekte

BSV-Projektrealisation

BSV steht für eine Planungsgesellschaft, die sich auf Bank- und Versicherungsbauten im norddeutschen Raum spezialisiert hat. BSV steht auch für branchenspezifisches Wissen, gepaart mit Sinn für Formen und Farben.

Zum Leistungsspektrum gehören Beratung, Planung und Abwicklung, aber auch Projektbetreuung zur Unterstützung des Bauherrn, gesichert durch langjährige berufliche Erfahrung.

BSV Planungsgesellschaft für Bank-
Sparkassen- und Versicherungsbauten mbH
Schauenburger Straße 55-57
W-2000 Hamburg 1
Tel.: 0 40-36 57 79 · Fax: 0 40-33 84 95

Software für internationalen Handel

Geschäftsführer Peter Göbel

Die BS/P Unternehmensberatung GmbH versteht sich als Software-Partner für den internationalen Commodity-, Kompensations- und Börsenhandel sowie des Im- und Exports. Als Basisprodukt dient das in multinationaler Kooperation entwickelte BS/Trade – ein flexibles und modulares Softwarepaket, welches sämtliche Bereiche eines Handelsunternehmens vom Auftragseingang bis zum Risikomanagement abdeckt. Zu den Dienstleistungen gehören Organisation, Beratung, Installation, Schulung und permanenter Informationsaustausch.

BS/P Business-Software-Partner
Unternehmensberatung GmbH
Jungfernstieg 50 · W-2000 Hamburg 36
Tel.: 0 40-34 13 96 · Fax: 0 40-35 28 96

Das familiäre Zeitarbeitunternehmen

Familiär, das ist wohl die zutreffende Bezeichnung für die Atmosphäre bei GPI Personaldienst GmbH. „Unsere Mitarbeiter sollen sich wohlfühlen, dann leisten sie gute Arbeit", faßt Firmengründer Rolf Schoras sein Erfolgsrezept zusammen. Seit elf Jahren versorgt GPI Unternehmen im Bundesgebiet mit qualifiziertem Zeitpersonal. Der Clou dabei: GPI bildet viele seiner festangestellten Mitarbeiter in mehrmonatigen Lehrgängen in der eigenen Lehrwerkstatt zum Schweißer aus. Beschäftigte, die bei GPI lernten, bleiben längerfristig bei dem Zeitarbeitunternehmen. Gute Löhne, alle Sozialleistungen und die Möglichkeit, sich weiterzubilden, sprechen für das Arbeitsklima bei GPI. „Wir haben Mitarbeiter, die seit mehr als zehn Jahren bei uns beschäftigt sind. Das zeigt doch die Zufriedenheit hier bei GPI", unterstreicht Rene Schoras, der das Unternehmen in ferner Zukunft von seinem Vater übernehmen wird, wie attraktiv GPI für seine Mitarbeiter ist. Zur Zeit beschäftigt GPI mehr als 500 Fachkräfte, die im gesamten Bundesgebiet eingesetzt werden.

Firmengründer Rolf Schoras

GPI Personaldienst GmbH
Neuhöfer Straße 23
W-2102 Hamburg 93
Tel.: 0 40-75 18 91
Fax: 0 40-75 87 61

Systematics – die Nr. 1 unter Deutschlands Apple Centern

„Bei uns finden Sie jeden Computer der Welt - vorausgesetzt es ist ein Macintosh." – Die Firmengründer Fritz und Rosemarie Borgstedt

Apple ist nicht einfach nur der Name für zeitgemäße Computer-High-Tech, sondern steht auch für die besondere, zukunftsweisend unkonventionelle Professionalität in menschlichen Arbeitswelten. Systematics, Apple-Pionier im wahrsten Wortsinn auch von Unternehmens-Kultur, hat in den sieben Jahren seit Gründung immer wieder die prägenden Zeichen für den Markt gesetzt.

„Wir helfen Menschen, ihre individuelle Arbeit und ihre Arbeit im Team kreativ und produktiv zu gestalten. Der kontinuierliche Dialog mit dem Kunden hilft uns, die Kundenprobleme und -bedürfnisse genau zu kennen." – Systematics-Chef und Spiritus rector des bundesweit mit über 20 Geschäftsstellen präsenten Unternehmens, Fritz Borgstedt, nennt die Zahlen, die den Erfolg des qualitätsorientierten Konzepts belegen. 68 Millionen DM Umsatz 1990. 110 Millionen werden es '91 sein.

Namhafte Verlagshäuser, Redaktionen sowie mittelständische Unternehmen gehören ebenso wie der private Nutzer zum Kundenkreis. Als „Problemlöser im operativen Einsatz", Support und Schulung eingeschlossen, hat sich Systematics immer wieder, auch unter den besonders komplizierten Bedingungen in den neuen Bundesländern, einen Namen gemacht. 48-Stunden-Realisationen mit neuinstallierten Macintosh Computern bezeichnen nicht zuletzt das außerordentliche Systematics-Leistungsvermögen als „Netzwerk-Feuerwehr" in dem so zeitsensiblen Bereich Printmedien.

Mit Ragtime hat es Firmentochter Unicorn, der Software-Publisher unter der Ägide von Rosemarie Borgstedt, zur Number One in den Chip-Charts bei integrierten Paketen gebracht.

Systematics Apple Center
Zentrale:
Ifflandstraße 81-83
W-2000 Hamburg 76
Tel.: 0 40-2 27 19 50
Fax: 0 40-22 29 48

HAMBURG EXKLUSIV

Unternehmen einer Stadt

Eine Veröffentlichung der **PR GRUPPE FRANKFURT** Giel u. Partner GmbH · Telefon (0 69) 4 05 86-0. Telefax (0 69) 4 05 86-111. Telex 4 12 532 PRFFM D

CONLINK-Leasing: Eine Idee setzt sich durch

Dr. Wolfgang Meyer-Hofmann...

Die wichtigsten Vorteile eines Leasingvertrages sind für den Leasingnehmer einerseits die vollen Nutzungs- und Gebrauchsrechte und andererseits die seiner Finanzkraft angepaßten Zahlungsraten. Wurde diesem Finanzierungsmodus vor Jahren noch anfängliche Skepsis und Mißtrauen entgegengebracht, so hat sich Leasing mittlerweile in zahlreichen Branchen und Wirtschaftsbereichen durchgesetzt. Entsprechend vielfältig ist die Dienstleistungspalette der CONLINK Leasing GmbH & Co, die nicht nur im Kfz-Handel und der Umwelttechnik tätig ist, sondern auch in der Medizin- und Bürotechnik und weiterhin einen speziellen Leasing-Service für Container, Sportflugzeuge, Regionaljets, Hubschrauber und insbesondere für Landmaschinen anbietet.

Nach individueller Beratung und Prüfung von Betriebsstruktur und Equipment werden bedarfsgerechte Finanzierungspläne erarbeitet; zum umfangreichen Finanzdienstleistungs-Service von CONLINK Leasing zählt neben der Kapitalbereitstellung auch die Erstellung von steueroptimierten Konzepten. Für Unternehmen mit Filialstruktur wurde ein besonderes Anlageverwaltungsprogramm entwickelt.

...und Volker Jaschke, geschäftsführende Gesellschafter

CONLINK Leasing GmbH & Co
Zum Fürstenmoor 11 · W-2100 Hamburg 90
Tel.: 0 40-79 01 70-0 · Fax: 0 40-7 92 22 62

Ein Zeichen von Persönlichkeit

Besondere Akzente setzt der Schmuckdesigner Uli Glaser durch die Konfrontation neuer Farben, Formen und Materialien.

Multifunktionell einsetzbare Creationen, aus teilweise veränderbaren Elementen, geben dem Kunden die Möglichkeit zur Individualität.

Ulrich Glaser entwirft Schmuck, der Ihre Persönlichkeit unterstreicht

Seine Unikate, in perfekter handwerklicher Ausführung, haben international für Aufsehen gesorgt. Bei Schmuckliebhabern, die ihren eigenen Stil gefunden haben, gehört sein Atelier längst zu den Insideradressen in Hamburg.

Schmuckdesign Ulrich Glaser
Theodorstraße 41v · W-2000 Hamburg 50
Tel.: 0 40-8 99 30 60 · Fax: 0 40-8 99 13 75

Allen denkbaren Risiken einen großen Schritt voraus

Seit dem 8. Mai 1985 neuer Sitz der Nord-Alarm – die Zentrale in Hamburg

Die Nord-Alarm Gesellschaft für Alarm- und Sicherheitsanlagen mbH & Co. gehört zu den kompetentesten Anbietern, wenn es um gewerbliche und private Sicherheit geht. Rund 300 Mitarbeiter – Ingenieure, Techniker und Meister aus den verschiedensten Bereichen – setzen Sicherheitsansprüche technisch überzeugend und wirtschaftlich rentabel um. Nord-Alarm bietet maßgeschneiderte Sicherheitskonzepte, sei es für das Ein-Familien-Haus oder für große Industriekomplexe. 14 eigene Niederlassungen sowie neun Vertragspartner in der Bundesrepublik Deutschland gewährleisten, daß Störungen in kürzester Zeit rund um die Uhr behoben werden. Das Leistungsangebot der vom Verband der Sachversicherer anerkannten Errichterfirma deckt alle Sicherheitsbereiche ab. Die Hardware für die Projekte liefert der Vertragspartner Fritz Fuß GmbH. So garantiert Nord-Alarm Sicherheit von Anfang an.

Geschäftsführer Uwe F.C. Dahncke

Nord-Alarm – Gesellschaft für Alarm- und Sicherheitsanlagen mbH & Co.
Bramfelder Chaussee 100 · W-2000 Hamburg 71
Tel.: 0 40-61 16 11-0 · Fax: 0 40-61 16 11 89

In Zukunft: NeXT

Die Jägersberg Vertriebs- und Beratungsges.mbH & Co präsentiert sich in erster Linie als Systemintegrator, der für seine Kunden aus dem für Laien fast unüberschaubar gewordenen Gesamtangebot von Hard- und Softwareprodukten bedarfsgerechte Gesamtlösungen erarbeitet. Diesbezügliche Bedürfnisse bestehen insbesondere bei mittelständischen und großen Industrieunternehmen, in der Verwaltung und auf dem Finanzsektor. In diesen Tagen wird die Jägersberg V.u.B. mbH die Technologie der 90er Jahre vorstellen: Die NeXTstation, eine Multi-Media-Maschine mit graphischer Benutzeroberfläche.

Die NeXTstation

Jägersberg Vertriebs- und Beratungsges.mbH & Co
Spaldingstraße 140 · W-2000 Hamburg 1
Tel.: 0 40-23 61 14-0 · Fax: 0 40-23 61 14-33

Spezialist für Datennetzwerke

Bereits seit 9 Jahren befaßt sich die Eckmann Datentechnik GmbH & Co mit dem Vertrieb und der Installation von Datennetzwerken und kann diesbezügliche Referenzen zu Ethernet, IBM-Verkabelungssystem und Token-Ring vorweisen.

Neben der Lieferung der zugehörigen elektronischen Komponenten und des Installationsmaterials hat man sich schwerpunktmäßig auf die Planung und Installation hardwareunabhängiger Verkabelungssysteme spezialisiert.

Besondere Erfahrungen existieren nachweislich in der Ausführung praxisgerechter Lichtwellenleiternetze für die Industrie mit dokumentierter, betriebsfertiger Übergabe an die Kunden.

Eckmann Datentechnik GmbH & Co
Beim Umspannwerk
W-2000 Norderstedt
Tel.: 0 40-5 22 80 15+5 26 12 26
Fax: 0 40-5 22 40 67

Maßgeschneiderte Büroflächen

Der „Deichtorhof" mit einer Nutzfläche von 17.800 qm

Die Firma Lohmeyer Industrie-Immobilien/Verwaltung präsentiert sich als ein dynamisches Makler- und Immobilienverwaltungsbüro, welches insbesondere auf dem Gebiet der Büro- und Gewerbe-Immobilien erfolgreich tätig ist. Mit renommierten Architekten werden Konzepte für die optimale Ablauforganisation erarbeitet; so konnten seit 1987 in Hamburg rund 75.000 qm Büroneubaufläche plaziert werden. Weitere 60.000 qm stehen ab 1993 der Erstvermietung wieder zur Verfügung.

Lohmeyer Industrie-Immobilien/Verwaltung
Erikastraße 133 · W-2000 Hamburg 20
Tel.: 040-465026 · Fax: 040-476117

elektronischen Briefes beispielsweise wäre doppelt so lang wie dieselbe Mitteilung in ASCII-Lesart.

So ist der neue Zeichensatz der jüngsten Generation leistungsfähiger Arbeitsplatzrechner, den oftmals vielfach vernetzten sogenannten Workstations, gleichsam auf den Leib geschrieben. Großrechner-Betreiber mit riesigen Datenbanken hingegen, erklärt Unicode-Mitentwickler Whistler, können auf den neuen Code einstweilen noch verzichten: „Die werden doch ihre Bestände nicht aufs Doppelte aufpusten."

Für Geschäftsleute und Wissenschaftler dagegen wäre der erweiterte Zeichensatz ein immenser Fortschritt. So ist in Unicode (neben vielen anderen) auch der kyrillische und der hebräische Zeichensatz integriert, dazu die chinesischen, japanischen und koreanischen Alphabete (insgesamt 4096 Schriftzeichen), für die es bisher verschiedene gesonderte Standards gab. Als größten Block enthält die Tabelle 27 000 chinesische Han-Symbole.

Der internationale Datenaustausch könnte durch den neuen Code in Zukunft erheblich vereinfacht werden. Hard- und Software für ausländische Märkte ließen sich sehr viel schneller als bisher an die jeweiligen Zeichensätze anpassen. „Auf lange Sicht", meint Unicode-Sprecher Whistler, „wird sich das gewaltig bezahlt machen."

Ob sich Unicode allerdings als Weltstandard durchsetzen wird, hängt vor allem von der ISO ab, die bereits seit 1983 ebenfalls an einem entsprechenden Super-Zeichensatz arbeitet, genannt „ISO 10646". Den letzten ISO-Entwurf hatten 14 Länder, darunter die USA, China, Frankreich und Großbritannien, wegen deutlicher Design-Mängel abgelehnt.

Seit Montag letzter Woche wird nun in Genf, dem Sitz der Standard-Organisation, neu verhandelt. Die meisten Beteiligten halten einen Kompromiß aus beiden Zeichensätzen, mit einem deutlichen Übergewicht von Unicode, für wahrscheinlich.

Wenn es nicht zu einer Einigung kommt, soll der Unicode-Zeichensatz, Version 1.0, im Herbst als Buch veröffentlicht werden. Seit Ende vergangenen Jahres verfügen die Konsortiumsmitglieder über eine Vorabfassung. So will etwa der Software-Riese Microsoft sein Erfolgsprogramm „Windows" dem Unicode anpassen, eine Demo-Version wurde vorletzte Woche bei einer Entwicklerkonferenz vorgeführt.

Die Unicode-Befürworter sind jedenfalls für alle Eventualitäten gewappnet. Außer im Unicode-Konsortium sind Firmen wie IBM, Apple, Microsoft und Xerox, sicher ist sicher, auch noch im ISO-Komitee vertreten.

Mayas

Kopf ab

Eine Öko-Katastrophe, ausgelöst durch wiederholte Angriffskriege, führte zum Untergang der Mayas.

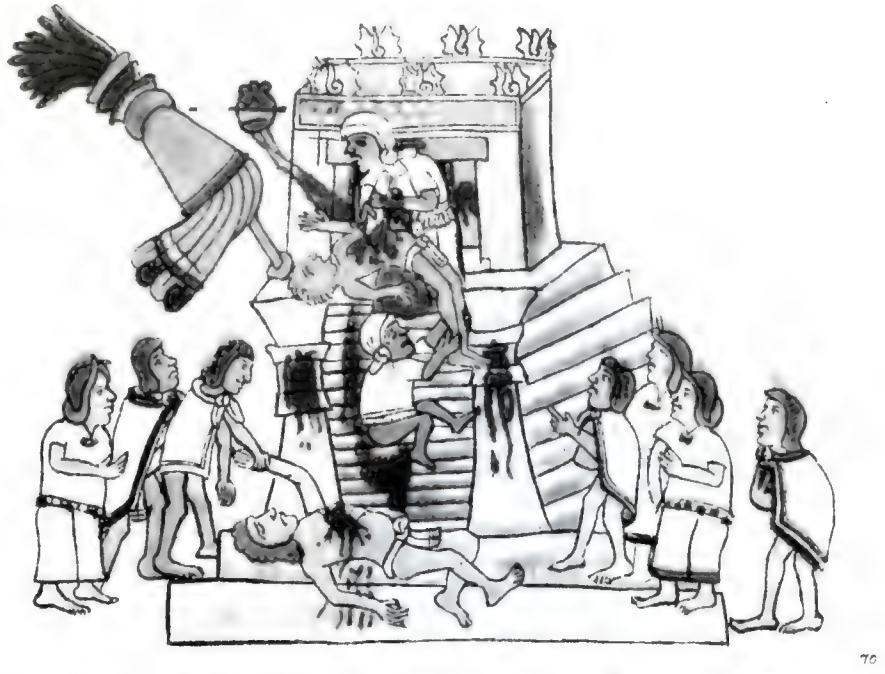
Die Archäologen erklommen die Spitze einer zerfallenen Pyramide; dort hoben sie einen brunnenförmigen Schacht aus. Durch den steinernen Schlund drangen sie, bedrängt von rutschendem Geröll, tief in das Innere der Tempelruine.

Die schweißtreibende Wühlerei, mitten im dampfenden Urwald von Guatemala, wurde zum Abstieg in eine dunkle Vergangenheit. In einem von Einsturz bedrohten Gewölbe, nahe dem Pyramiden-Zentrum, stießen die Forscher auf ein Gerippe, das mit funkelnden Edelsteinen bestückt war: Ein mosaikartiger Kopfschmuck, zusammengesetzt aus Muscheln, Perlmutt und Jade, krönte den bleichen Schädel.

Der prächtige Kopfputz entsprach der besonderen Bedeutung des Toten. Die Altertumsforscher hatten, nach zweijähriger Suche, die Grabkammer eines einst mächtigen Maya-Herrschers entdeckt – nach Ansicht der Wissenschaftler stellen die fürstlichen Gebeine, die im Frühjahr in der verlassenen Maya-Stadt Dos Pilas ausgegraben wurden, einen sensationellen Fund dar: Bei dem Toten handele es sich, wie der Ausgrabungsleiter Arthur Demarest annimmt, um „die Schlüsselfigur beim Untergang der Maya-Zivilisation".

Der einflußreiche Maya-Herrscher, erläutert der Anthropologe von der Vanderbilt University in Nashville (US-Staat Tennessee), habe eine „katastrophale Kette von Ereignissen ausgelöst, die dazu führten, daß das Maya-Reich in ein Dutzend sich bekriegender Kleinstaaten zerbrach". Innerhalb von nur 50 Jahren sei die gesamte Indio-Gesellschaft „militarisiert" worden, sagt Demarest, was schließlich die „Ökologie der Region zerstört" habe.

Demarests Erkenntnisse könnten womöglich erklären, weshalb die zwischen dem Golf von Mexiko und der Karibischen See angesiedelte Hochkultur irgendwann nach dem Jahre 900 ihr Zerfalls-Datum erreichte. Die vorherrschende Forscher-Meinung ist, daß die Mayas seinerzeit aus den tropischen Regenwäldern des heutigen Guatemala und Südmexiko verschwanden.



Menschenopfer bei den Mayas*: „Blut als Bindemittel der Gesellschaft"

Eine Bestätigung ihrer neuen Untergangs-Deutung versprechen sich die Altertumsforscher nun von der Dechiffrierung der verschiedenen Grabbeilagen, die neben den Gebeinen des Maya-Fürsten in der „archäologischen Schatzkammer" *(Newsweek)* verstreut lagen – darunter scharfe Obsidian-Messer, mit denen rituelle Handlungen vollzogen wurden, und mit Inschriften versehene Tonkrüge.

Auf den Grabgefäßen, vermuten die Wissenschaftler, sei gewiß auch der Name des unheilträchtigen Potentaten vermerkt, den die Forscher einstweilen als „Herrscher Zwei" der Maya-Stadt Dos Pilas bezeichnen.

* Mexikanische Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert.

Anthropologe Demarest, Maya-Funde: Kriegslüsterner Staatenlenker

Erste Hinweise auf die Begräbnisstätte des Maya-Herrschers erhielten die Forscher, als es ihnen gelang, die komplexen Hieroglyphen einer wuchtigen Stele zu entschlüsseln. Das „außergewöhnliche Grabmal" (so der Schriftexperte Stephen Houston), eine in Stein gemeißelte Chronik, berichtet von einem kriegslüsternen Staatenlenker – und von dramatischen Umwälzungen, die „Herrscher Zwei" in Gang gesetzt habe.

Der Machtmensch brach der Chronik zufolge erstmals mit einem ungeschriebenen Gesetz der Maya-Zivilisation: Er griff die benachbarten Großsiedlungen an, um sein eigenes Territorium gewaltsam auszudehnen. Anthropologe Demarest hält das Treiben des Aggressors für „viel zerstörerischer, als wir es uns bislang vorgestellt hatten".

Anfangs wütete der Kriegsherr mit durchschlagendem Erfolg: Im Jahre 740 nach Christus bildete Petexbatun mit der Hauptstadt Dos Pilas das größte Königreich in der Geschichte der Mayas.

Doch der Ruhm währte nur kurze Zeit: 760, 35 Jahre nach dem Tod des Maya-Königs, fiel Dos Pilas. Als die feindlichen Truppen einmarschierten, gingen die Einwohner der Urwald-Stadt hinter befestigten Wällen in Deckung – die Steine dafür hatten sie aus der Pyramide gebrochen, in der „Herrscher Zwei" beigesetzt worden war.

Es kam noch schlimmer. Weitere 70 Jahre später war der ganze Landstrich restlos verwüstet. Die von „Herrscher Zwei" ausgelösten Eroberungskriege, so glauben die US-Wissenschaftler, hatten verheerende Auswirkungen auf das soziale Leben.

Fluchtartig verließen die Bauern, als die Kämpfe begannen, ihre Dörfer im Umland und verschanzten sich in den dünnbesiedelten Städten; die Maya-Metropolen, ursprünglich allein der Elite vorbehalten, wurden durch Schützengräben und Verteidigungsmauern zu wehrhaften Festungen ausgebaut.

Als Folge der massenhaften Landflucht mußte der Ackerbau ebenfalls hinter die hochgezogenen Stadtmauern verlegt werden – konzentriert auf denkbar knappem Raum. Doch der Boden im Regenwald, so Demarest, „vertrug keine intensive Beackerung, wie sie die eingemauerten Felder mit sich brachten". So schlitterten die Dschungelbewohner in eine Öko-Katastrophe; sie mußten ums Überleben kämpfen und holzten den Regenwald außerhalb der Umfriedungen ab, um immer neue Ackerflächen zu gewinnen.

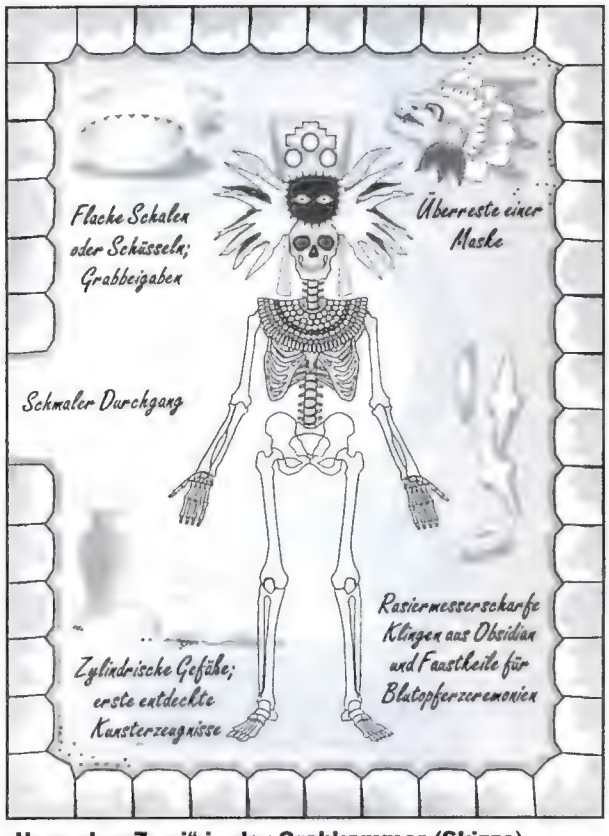
Vor Beginn der Städte-Kriege hatten die umsichtigen Maya-Bauern, angepaßt an die empfindlichen, erosionsgefährdeten Böden des Regenwaldes, eine riesige Fläche bewirtschaftet. So konnten sie ihre schon nach wenigen Ernten ausgelaugten Felder, auf denen sie Mais, Bohnen und Kürbis kultivierten, nach kurzer Nutzung für Jahre brachliegen lassen. Ein weitverzweigtes Netz von Gräben sorgte, wie Radar-Aufnahmen aus dem Weltraum schon Ende der siebziger Jahre zeigten, auf einem Gebiet von 80 000 Quadratkilometern für die nötige Bewässerung.

Daß es sich bei der Indio-Kultur keineswegs um eine friedvolle Idylle gehandelt hat, wie romantisierende Archäologen früher gern behauptet hatten, war den Wissenschaftlern schon seit etlichen Jahren klar.

Vor allem die nahezu lückenlose Entzifferung der geheimnisvollen Hieroglyphen-Schrift, die Jahrzehnte in Anspruch nahm, enthüllte neben faszinierenden Leistungen in der Astronomie, beim Kalendermachen oder in der Architektur ein ziemlich gewalttätiges Alltagsleben – „Blut", so notierten die Kunsthistorikerinnen Linda Schele und Mary Ellen Miller, „war das Bindemittel der Maya-Gesellschaft."

So pflegten sich die Maya-Führer in blutrünstigen Zeremonien eigenhändig zu verstümmeln, um die zürnenden Götter gnädig zu stimmen. Mit derselben Zielsetzung trachteten die rivalisierenden Aristokraten danach, einander gefangenzunehmen.

Die Besiegten wurden nicht selten zur Teilnahme an rituellen Ballspielen gezwungen; wer unterlag, verlor seinen Kopf – der diente in der nächsten Runde dann als Ball.



„Herrscher Zwei" in der Grabkammer (Skizze)
Kopfschmuck aus Perlmutt und Jade

manager magazin

Cracker. Der neue BASF-Chef Jürgen Strube steht vor einer gewaltigen Herausforderung: Er muß mit den Altlasten seines Vorgängers aufräumen.

Drücker. Mit tolldreisten Methoden verscherbeln die Starverkäufer im Allfinanz-Geschäft Policen und Fonds – und verdienen dabei Millionen.

Macher. Weitsichtige Manager machen es vor: Aktiver Umweltschutz bessert nicht nur das Image, es bringt Geld. Ein Heft im Heft voller Fallstudien.

Wirtschaft aus erster Hand

Ab 27.8. am Kiosk!

PERSONALIEN

Björn Engholm, 51, Ministerpräsident von Schleswig-Holstein und SPD-Vorsitzender, gab sich jetzt in einem Interview als Gelegenheits-Kirchgänger zu erkennen. Er besuche die Kirche, gestand er dem Männermagazin *Playboy*, „wenn zum Beispiel jemand predigt, von dem ich weiß, er hat was zu sagen". Doch die rechte Befriedigung zieht der musisch veranlagte Politiker erst aus eigener Aktivität: Es gebe „nichts Schöneres, als in einer Kirche zu sitzen und aus vollem Hals zu singen". „Wo", so fragt der SPD-Chef, „kann man vor allem so herrlich falsch singen?"

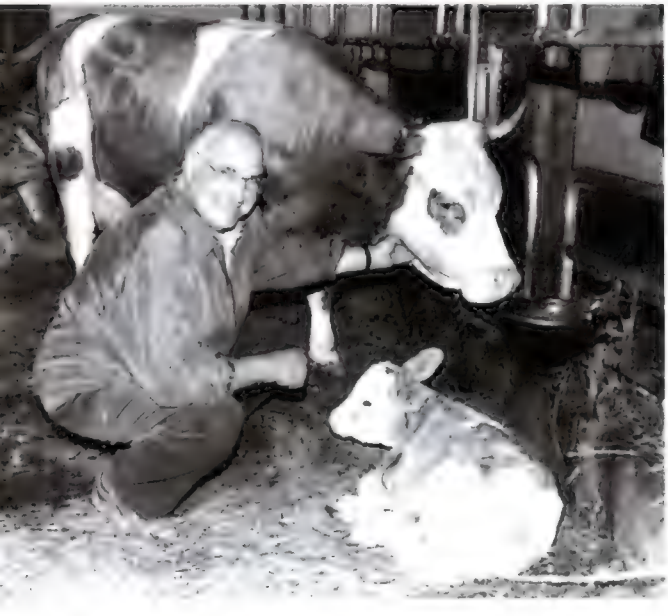
Gerhard Stoltenberg, 62, Bundesverteidigungsminister, wird vom Osten unter Beschuß genommen. Die PDS will in einer kleinen Anfrage im Bundestag wissen, warum die Hardthöhe das „Panzerlied" („Froh ist unser Sinn, es braust unser Panzer im Sturmwind dahin") verteidigt, das im neuen Liederbuch der Bundeswehr zu finden ist und 1934 von einem Oberleutnant getextet wurde. Stoltenberg soll den Sozialisten, deren Vorgängerpartei SED schon Schulkindern Panzerfahrunterricht erteilte, nun erklären, wozu das „Absingen von kriegstreibenden, nationalistischen, heimatkitschigen und sexistischen Liedern" gut sei.

Peter Rabl, 43, Herausgeber des österreichischen Nachrichtenmagazins *Profil*, sorgte vergangene Woche mit einem Trick der Yellow Press für „einen rauschenden Absatz" seines Journals. Rabl ließ nicht nur Nuditäten auf die Titelseite seines Blattes heben, sondern gleich ein offenbar kopulierendes Paar, dessen Genitalbereich mit einem Rubbel-Aufkleber abgedeckt war (Foto). Per Fußnote erfuhren *Profil*-Leser: „Das Rubbeln ist für Jugendliche unter 18 Jahren nicht gestattet." Doch neugierige Rubbler aller Altersklassen wurden getäuscht. Statt einen Blick auf Geschlechtsteile erhielten sie, nachdem die Folie wegradiert war, eine an Selbsterkenntnis reichende bevölkerungsstatistische Information: „25 % aller Österreicher sind Voyeure."

Barbara Bush, 66, Frau des US-Präsidenten, erhielt dieser Tage Schmähungen statt guter Worte dafür, daß sie sich der Leidenschaft ihres Mannes unterwarf. Die Präsidentengattin, immer bestrebt, ihrem Gemahl möglichst oft nahe zu sein, hatte in diesem Sommer Golfen gelernt, um mit dem passionierten Golfer **George Bush,** 67 (Foto), gemeinsam spielen zu können. Der erste Auftritt des frischgebackenen Golfer-Ehepaars auf dem Golfplatz im Ferienort Kennebunkport endete im Frust. Zunächst beorderte Bush („Wir wollen sie nervös machen") Kameraleute zu Loch 18, wo Ehefrau Barbara mit Ball und Schläger dilettierte (Foto). Anderntags äußerte sich der Golf-Macho vor Reportern abfällig über das Golfspiel seiner Frau: „hundsmiserabel". Die First Lady, wie immer loyal, versuchte ihren Mann vor Reportern zu verteidigen: Bush habe nur sie selbst zitiert, ihr Spiel sei tatsächlich „ein Desaster" gewesen. Doch der Präsident blieb ungalant: „Ich kann jetzt nicht noch länger warten, um mit meiner Frau Hand in Hand das Fairway hinunterzugehen." Sprach's und entschwand mit seinen Golffreunden zum Spiel. Befragt, wann sie wieder mit ihrem Ehemann golfen werde, antwortete die Geschmähte fest: „nie wieder".

Gennadij Janajew, 54, während des Staatsstreichs sowjetischer Präsident, enttäuschte einstige Zechkumpane. Ehemalige Funktionäre des Bremer Landesjugendringes äußerten sich „entsetzt" über die politischen Umtriebe des Mannes (Foto, M.), mit dem sie 1975 im Ratskeller der Hansestadt in einer bierseligen Runde gefeiert hatten. Janajew war als Vorsitzender des „Komitees der Jugendorganisationen der Sowjetunion" gekommen; er gilt als Vater des deutsch-sowjetischen Jugendaustauschs. Inge Weiss, frühere Geschäftsführerin des Jugendringes, hat den Putschisten als „sehr beeindruckend" in Erinnerung: „Er war höflich, charmant, freundlich und zurückhaltend." Das Scheitern Janajews als Umstürzler wundert sie allerdings überhaupt nicht: „Ich fand gleich, das Präsidentenamt war für ihn eine Nummer zu groß."

Helmut Kohl, 61, Bundeskanzler, hat die Mitglieder des Bauernverbands von Schönbrunn am Lusen im Bayerischen Wald mit ostentativer Tierliebe in Rage gebracht. Die Landwirte aus dem Landkreis Freyung-Grafenau fassen es als „blanken Hohn" auf, daß der Kanzler in seinem Österreich-Urlaub hingebungsvoll ausländisches Rindvieh krault und sich dabei auch noch fotografieren läßt (Foto). Unterdessen gingen, so die Bauern in einem Protest-Brief an Kohl, dort, „wo Sie selbst politische Verantwortung zu übernehmen hätten, jährlich



Tausende landwirtschaftlicher Betriebe zugrunde". Die Begegnung mit dem Kalb Schecki in St. Gilgen am Wolfgangsee, hofft das erregte Landvolk, habe dem Kanzler aber vielleicht doch Zeit gelassen, über den Nährstand nachzudenken. Sollten die Bauern „in dem von Ihnen regierten Land" nicht mehr gebraucht werden, bitten die Niederbayern, „uns diese bittere Wahrheit mitzuteilen".

Eduard Lintner, 46, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium, geriet als Verbreiter von Stasi-Gerüchten ins Zwielicht. Der CSU-Politiker – seit 1990 auch Rundfunkrat im Deutschlandfunk (DLF) – hatte in Sachsen über wichtige Personalien beim neuen Mitteldeutschen Rundfunk gesprochen. Als der Name des früheren DLF-Korrespondenten Uwe-Eckart Böttger fiel, winkte Lintner ab. Der Mann sei nach Erkenntnissen des DLF-Intendanten Edmund Gruber als U-Boot der Stasi im Kölner Sender installiert worden. Gruber hatte ähnliches im Oktober letzten Jahres in der sogenannten Schwarzen Messe, dem Freundeskreis der CDU/CSU-Gremienmitglieder, berichtet. Der Journalist, der mit Gruber im Clinch lag, kann nicht nur einen Persil-Schein der Gauck-Behörde vorweisen, sondern hat sogar amtlich, daß er wegen seiner Gegnerschaft zum DDR-Regime von der Stasi observiert wurde. Gruber ließ jetzt, zur Verblüffung einiger Teilnehmer der Schwarzen Messe, mitteilen, er habe niemals behauptet, daß Böttger „Mitarbeiter der Stasi" gewesen sei. Lintner will den Fall diese Woche in Berlin zum Thema einer Schwarzen Messe machen.

Doi Koji, 28 (Foto), in Paris lebender japanischer Bildhauer, versuchte sich auf seine Art über ein in Europa noch immer gern gehegtes Vorurteil lustig zu machen: Sowenig wie die Japaner westliche Technik nur kopierten, so wenig seien auch die japanischen Künstler Kopierer westlicher Kunst. Damit die Behauptung auch europäischen Köpfen gleich einleuchtet, arrangierte Koji in einer Pariser Galerie 144 identische Gips-Schafe in der Form des Markenzeichens „Wollsiegel" (Foto). Koji über sich und seine Arbeit selbstbewußt: „Ich brauchte nicht lange nachzudenken, ich arbeitete einfach mit dem biblischen Lamm, dem Symbol der Reinheit." Was dabei herauskam, beschrieb der französische *Figaro* knapp: „Er schuf das Bild des Herdenmenschen."

In welchem Leben wollen Sie eigentlich einen Aston Martin fahren, wenn nicht in diesem?

1. Ungeachtet gegenteiliger Beteuerungen aus Rom und Teheran ist die Existenz einer unsterblichen menschlichen Seele nach wie vor höchst umstritten.

2. Auch liegen uns bis heute keinerlei stichhaltige Beweise für ein Weiterfahren nach dem Tode vor (das Phänomen der Wiederauferstehung ist ein Einzelfall, gehört in die Formel 1 und damit nicht hierher).

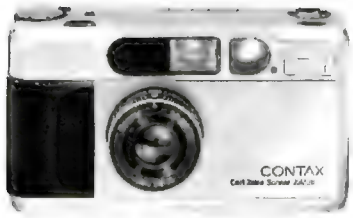
3. Angesichts der offenbaren Unwiederholbarkeit Ihrer wie unserer Existenz möchten wir daher nicht versäumen, Sie noch einmal nachdrücklich auf einen der höchsten Genüsse des automobilen Daseins hinzuweisen.

4. Zwar vermag auch die Anschaffung eines gebrauchten Aston Martin keinesfalls die individuelle Lebensspanne zu verlängern.

5. Aber schon der erste leise Druck auf das traditionell von Hand geschmiedete Gaspedal wird Ihr Verhältnis zu Raum und Zeit spürbar entspannen.

6. Ein führender Mitarbeiter des britischen Geheimdienstes verspürte in seinem DB 5 bekanntlich sogar ein Gefühl der Unsterblichkeit. Doch das trifft, bei nüchterner Betrachtung, höchstens für das Fahrzeug zu, und (im Normalfall) nicht für seine Fahrer.

CAR & DRIVER
HAMBURG
Authorized Sales & Service
ASTON MARTIN · BENTLEY · LAGONDA · ROLLS-ROYCE
Friedr.-Ebert-Damm 110 · 2000 Hamburg 70
Telefon 040-69 69 500 · Fax 040-69 69 50 50



Die neue Contax T2 erfüllt alle Kriterien einer zeitgemäßen Compact Camera. Allerdings definiert im Sinne der Contax Philosophie. Kompromißlos in jedem Detail. Und selbstverständlich ausgestattet mit dem legendären Carl Zeiss Sonnar 2.8/38 mm Objektiv. Sprechen Sie Ihren Contax Fachhändler an. Vielleicht hat er noch eine für Sie. CONTAX T2

The Classic Compact

NIEMAND BRAUCHT DIESE CAMERA,
ABER VIELE HABEN AUF SIE GEWARTET

KYOCERA Contax is a trademark of Kyocera Corporation Japan

GESTORBEN

Oswald von Nell-Breuning, 101. Angst vor dem Tod hatte er nicht. Voller Glaubenszuversicht wußte der aristokratische Kirchenmann, er werde „bei seinem Herrgott gut ankommen". Furchtlos und glaubwürdig war der Jesuitenpater und emeritierte Professor an der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt Zeit seines Lebens.

Wenn seine Kirche soziale Ungerechtigkeit verschleierte, hielt ihr der Großbürgersohn, Theologe und studierte Volkswirtschaftler seine unbequemen Wahrheiten entgegen. Schon früh begann Nell-Breuning, der in seiner Heimatstadt Trier das gleiche Gymnasium besucht hatte wie Jahrzehnte vor ihm Karl Marx, sich mit der Arbeiterfrage zu beschäftigen. Intensiv setzte er sich mit den Lehren von Karl Marx auseinander, bis hin zu der Erkenntnis, daß „wir über unsere Welt nicht geistreich philosophieren, sondern sie herzhaft anpacken, sie verändern, sie gegebenenfalls umkrempeln und vom Kopf auf die Füße stellen" sollten. Insofern stimme die Lehre Jesu mit derjenigen von Marx überein. Anlaß zur Entwicklung seiner Soziallehre war der seit der Jahrhundertwende schwelende Streit zwischen katholischen Arbeitnehmern und ihrer Amtskirche. Aus freien Gewerkschaften waren christliche Gewerkschaften hervorgegangen, denen auch evangelische Arbeitnehmer beitreten konnten. Die katholische Kirche verweigerte den Gewerkschaften daraufhin jegliche Unterstützung, um „die Reinheit des Glaubens" nicht zu gefährden. Für den gradlinigen Nell-Breuning ein Anlaß, sich die Wiedergutmachung dieses Unrechts zu einer „Art Lebensaufgabe" zu machen. Anbiederung oder gar Schulterschluß mit den Gewerkschaften lagen dem gehorsamen Ordensmann jedoch ebenso fern wie das Bekenntnis zu einer politischen Partei. Dennoch nahm er maßgeblich Einfluß auf das Godesberger Programm der SPD. In mehr als 1700 Publikationen entwarf Nell-Breuning immer wieder Modelle einer sozialen Gesellschaft. Als maßgeblicher Mitarbeiter an der Sozial-Enzyklika von Papst Pius XI. „Quadragesimo anno" forderte er bereits 1931 die Sozialbindung des Eigentums, nach dem Zweiten Weltkrieg eine der Grundlagen der sozialen Marktordnung in der Bundesrepublik. Oswald von Nell-Breuning starb am vergangenen Donnerstag in Frankfurt.

◆

Wolfgang Hildesheimer, 74. Er erschien wie ein Sonntagskind, als er in der deutschen Nachkriegs-Literatur auftauchte: Frei von der sehr deutschen Bedrückung, Zerknirschtheit und Provinzialität, die im Freundeskreis der „Gruppe 47" vorherrschten, ließ Hildesheimer seine Fabulierlust in den „Lieblosen Legenden" (1952) blühen; weltläufig, gebildet, mit geradezu musikalischer Eleganz erzählte er von Hochstaplern oder Fälschern, die den wichtigtuerischen abendländischen Kulturbetrieb ad absurdum führen. Das „Ende einer Welt", so der Titel eines der Stücke aus der Sammlung, war ihm ein satirisches Vergnügen. Von sich selbst sprach er nicht. Wolfgang Hildesheimer, 1916 in Hamburg geboren, war 1933 mit seinen Eltern nach Palästina emigriert, hatte in London Kunst studiert, während des Krieges für die britische Verwaltung in Palästina gearbeitet und kam 1946 nach Deutschland zurück: als Dolmetscher und Protokollführer beim Nürnberger Prozeß. Die allmählich verfettende Bundesrepublik, in deren politische Angelegenheiten er sich kaum je einmengte, war kein Land für ihn. Als 40jähriger fand er seine Wahlheimat in Poschiavo, hoch in einem Südschweizer Alpental, und dort verwandelte sich der graziöse Leichtfuß, der mit Hörspielen und kleinen Theaterstücken als deutscher Exponent des „absurden Theaters" Erfolg hatte, in einen großen Erzähler. In den Prosawerken „Tynset" (1965) und „Masante" (1973) trat die Nachtseite seines Wesens hervor: Schlaflosigkeit aus Angst vor Alpträumen, tiefgründender Weltekel, als wäre durch die Nazi-Verbrechen alles für immer besudelt, Visionen von der drohenden Wiederkehr der Häscher, der Vernichter. In seinem großen „Mozart"-Buch von 1977, das keine Biographie sein sollte, demontierte Hildesheimer das schöne und gängige Bild des Götterlieblings, mit seinem letzten Roman „Marbot" (1981), der eine wissenschaftlich gelehrte Biographie vortäuschte, schrieb er eine erfundene Figur in die Kunstgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts hinein. Dem jungen Spötter Hildesheimer war der Weltuntergang ein Fest gewesen, dem alternden Einsiedler erschien er als reale Bedrohung: Die Literatur habe ausgespielt, erklärte er 1983, sie habe keinen Sinn mehr in einer Welt, die sich unabwendbar selbst vernichte, und er werde nun schweigen. Es war der Abschied eines Stoikers. Er kehrte zurück zur bildenden Kunst, zum reinen und zweckfreien Spiel der Formen. Wolfgang Hildesheimer starb am vergangenen Mittwoch in Poschiavo an Herzversagen.

Wir schenkten ihm die Sekunden, die alles entschieden.

Bei einem Brand liegen oft nur Sekunden zwischen Leben und Tod.

Das weiß der Wuppertaler Feuerwehrmann Rolf Blum aus Erfahrung. Und um ihm diese lebenswichtigen Sekunden zu verschaffen, hat Du Pont das Material NOMEX*III entwickelt.

Eine temperaturbeständige Faser, die zu leichten Schutzanzügen verarbeitet wird, um Feuerwehrleuten zum Beispiel in Frankfurt, London oder Mailand die Arbeit in der Nähe des Feuers zu ermöglichen. Und es war auch ein Schutzanzug aus NOMEX III, den Rolf Blum trug, als er und seine Kollegen ein kleines Mädchen retteten. So schenkten wir ihm die Sekunden, die über ein Leben entschieden.

Das Unternehmen Du Pont sorgt für weltweite Sicherheit. Von sicheren Arbeitsbedingungen bis hin zu einem sicheren Zuhause.

Für Forschung und Entwicklung investiert Du Pont jährlich 1,3 Mrd. Dollar. Und das Ergebnis sind lebensverbessernde Produkte in den verschiedensten Bereichen wie z.B. der Medizin, Elektronik oder Landwirtschaft.

Du Pont de Nemours (Deutschland) GmbH, Postfach 1365, 6380 Bad Homburg v.d.H., Tel. 06172/87-1291

*Eingetragenes Warenzeichen von Du Pont.

EUROPA FÜR EIN BESSERES LEBEN

Bessere Dinge für ein besseres Leben DU PONT

MONTAG

22.20 – 23.05 Uhr. ZDF.

Der Dschungel

„Ich wollte auf das Herz der Amerikaner zielen, getroffen habe ich nur ihren Bauch", gestand sich der Schriftsteller und Journalist Upton Sinclair ein, nachdem er 1906 seinen Roman „The Jungle" veröffentlicht hatte. Darin hatte er die stinkende Hölle beschrieben, die er in den riesigen Schlachthöfen Chicagos angetroffen hatte. Sinclair konnte die amerikanische Öffentlichkeit damit zwar aufrütteln, aber weniger wegen der menschenverachtenden Arbeitsbedingungen dort als wegen der hygienischen Mißstände bei der Fleischzubereitung. Der Münchner Filmemacher Christian Bauer, der schon mit einem 90minütigen Dokumentarfilm seine Zuneigung zu Chicago bewies, hat in den Archiven Filmmaterial entdeckt, das die Schattenseite der Metropole um die Jahrhundertwende deutlich werden läßt.

22.30 – 0.15 Uhr. West III.

Drei vor Mitternacht

Thema: Immer wieder angeeckt. Gäste: Rita Süssmuth; Jürgen Möllemann; Eugen Drewermann; Franca Magnani.

23.00 – 0.40 Uhr. ARD.

Bumerang – Bumerang

Den gefährlichen Titel wählte Hans W. Geissendörfer 1989 für seine Geschichte von drei Teenagern, die mit einer Politiker-Entführung gegen eine atomare Wiederaufarbeitungsanlage protestieren

Darsteller Studt, Hamel

wollen. Auch die begabte junge Katja Studt konnte nicht verhindern, daß Geissendörfer voll am Kopf getroffen wurde: Im Kino war der Film ein Flop.

DIENSTAG

20.15 – 21.45 Uhr. ZDF.

Du mein stilles Tal

Als der 1955 von Leonard Steckel gedrehte Film ins Kino kam, war Hauptdarsteller Curd Jürgens so erbost, daß er dagegen klagte. Er habe schließlich laut Vertrag in einem Melodram namens „Schweigepflicht" und nicht in einem Kitschfilm mitgespielt. Womit er sich aber täuschte, denn die Geschichte von der braven Ehefrau, die dennoch ihrem Mann das Kind vom Geliebten unterschiebt, geriet geradezu zum Oberseminar des Filmkitschs der fünfziger Jahre. Das ZDF ordnet ihn nach den eigenen Kategorien als „unterhaltsamen Ehefilm" ein.

Jürgens, Markus

21.00 – 21.45 Uhr. ARD.

Panorama

Geplant: Der gescheiterte Putsch – welche Rolle spielten Armee und KGB?; Porno-Produzenten filmen mit Aids-Infizierten; Gehirnverstümmelung und Kastration – skrupellose Operationen von DDR-Psychiatern.

22.55 – 0.10 Uhr. ZDF.

Wer braucht ein Herz

Michael X, das war zur Zeit des Malcolm X in den USA in Großbritannien die Symbolfigur der Black-Power-Bewegung. Der schwarzafrikanische Filmemacher John Akomfrah rekonstruiert in diesem Film das Leben eines Charismatikers, der Massen und Prominente gleichermaßen mobilisieren konnte. Der Film folgt seinen Spuren bis zur Hinrichtung von Michael X im Jahr 1975 in Trinidad, wo er wegen Mordes zum Tode verurteilt war.

23.00 – 23.50 Uhr. RTL plus.

Explosiv

Geplant: Stasi-Chef Mielke und ein Mord vor 60 Jahren; die unbesungenen Helden von Moskau; Straßenstrich – tschechische Mädchen und ihr böser Traum vom Glück.

23.10 – 23.40 Uhr. Sat 1.

SPIEGEL TV Reportage

Geplant: Ein kommunistischer Diktator – Aufstieg und Fall des Nicolae Ceauşescu. TV-Film von Edward Behr.

MITTWOCH

20.15 – 21.00 Uhr. ZDF.

Kennzeichen D

Geplant: Moskaus Bürgermeister Popow über Perestroika; Mielkes Spitzel – wo sind sie geblieben?; der erste Mauerprozeß in Berlin.

22.00 – 22.45 Uhr. Nord III.

Werbefeldzug im Osten

Klaus Goldinger über die Arbeit der PR-Strategen, einen neuen Markt mit allen Mitteln zu erobern.

22.45 – 0.42 Uhr. West III.

Getaway

Als Sam Peckinpahs Film aus dem Jahr 1972 in die deutschen Kinos kam, staunten die Kritiker über die Gewalt in der Darstellung. „Menschen verwandeln sich in Matsch", registrierte der SPIEGEL und wunderte sich auch ein wenig: „Ähnlich brutal hat kaum ein Film auch dem Gesetz des Genres ins Gesicht geschlagen." Denn die Moral wird in diesem Film tatsächlich auf den Kopf gestellt.

23.10 – 1.15 Uhr. Pro 7.

Der letzte Tango in Paris

Marlon Brando war 20 Kilogramm dünner als heute, Maria Schneider 20 Jahre jünger, als sie sich zu den Dreharbeiten zu diesem Film von Bernardo Bertolucci trafen, der vorwiegend in einer leeren Pariser Wohnung spielt, angefüllt lediglich mit dem Stöhnen und Seufzen ihrer Liebesmühen. Die Reaktionen waren höchst unterschiedlich. Das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* büßte Anzeigenaufträge in Höhe von 400 000 Dollar ein, weil die „obszönen und unnatürlichen Sex-Akte" zu umfangreich und intensiv beschrieben worden waren. Der amerikanische Schriftsteller Norman Mailer klagte dagegen: „Wir bekamen einen Fick-Film vorgesetzt, in dem das Fikken fehlte. Das ist wie ein Western ohne Pferde."

Schneider, Brando

C&C Computers and Communications

„Ach wissen Sie, Einzelkämpfer haben heutzutage keine Chance."

Neu. PC von NEC. Mit erstklassigen Druckern und Monitoren haben wir in kürzester Zeit eine führende Position im deutschen Markt erreicht. An diesen Erfolg knüpfen wir mit unseren neuen PowerMate PC nahtlos an. Sie beweisen: Die Kombination aus vernetztem Denken und ausgereifter Technik führt zu marktgerechten Lösungen. In den PowerMate PC steckt die präzise Technik der NEC Corporation, die sowohl in der Halbleiter- und Computerherstellung als auch in der Telekommunikation zu den erfolgreichsten Unternehmen weltweit gehört.

NEC hat die Komplettlösung aus einer Hand: Monitor, Drucker und PC – auf Wunsch mit installiertem Betriebssystem und Softwarepaket ab Werk. Wir meinen, daß man nur mit perfekter Abstimmung vernünftig arbeiten kann. Und deswegen sehen wir gute Chancen, daß wir auch Sie mit den neuen PowerMates von NEC überzeugen können.

Sag ja zu NEC.

Bitte senden Sie mir Info-Material über die PowerMate PC. Kostenlos und unverbindlich.

Name/Firma

Straße

PLZ/Ort DS 8/91

Weitere Fragen beantworten Ihnen gerne Ihre nächste NEC Geschäftsstelle oder die

NEC Deutschland GmbH
Klausenburger Str. 4 · 8000 München 80
Tel.: 089/93006-0, Fax: 089/93006-402

„Zero Defects Program" heißt unsere Produktionsmethode, bei der defekte Teile keine Chance haben. Das macht PowerMate PC von NEC so zuverlässig.

NEC

DONNERSTAG

15.30 – 16.00 Uhr. ARD.

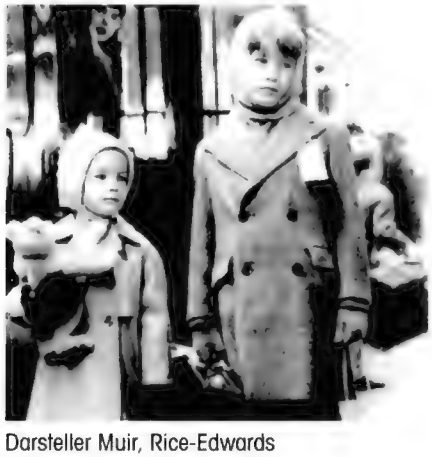
51 Grad Nord

Vor sieben Jahren hat das bayerische Original Franz Xaver Gernstl schon einmal die Bundesrepublik durchwandert – mit der Kamera immer entlang dem 10. Längengrad vom Allgäu bis zur Ostsee. Nun geht's quer durch, und der neugierige Kauz wird elf Folgen lang die Leute vorstellen, die er auf seiner Wandertour von der holländischen bis zur polnischen Grenze treffen wird.

20.25 – 22.10 Uhr. Nord III.

Hope and Glory – Der Krieg der Kinder

Der Krieg aus der Sicht der Kinder – der Regisseur John Boorman bietet mit diesem Film (Großbritannien 1987) ein



Darsteller Muir, Rice-Edwards

kleines Meisterwerk zwischen Komödie und Tragödie, das den Kritiker der *Süddeutschen Zeitung* begeisterte: „‚Hope and Glory' ist kein Kriegs-, kein Antikriegs- und auch kein Historienfilm. Der Regisseur erinnert sich, an Bilder, Träume, Phantasien. Nicht an Gewißheiten. Mag sein, daß die Wahrheit über den Zweiten Weltkrieg in den Geschichtsbüchern steht. Boormans Kino setzt, dazwischen, die Fragezeichen – und die Gedankenstriche."

22.55 – 0.45 Uhr. Pro 7.

Hexenkessel

Im schäbigen Vorort-Milieu von Little Italy im Süden Manhattans erzählt Martin Scorsese in diesem Film (USA 1973) von den kriminellen Abenteuern der kleinen Gangster, denen der große Sprung nie gelingt. Robert De Niro und Harvey Keitel spielen die Helden mit viel Authentizität zu den Tönen der Rolling Stones und Eric Claptons im Hintergrund.

23.00 – 0.15 Uhr. ARD.

Fünfzig Jahre Schweigen

Dokumentarfilm von Barna Kabay und Katalin Petényi über Wolga-Deutsche in der UdSSR (siehe Seite 208).

FREITAG

20.15 – 22.00 Uhr. ZDF.

2 im Zweiten

Alle zwei Jahre wird in Berlin bei der Funkausstellung den Zuschauern in vielen Sendungen vorgegaukelt, wie Fernsehen gemacht wird. Zum Auftakt dürfen die beiden Münchner Gaudi-Burschen Thomas Gottschalk und Günther Jauch mit Gästen rumalbern.

22.00 – 24.00 Uhr. Nord III.

BerlinMitte

Thema: Fernsehen – Fluchthelfer aus der Realität? Eingeladen unter anderen: ARD-Programmdirektor Dietrich Schwarzkopf; Deutschlandsender-Kultur-Leiterin Monika Künze; TV-Polemiker Reginald Rudorf.

22.25 – 23.05 Uhr. ZDF.

Aspekte

Geplant: Schwerpunktthema Design mit Beiträgen über Bankbauten, umweltfreundliche Möbel und eine Ausstellung über Gelsenkirchener Barock.

23.30 – 0.55 Uhr. ZDF.

Boxcar Bertha – Die Faust der Rebellen

Nach Scorseses „Hexenkessel" am Donnerstag in Pro 7 zeigt das ZDF ebenfalls einen Film aus der Frühzeit des Regisseurs (USA 1972). Auch hier spielt die Gewalt der Machtlosen eine Rolle. Scorsese erzählt die – authentische – Geschichte einer Gruppe von Underdogs, die es mit einer ausbeuterischen Eisenbahngesellschaft aufnehmen. Die *Stuttgarter Zeitung* fand den Film mit Barbara Hershey und David Carradine „eine melancholische Ballade über die Aussichtslosigkeit, soziale Mißstände zu ändern".

Szene mit Hershey (M.)

SAMSTAG

20.00 – 21.30 Uhr. Hessen III.

Im Zeichen des Bösen

Orson Welles, das einstige Jung-Genie, das mit 26 Jahren „Citizen Kane" geschaffen hatte, schien schon am Ende, als ihm 1958 eine Rolle in dem Film „Touch of Evil" angeboten wurde. Hauptdarsteller Charlton Heston setzte schließlich durch, daß Welles auch die Regie übertragen wurde. Welles machte

Dietrich, Welles

aus der komplizierten Geschichte um Sex, Drogen, Korruption und Rassismus einen Film voller Suspense und Dramatik.

23.00 – 0.25 Uhr. RTL plus.

Der Ostfriesen-Report: O mei, haben die Ostfriesen Riesen

Diesmal hilft Konstantin Wecker dabei mit, daß der Kölner Sender in seinem ständigen Bemühen, das eigene Niveau noch etwas weiter zu unterschreiten, jede Woche wieder Erfolg hat (Deutschland 1973).

SONNTAG

20.50 – 21.50 Uhr. West III.

Der Mann mit den Pässen

Garry Davis, ein ehemaliger amerikanischer Bomberpilot, hatte nach Ende des Zweiten Weltkriegs eine Vision: Jeder sollte durch die Welt reisen können, ohne Paß, die Grenzen aufgehoben. Er konnte viele Intellektuelle für seine Idee vom Weltbürgertum begeistern, erste Städte – so das deutsche Königswinter – erklärten sich zu Weltbürgerstädten, doch der Kalte Krieg machte all dem schnell ein Ende. Hans Georg Ossenbach erinnert an einen Idealisten, der keine Chance hatte.

21.45 – 22.15 Uhr. RTL plus.

SPIEGEL TV Magazin

Geplant: Rußland nach dem Putsch – aktuelle Berichte aus der Sowjetunion über die schwierige Lage.

WENN SIE

? Was steckt denn nun wirklich hinter der Konzentrationswelle im PC-Markt ?

DIE NEUE CHIP GELESEN HABEN,

Ab 26.8. zu haben.

WISSEN SIE, WER MIT WEM UND VOR ALLEM: WARUM?

Im September-CHIP erfahren Sie die Hintergründe. Unter anderem auch alles über den spektakulären IBM-Apple-Deal. Einiges wird Sie überraschen. Außerdem lesen Sie: was Experten von Bildschirmfiltern halten, ob Übersetzen mit dem Computer wirklich geht und den großen Vergleichstest der schnellsten PCs unter 5.000,– DM, um nur einige Themen zu nennen. Wenn Sie also wissen wollen, was läuft, wohin der Trend geht, wo Sie von Anfang an dabeisein sollten und was Sie getrost vergessen können, kommen Sie Monat für Monat an CHIP nicht vorbei. Schreiben Sie uns doch mal bis zum 20. September, was Sie besonders interessiert. Wir verlosen unter allen Einsendern 10 CHIP-Jahresabos. Unsere Adresse: CHIP, Leserservice 735, Max-Planck-Str. 7/9, 8700 Würzburg 1.

CHIP. Das Programm mit monatlichem Update.

HOHLSPIEGEL

Theo Sommer in der *Zeit*: „Überraschung – so nennen wir gemeinhin das Eintreten des Unerwarteten."

◆

Der Hamburger Buch- und Zeitschriften-Dienst „Alster" in einem Brief an eine Abonnentin im Juni: „Wir erhielten von der Post die Mitteilung, daß Sie in die ehemalige DDR verzogen sind. Leider ist es uns nicht möglich ins Ausland zu liefern. Aus diesem Grund haben wir Ihr Abonnement eingestellt."

◆

Aus dem *Lauterbacher Anzeiger*: „Prof. Dr. Lücke von der Fachhochschule Fulda äußerte sich anerkennend über die Vorteile des kleinen Lauterbacher Schlachthofes. Bürgermeister Otto Falk versicherte: ‚Die Organe der Stadt stehen hinter dem Schlachthaus.'"

◆

Fußballtor erschlug Urlauber: Fremde sind nicht erwünscht

Aus dem Wiener *Kurier*

◆

Nach vier Jahren: Mordopfer aus München meldete sich

Schlagzeile der Münchner *Bild*-Zeitung

◆

Mi. 21.8. **Liebe – Sex – Erotik – Fußpilz**

Aus dem Veranstaltungs-Programm der „Zeltmission" Bad Liebenzell

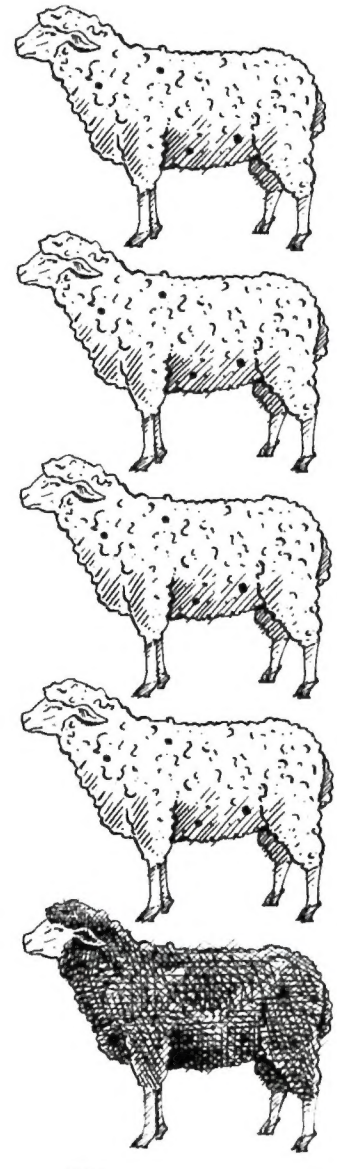
◆

Aus dem TV-Programm des Zürcher *Tages-Anzeiger*: „Der japanische Dokumentarfilmer Kanji Iwashita hatte in den letzten Jahren nur einen Traum: Er wollte einen Film direkt von der Spitze des Mount Everest drehen. Innerhalb von zwölf Jahren versuchte er es dreimal. Der Tod und technische Schwierigkeiten haben ihn aber immer wieder zurückgeschlagen. Dieser Film zeigt den vierten Versuch."

◆

Aus dem Lokalteil „Würzburg" der *Main Post*: „Ein 29jähriger, der in seiner Wohnung in verschiedenen Terrarien insgesamt acht Boaschlangen hält, merkte beim Nachzählen, daß sich eine Schlange unbemerkt und unerlaubt entfernt hat."

DIE KUNST DES LEBENS. (191)



Der Ungebildete sieht überall nur Einzelnes, der Halbgebildete die Regel, der Gebildete die Ausnahme.

Franz Grillparzer

Es ist also eher ein Zeichen der Bildung, wenn man das Besondere liebt: Henkell Trocken. Wer sonst ist klassisch trocken.

HENKELL TROCKEN

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Die *Kieler Nachrichten* über Uwe Barschel und seine mutmaßliche Rolle bei den Waffengeschäften in der ehemaligen DDR (SPIEGEL-Titel 34/1991):

Das Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL berichtet von Verbindungen zwischen dem Waffengeschäft schleswig-holsteinischer Firmen und Südafrika in die ehemalige DDR . . . Verfängliche Filmaufnahmen, illegale Waffendeals. Wie konnte das passieren, ohne daß eines unserer Kontrollorgane reagierte? Der frühere Minister im Barschel-Kabinett Hoffmann bestätigt heute quasi noch die Stasi-Berichte. Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, damals zu reagieren? . . . Niemandem sei Mitwisserschaft unterstellt. Viele aber wußten, daß sich Barschels Persönlichkeitsbild im Laufe seiner Amtszeit bedenklich verändert hatte und ihm zur Erhaltung der Macht vermutlich jedes Mittel recht sein würde. Sie haben versagt. Jede neue Enthüllung ist ein Stein, der das Geschichtsbild Uwe Barschels weiter verbeult, sie ist aber auch eine Ohrfeige für alle Mitläufer.

◆

Die *Frankfurter Rundschau* über die SPIEGEL-TV-Berichterstattung zur Beisetzung Friedrichs II.:

Keck und naseweis, dabei trocken sarkastisch und erfrischend respektlos hebelte das SPIEGEL-TV-Team um Stefan Aust auf RTL plus die Veranstaltung aus. Zwar waren ARD und ZDF in der reservierten ersten Reihe, doch die SPIEGEL-TV-Mannschaft machte es sich auf den hinteren Rängen um so bequemer und lustiger . . . Das Team wütete jedoch weniger mit spiegelbekannten Invektiven, peinlichst genau wurden Beobachtungen aneinandergereiht, ließ man die Realität der schnöden Vorbereitungsarbeiten Revue passieren und erhielt so einen Situationsbericht, der originell, witzig, zugleich anspruchsvoll und nachsinnenswert war. Und die besseren Bilder hatten sie ohnehin.

Der SPIEGEL berichtete . . .

. . . in Nr. 34/1991 SPIEGEL-Titel – „BARSCHELS GRÖßTES GEHEIMNIS" über die mögliche Rolle Alexander Schalck-Golodkowskis bei einem geheimen Dreiecksgeschäft zwischen Kiel, Rostock und Pretoria.

Am Dienstag letzter Woche teilte die Berliner Staatsanwaltschaft mit, daß sie gegen Schalck-Golodkowski jetzt auch wegen des Verdachts des illegalen Handels mit westdeutschen Waffen ermittle. Auch mögliche Verwicklungen Schalcks in den Verkauf von U-Boot-Plänen an Südafrika würden untersucht.

Otto Fehrenbacher, Restaurant Adler, Lahr/Reichenbach.

Sie sind doch immer für eine Überraschung gut.

Josef Wörner, Kellermeister der Winzergenossenschaft Durbach, Ortenau.

Das ist typisch für uns Badener.

Deutsche Weinwerbe GmbH, Badischer Wein, 6500 Mainz

BADISCHE WINZERGENOSSENSCHAFTEN

Typisch ist an Baden *eine ganze Menge. Zum Beispiel seine sonnige Südlage. Die macht's, daß Baden als einziges der elf deutschen Anbaugebiete zur europäischen Weinbauzone B gehört. Das heißt: Die Qualitätsrichtlinien sind hier noch etwas strenger. Und das heißt auch: Die badischen Weine sind ein bißchen anders als die anderen deutschen Weine. Zum Beispiel die badischen Burgunder, die längst im Ruf wahrer Klassiker stehen. Oder die vielen anderen Sorten, die nicht weniger Respekt verdienen. Warum, kann jeder schmecken, auch ohne viel von Mindestmostgewichten und Öchslegraden zu verstehen. Aber selbst Kenner überrascht der badische Wein immer wieder aufs neue.*

BADISCHER WEIN®
von der Sonne verwöhnt

JOHANNIS QUELL.

Natürliches Mineralwasser mit eigener Quellkohlensäure versetzt. Die Zusammensetzung entspricht der Analyse vom 25.06.1990 des Instituts Fresenius, Taunusstein. 1 kg Johannis Quell enthält als Hauptbestandteile: 0,38 g Hydrogencarbonat, 0,09 g Natrium, 0,07 g Sulfat, 0,07 g Chlorid, 0,05 g Calcium, 0,04 g Magnesium, 0,01 g Kalium. 0,74 g Summe der Mineralstoffe.

Jedes Mineralwasser schmeckt anders. Johannis Quell schmeckt besonders leicht und angenehm mild. Denn es enthält von Natur aus wenig Mineralien. Deshalb ist es auch ganz nach dem Geschmack derer, die lieber leicht und bewußt genießen.

WWF

Johannis Quell möchte als natürliches Mineralwasser auch alles dafür tun, um die Natur zu schützen. Deshalb unterstützt Johannis Quell die Umweltstiftung WWF Deutschland.

DAS NATÜRLICH LEICHTE MINERALWASSER.

EUROCOM